L. eleg. g.
520
u 5. 6

Taschen-
bibliothek

L. eleg. g.
520 u / 5.6

Taschen-Bibliothek
klassischer Romane des Auslandes.

5ter und 6ter Band.

Prosper Merimée's Werke,

übersetzt

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Band:

Colomba. Mosaik.

Stuttgart & Cannstatt.
Verlag von Becher & Müller.
1846.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Colomba.

Taschenbibliothek klassischer Romane des Auslands.

6—8te Lieferung:

Prosper Merimée's Werke

Zweiter Band:

Colomba.

Preis per Lieferung von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Ggr.

Stuttgart & Cannstatt.
Verlag von Becher & Müller.
1845.

Prosper Merimée's
gesammelte Werke,

übersetzt

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Band.

Colomba.

J A S

Stuttgart & Cannstatt,
Verlag von Becher & Müller.
1845.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

In den ersten Tagen des Monats Oktober 1811 stieg Sir Thomas Nevil, ein geborner Irländer und ausgezeichneter Offizier in der englischen Armee, aus Italien zurückkehrend, nebst seiner Tochter in dem Hotel Beauveau zu Marseille ab. Die ewige Bewunderung der enthusiastischen Reisenden hat eine Reaction erzeugt, und um sich paradox zu geben, nehmen gegenwärtig viele Touristen das Horaz'sche: **Nil admirari** (nichts anstaunen) zur Devise. Zu dieser Klasse unzufriedener Reisender gehörte Miß Lydia, die einzige Tochter des englischen Obersts. Die Verklärung war ihr mittelmäßig erschienen, der feuerspeiende Vesuv kaum erhabener, als die Essen der Birminghamer Fabriken. Im Ganzen genommen machte sie Italien den Vorwurf, daß dieses Land der Lokalfarbe, des Charakters ermangle. Den Sinn dieser Worte mag deuten, wer ihn will; vor einigen Jahren verstand ich ihn sehr wohl, heute verstehe ich ihn nicht mehr. Erstlich hatte sich Miß Lydia geschmeichelt, jenseits der Alpen Dinge zu finden, welche vor ihr Niemand gesehen hätte, und worüber sie mit anständigen Leuten sprechen könnte, wie Jourdain sagt. Bald jedoch, da sie sich von ihren Mitbürgern überall überflügelt fand und an der Entdeckung von Unbekanntem verzweifelte, warf sie sich auf die Partei der Opposition. In der That ist es höchst unangenehm, daß man von den Wundern Italiens nicht reden kann, ohne von dem Nächsten Besten

gefragt zu werden: — „Sie kennen ohne Zweifel jenen Rafaël im Palast * * * zu * * *? Schöneres findet man nichts in Italien.“ — Und just das hat man zu betrachten vergessen. Da Alles zu betrachten von allzulanger Hand wäre, so ist es am einfachsten, ohne weiters Alles zu verdammen.

Im Hotel Beauveau erfuhr Miß Lydia eine bittere Enttäuschung und Verlegenheit. Sie hatte eine hübsche Skizze des pelasgischen oder cyclopischen Thors von Segni mitgebracht, welches sie von den Zeichnern vergessen wähnte. Nun begegnete ihr Lady Francisca Fenwich in Marseille, zeigte ihr das Album ihrer Reise, worin zwischen einem Sonett und einer ausgetrockneten Blume das fragliche Thor, sorgfältig illuminirt, zu schauen war. Miß Lydia schenkte ihr Thor von Segni ihrer Kammerjungfer und verlor alle Achtung vor den Denkmälern pelasgischer Baukunst.

Diese traurige Gemüthsstimmung theilte ihr Vater, der Oberst Nevil, welcher seit dem Tode seiner Gemahlin alle Dinge mit den Augen seiner Tochter ansah. An ihm hatte Italien das ungeheure Unrecht begangen, daß es Miß Lydien langweilte, folglich war es das langweiligste Land von der Welt. Freilich wußte er nichts gegen die Statuen und Gemälde einzuwenden; dagegen konnte er versichern, daß die Jagd in diesem Land ganz erbärmlich sey, und man unter den Sonnengluthen zehen gute Stunden machen müsse, um einige magere rothe Rebhühner zu schießen.

Am Tage nach seiner Ankunft in Marseille lud er den Kapitän Ellis, seinen früheren Adjutanten, zum Essen ein. Dieser hatte die letzten sechs Wochen in Corsica zugebracht. Er erzählte Miß Lydien mit vielem Geschick eine Räubergeschichte, welche das Verdienst hatte, in keinem Stücke denjenigen zu gleichen, womit man sie so oft auf dem Wege von Rom nach Neapel unterhalten hatte. Beim Nachtisch sprachen die beiden Männer, welche mit einigen Flaschen Bordeaux allein sitzen

geblieben waren, von der Jagd, und der Oberst erfuhr, daß es kein Land gebe, wo diese schöner, wechselvoller und reicher zu finden sey, als Corsica. — „Man findet dort viele Wildschweine," sagte Kapitän Ellis, „und muß solche von den zahmen unterscheiden lernen, denn sie gleichen einander erstaunlich; wenn man aber zahme schießt, verwickelt man sich in böse Händel mit den Hütern. Diese kommen aus einem Gehege, das sie Maquis nennen, bis an die Zähne bewaffnet, hervor, lassen sich ihre Bestien heillos theuer bezahlen und lachen Euch aus. Da gibt es ferner noch den Muffolo, ein seltsames Gethier, das man anderwärts nicht findet, vortreffliches Wildbrät, aber schwer zu schießen. Hirsche, Rehe, Fasanen, Rebhühner und alle Arten von jagdgerechten Thieren, die ich nicht aufzählen mag, wimmeln dort durch einander. Wenn Sie gerne knallen lassen, Oberst, so gehen Sie nach Corsica, da gibt es, wie einer meiner Gastfreunde sagte, zu schießen auf alles mögliche Wildbrät, vom Krammetsvogel bis zum Menschen."

Beim Thee ergötzte der Kapitän Miß Lydien von Neuem mit der Erzählung einer transversalen*) Vendetta, die noch sonderbarer war, als seine erste, und begeisterte sie vollends ganz für Corsica, indem er das wilde Aussehen des Landes beschrieb, das keinem andern gleicht, und originelle Charakterzüge der Bewohner desselben, so wie Beispiele von ihrer Gastfreundschaft und ihren naturgemäßen Sitten zum Besten gab. Endlich legte er ein hübsches kleines Stilet zu ihren Füßen, das sich weniger durch Form und Stoff, als durch seinen Ursprung auszeichnete. Ein berühmter Bandit hatte es dem Kapitän Ellis abgetreten und betheuert, daß es viermal in menschliche Körper getaucht worden sey. Miß Lydia steckte es in ihren Gürtel, legte es auf ihren Nachttisch und zog es zweimal aus der

---

*) Das ist: die Blutrache, welche man auf einen mehr oder weniger entfernten Verwandten des ursprünglichen Beleidigers fallen läßt.

Scheide, ehe sie einschlief. Der Oberst seinerseits träumte, er erlege einen Muffolo und der Eigenthümer lasse ihn den Preis dafür bezahlen, was er auch gerne thue, denn es war ein sehr merkwürdiges Thier, das einem Eber glich, mit Hirschhörnern und einem Fasanenschweif.

„Ellis erzählt, daß es eine wundervolle Jagd in Corsica gibt," sagte der Oberst beim Frühstück zu seiner Tochter; „wenn es nicht so weit wäre, möchte ich wohl ein paar Wochen dort zubringen."

„Wohlan denn!" antwortete Miß Lydia, „warum sollten wir den Gedanken nicht ausführen? während Sie jagten, würde ich zeichnen in Corsica; ich wäre entzückt, in meinem Album die Grotte zu haben, von der Kapitän Ellis sprach, worin Bonaparte als Knabe seine Lectionen lernte."

Dieß war vielleicht der erste Fall, daß ein von dem Oberst geäußerter Wunsch die Billigung seiner Tochter erhielt. Seelenvergnügt über diese unverhoffte Einhelligkeit, war er doch gewandt genug, einige Einwürfe zu machen, um die glückliche Laune Lydia's noch mehr anzureizen. Umsonst war es, daß er von der Wildheit des Landes und von der Schwierigkeit sprach, die eine Dame hätte, darin zu reisen — sie fürchtete nichts; sie liebte eine Reise zu Pferd über Alles; bivouaquiren war ihr ein Fest; sie drohte mit einer Wanderung nach Klein-Asien; kurz sie war auf Alles gefaßt, denn in Corsica war noch nie eine Engländerin gewesen; also mußte sie dahin gehen. Und welches Glück, nach St. James-Square zurückgekehrt, ihr Album zu zeigen! — „Warum doch, meine Theure, überschlagen Sie diese herrliche Zeichnung?" — „O! das will nichts bedeuten. Es ist nur das Profil eines famosen corsischen Banditen, der uns zum Führer gedient hat." — „Wie, Sie sind in Corsica gewesen?" . . .

Da es noch kein Dampfschiff zwischen Frankreich und Corsica gab, so sah man sich nach einem Segelschiff um, das nach

der Insel, welche Miß Lydia zu entdecken beabsichtigte, abzusegeln im Begriff wäre. Noch an dem gleichen Tag schrieb der Oberst nach Paris, um sein Zimmer abzubestellen, und miethete sich auf einer corsischen Goelette, die nach Corsica abgieng, ein. Zwei mittelmäßige Zimmer waren zu haben. Man schiffte Mundvorrath ein; der Patron schwur, ein alter Matrose von ihm sey ein ausgezeichneter Koch und habe seinesgleichen nicht im Bereiten von Zwiebacksuppen; er versprach, das Fräulein werde sich gut behagen bei günstigem Wind und schönem Meer.

Außerdem bedung der Oberst, nach dem Willen seiner Tochter, mit dem Schiffskapitän aus, daß dieser keinen andern Passagier einnehme und immer an den Küsten der Insel hinsteure, damit man der Aussicht auf die Berge genießen könnte.

II.

An dem bestimmten Tage war Alles eingepackt und schon am Morgen zu Schiffe gebracht; die Goelette sollte mit dem Abendwinde absegeln. Einstweilen spazierte der Oberst mit seiner Tochter auf der Canebière. Da trat der Kapitän zu ihm und bat um die Erlaubniß, einen Vetter an Bord nehmen zu dürfen, das heißt einen Vetter des Pathen seines ältesten Sohnes, der in einer wichtigen Sache nach Corsica, seinem Vaterlande, zurückkehre und kein Schiff finden könne, das dahin absegle. — „Er ist ein herrlicher Junge,“ setzte der Kapitän Mattei hinzu, „Soldat, Offizier der Gardejäger zu Fuß und würde gewiß schon lange Oberst seyn, wenn der Andere noch Kaiser wäre.“

„Da er Soldat ist,“ sagte der Oberst . . . und wollte hinzusetzen: so habe ich nichts dagegen, daß er mit uns fährt . . . aber Miß Lydia rief in englischer Sprache:

„Ein Infanterie-Offizier?“ (da ihr Vater in der Reiterei gedient hatte, so verachtete sie gründlich jede andere Waffe) ... „vielleicht ein Mensch ohne Bildung, der die Seekrankheit bekommen und uns das ganze Vergnügen der Ueberfahrt verderben wird!“

Der Kapitän verstand kein Wort englisch, aber er errieth an dem Aufwerfen ihres hübschen Mundes, was Miß Lydia sagen wollte, und begann eine Litanei von Lobeserhebungen seines Vetters, welche er mit der Versicherung schloß, derselbe sey ein trefflicher junger Mann aus einer Caporal-Familie und würde den Herrn Obersten gewiß nicht belästigen, denn er, der Kapitän, nehme es auf sich, ihn in einer Ecke unterzubringen, wo man seine Gegenwart gar nicht bemerken würde.

Der Oberst und Miß Nevil fanden es sonderbar, daß es in Corsica Familien gebe, in denen sich die Caporalswürde auf diese Weise vom Vater auf den Sohn fortpflanze; aber, da sie mitleidig dachten, daß es sich nur von einem Infanterie-Caporal handle, so schloßen sie, es werde ein armer Teufel seyn, den der Kapitän gleichsam aus Barmherzigkeit mitnehmen wolle. Wenn es ein Offizier gewesen wäre, so hätte man mit ihm sprechen, mit ihm zusammen leben müssen, aber mit einem Caporal brauchte man sich nicht zu geniren, — er ist ein bedeutungsloses Wesen, es sey denn, daß er mit seiner Mannschaft, das Bajonnet aufgepflanzt, erscheint, um Einen dahin zu führen, wohin man nicht gerne geht.

„Wird Ihr Vetter seekrank?“ fragte Miß Nevil trocken.

„Niemals, mein Fräulein. Er ist ein Felsenherz auf dem Meere, wie auf dem Lande.“

„Dann gut! Sie können ihn mitnehmen,“ sagte sie.

„Sie können ihn mitnehmen,“ wiederholte der Oberst, und setzte den Spaziergang mit seiner Tochter fort.

Gegen fünf Uhr Abends kam der Kapitän Mattei, um sie an Bord der Goelette abzuholen. Im Hafen, bei der Schaluppe

des Kapitäns, fanden sie einen großen jungen Mann in blauem, bis an das Kinn zugeknöpftem Rocke, mit sonnverbranntem Gesichte, schwarzen, schön geschnittenen, lebhaften Augen und offener, geistreicher Miene. An der Art, wie er die Schultern zurücknahm und dem zierlich gedrehten Schnurrbarte erkannte man leicht den Soldaten, denn damals strotzten die Straßen noch nicht von pflastertretenden Schnurrbärten, und die Nationalgarde hatte noch nicht jede Familie mit der Haltung und den Gewohnheiten der Wachtstube vertraut gemacht.

Der junge Mann nahm seine Mütze ab, als er den Obersten erblickte, und dankte ihm ohne Verlegenheit in guten Ausdrücken für den Dienst, den er ihm erzeige.

„Freut mich, Ihnen zu nützen, mein Junge,“ erwiderte der Oberst, indem er herablassend mit dem Kopfe nickte. Dann bestieg er die Schaluppe.

„Er macht wenig Umstände, Euer Engländer,“ sagte der junge Mann leise auf Italienisch zu dem Kapitän.

Dieser legte seinen Zeigefinger unter das linke Auge und zog die beiden Mundwinkel herab, wodurch er, wie Jeder weiß, der die Zeichensprache versteht, andeuten wollte, der Engländer verstehe italienisch und sey ein bizarrer Mensch. Der junge Mann lächelte leicht, berührte als Antwort auf das Zeichen Mattei's seine Stirne, als wollte er sagen, alle Engländer hätten einen Sparren im Kopfe, setzte sich sodann neben dem Kapitän nieder und betrachtete sehr aufmerksam, doch nicht unbescheiden, seine hübsche Reisegefährtin.

„Sie haben eine gute Haltung, diese französischen Soldaten,“ sagte der Oberst auf englisch zu seiner Tochter; „darum macht man auch leicht Offiziere aus ihnen.“

Alsdann wendete er sich zu dem jungen Manne und fragte französisch: „In welchem Regimente haben Sie gedient?“

Dieser stieß den Vetter des Pathen seines Vetters leicht mit dem Ellbogen, unterdrückte ein spöttisches Lächeln und

erwiderte, er habe früher unter den Gardejägern zu Fuß gedient, komme aber jetzt von dem siebenten leichten Regimente.

„Waren Sie bei Waterloo? Sie sind noch sehr jung."

„Dies war mein einziger Feldzug."

„Der kann für zwei gelten," entgegnete der Oberst.

Der junge Corse biß sich auf die Lippen.

„Papa," sagte Miß Lydia englisch, „fragen Sie ihn doch, ob die Corsen ihren Bonaparte sehr lieben?"

Bevor der Oberst diese Frage in's Französische übersetzt hatte, antwortete der junge Mann in gutem Englisch, wenn auch mit einem etwas fremdartigen Accente:

„Sie wissen, mein Fräulein, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Wir Landsleute Napoleons lieben ihn vielleicht weniger, als die Franzosen. Aber ich, ich liebe und bewundere ihn, obgleich unsere beiden Familien sonst Feinde gegen einander waren."

„Sie sprechen englisch!" rief der Oberst aus.

„Sehr schlecht, wie Sie hören."

Wenn gleich Miß Lydien der ungezwungene Ton des jungen Mannes etwas mißfiel, so mußte sie doch bei dem Gedanken an eine persönliche Feindschaft zwischen einem Caporal und einem Kaiser lächeln. Es war dieß gleichsam ein Vorgeschmack von den Eigenthümlichkeiten Corsica's, und sie nahm sich vor, diesen Zug in ihrem Tagbuche zu notiren.

„Vielleicht waren Sie gefangen in England?" fragte der Oberst.

„Nein, mein Oberst. Ich lernte die englische Sprache ganz jung in Frankreich, von einem Gefangenen aus Ihrer Nation."

Dann wandte er sich an Miß Nevil mit den Worten:

„Mattei hat mir gesagt, Sie kämen aus Italien zurück. Sie sprechen ohne Zweifel das rein Toskanische, und es dürfte, wie ich fürchte, Ihnen etwas schwer fallen, unser Patois zu verstehen."

„Meine Tochter versteht alle italienischen Dialekte,“ erwiderte der Oberst; „sie hat die Gabe, alle Sprachen zu erlernen. Bei mir ist das nicht der Fall.“

„Würden Sie zum Beispiel diese Verse eines unserer corsischen Lieder verstehen? Ein Schäfer sagt zu einer Schäferin:

„Käm' ich in's heilige, heil'ge Paradies
Und fände Dich nicht, ich verließ es wieder.“
(**Serenata di Zicavo.**)

Miß Lydia verstand sie, fand aber dieses Citat etwas kühn, und noch mehr den Blick, der sie begleitete und antwortete erröthend: „Capisco (ich verstehe).“

„Und Sie gehen auf Urlaub in Ihre Heimath?“ fragte der Oberst.

„Nein, mein Oberst. Man hat mich auf Halbsold gesetzt, wahrscheinlich, weil ich mit bei Waterloo war und ein Landsmann Napoleons bin. Ich kehre nach Hause zurück, leicht an Hoffnung, leicht an Geld, wie das Lied sagt.“

Und er sah seufzend zum Himmel empor.

Der Oberst griff in die Tasche, drehete ein Goldstück zwischen den Fingern herum und suchte nach einer Redensart, um dasselbe auf recht feine Weise seinem unglücklichen Feinde in die Hand zu drücken.

„Auch mich,“ sagte er mit freundlicher Miene, „auch mich hat man auf Halbsold gesetzt; aber . . . mit Ihrem Halbsolde können Sie sich ja nicht einmal Taback kaufen. Nehmen Sie, Caporal!“

Dabei versuchte er das Goldstück in die geschlossene Hand zu bringen, welche der junge Mann auf den Rand der Schaluppe stützte.

Der junge Corse erröthete, richtete sich hoch auf, biß sich auf die Lippe und schien eben heftig antworten zu wollen, als er plötzlich seinen Gesichtsausdruck änderte und laut auf-

lachte. Der Oberst, sein Goldstück in der Hand, saß ganz erstaunt da.

„Oberst," sagte der junge Mann wieder ernst, „erlauben Sie mir, Ihnen zwei Rathschläge zu geben. Der erste ist: bieten Sie einem Corsen nie Geld, denn manche meiner Landsleute dürften so unartig seyn, Ihnen dasselbe an den Kopf zu werfen; der zweite: geben Sie den Leuten keinen Titel, den sie nicht in Anspruch nehmen. Sie nennen mich Caporal und ich bin Lieutenant, der Unterschied ist freilich nicht groß, aber . . ."

„Lieutenant!" rief Sir Thomas, „Lieutenant! der Kapitän des Schiffes hat mir aber doch gesagt, Sie wären Caporal wie Ihr Vater und alle Männer ihrer Familie es gewesen."

Bei diesen Worten lehnte sich der junge Mann weit zurück und fieng an so laut und so aus Herzensgrunde zu lachen, daß der Kapitän und die beiden Matrosen mit einstimmten.

„Verzeihen Sie, Oberst," sagte endlich der junge Mann, „aber das Quiproquo ist herrlich, nur verstand ich es nicht gleich. Meine Familie rühmt sich allerdings, caporali unter ihren Vorfahren zu zählen, aber unsere corsischen caporali sind nie Korporale mit Tressen auf dem Rocke gewesen. Um das Jahr der Gnade 1100 wählten sich einige Gemeinden, die sich gegen die Tyrannei der Gebirgsherrn auflehnten, Anführer, welche sie caporali nannten. Auf unserer Insel halten wir es heute noch für eine Ehre, von dieser Art Tribunen abzustammen."

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr!" fiel der Oberst ein, „tausendmal um Verzeihung. Da Sie die Ursache meines Irrthums einsehen, so hoffe ich, werden Sie ihn auch entschuldigen." Und er reichte ihm damit die Hand.

„Es ist eine gerechte Strafe für meinen kleinen Hochmuth, Oberst," sagte der junge Mann, der noch immer lachte und die Hand des Engländers herzlich drückte; „ich zürne Ihnen durchaus

nicht. Da mein Freund Mattei mich so schlecht vorgestellt hat, so erlauben Sie, daß ich es selbst thue; ich heiße Orso della Rebbia, bin Lieutenant auf halbem Solde, und wenn Sie, wie ich beim Anblick dieser beiden schönen Hunde vermuthe, der Jagd wegen nach Corsica reisen, so würde ich Sie mit Vergnügen in unsere Maquis und unsere Berge einführen . . . vorausgesetzt, daß ich dieselben nicht vergessen habe," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

In diesem Augenblicke berührte das Boot die Goelette. Der Lieutenant bot Miß Lydien seine Hand und half dann dem Obersten auf das Verdeck steigen. Hier bat ihn Sir Thomas, der noch immer sein Versehen nicht vergessen konnte und nicht wußte, wie er die Beleidigung wieder gut machen sollte, die er einem Manne angethan hatte, der sich schon vom Jahr 1100 herschrieb, ohne die Einwilligung seiner Tochter abzuwarten, mit ihnen zu Abend zu essen, während er zu gleicher Zeit seine Entschuldigungen und Händedrücke wiederholte. Miß Lydia runzelte freilich die Stirne ein wenig, war aber im Ganzen nicht unwillig, erfahren zu haben, was ein Caporal sey. Ihr Gast hatte ihr nicht mißfallen; sie fand von nun an sogar etwas Aristokratisches an ihm, nur war er ihr zu offen und zu heiter für einen Romanhelden.

„Lieutenant della Rebbia," sagte der Oberst, indem er ihn auf englische Weise, ein Glas Madeira in der Hand, begrüßte, „ich habe in Spanien viele Ihrer Landsleute gesehen; sie gehörten zu der berühmten Schützen-Infanterie."

„Ja, viele sind in Spanien geblieben," sagte der junge Lieutenant ernst.

„Nie werde ich die Haltung eines corsischen Bataillons in der Schlacht von Vittoria vergessen," fuhr der Oberst fort. „Ich muß mich freilich daran erinnern," setzte er hinzu, indem er sich die Brust rieb. „Den ganzen Tag hatten sie in den Gärten, hinter den Hecken fortgebüchst und uns, ich weiß nicht wie

viel Mann und Pferde getödtet. Nachdem der Rückzug beschlossen war, sammelten sie sich und zogen in guter Ordnung zurück. In der Ebene hofften wir Rache nehmen zu können, aber die Bursche . . . entschuldigen Sie, Lieutenant, — diese Tapfern hatten ein Viereck formirt und es war nicht möglich, dasselbe zu sprengen. In der Mitte des Vierecks, noch seh ich ihn vor mir, ritt ein Offizier auf einem kleinen Rappen neben dem Adler und rauchte ruhig seine Cigarre, als säße er im Kaffeehause. Manchmal spielte ihre Musik, wie um uns herauszufordern, Fanfaren . . . ich werfe meine beiden ersten Schwadronen gegen sie . . . Bah! statt in der Fronte anzupacken, prallen meine Dragoner bei Seite, schwenken und kommen sehr in Unordnung, manches Pferd ohne Reiter, zurück . . . und immer die verfluchte Musik! Als der Dampf, der das Bataillon einhüllte, sich verzogen hatte, sah ich den Offizier neben dem Adler wieder; er rauchte noch immer seine Cigarre. Gereizt, stellte ich mich selbst an die Spitze zu einem letzten Angriff, ihre Gewehre waren von dem vielen Feuern verschmutzt, daß sie nicht mehr losgiengen, aber die Soldaten waren sechs Mann hoch aufgestellt, und hielten den Pferden die Bajonette entgegen; sie standen wie eine Mauer. Ich schrie, ich ermahnte meine Dragoner, ich setzte meinem Pferde beide Sporen ein, um es vorwärts zu treiben, als der Offizier, von dem ich sprach, endlich seine Cigarre aus dem Munde nahm und mich einem seiner Leute zeigte. Ich hörte ihn etwas sagen wie: al capello bianco! Ich trug einen weißen Federbusch. Weiter hörte ich nicht, denn eine Kugel durchbohrte mir die Brust. — Es war ein schönes Bataillon, Herr della Rebbia, das erste vom achtzehnten leichten Regimente und lauter Corsen, wie ich später erfuhr.“

„Ja,“ sagte Orso, dessen Augen bei dieser Erzählung funkelten; „sie deckten den Rückzug und brachten ihren Adler zurück;

aber zwei Drittel dieser Tapfern schlafen heute in der Ebene von Vittoria."

„Ist Ihnen vielleicht zufällig der Name des Offiziers bekannt, der sie commandirte?"

„Es war mein Vater. Damals war er Major im achtzehnten Regimente und wurde wegen seines Betragens an diesem traurigen Tage zum Obersten befördert."

„Ihr Vater! Meiner Treu, er war ein tapferer Mann! Mit Vergnügen würde ich ihn wieder sehen, und ich erkennte ihn sicher augenblicklich. Ist er noch am Leben?"

„Nein, Oberst," erwiderte der junge Mann, bleich werdend.

„War er bei Waterloo?"

„Ja, Oberst, aber er war nicht so glücklich, auf einem Schlachtfelde zu sterben . . . Er starb in Corsica . . . vor zwei Jahren . . . — Mein Gott! wie schön ist dieses Meer! Seit zehn Jahren habe ich das Mittelmeer nicht mehr gesehen. — Finden Sie das Mittelmeer nicht auch schöner, als den atlantischen Ocean, mein Fräulein?"

„Mir scheint es zu blau . . . und den Wogen fehlt das Großartige."

„Sie lieben die wilde Schönheit, mein Fräulein? Dann wird Ihnen Corsica gefallen."

„Meine Tochter liebt Alles, was außerordentlich ist," sagte der Oberst, „deßhalb hat ihr auch Italien nicht gefallen."

„Von Italien kenne ich nichts als Pisa," sagte Orso, „wo ich einige Zeit das Collegium besuchte; aber ich kann nicht ohne Bewunderung an das Camposanto, an den Dom, an den schiefen Thurm denken, hauptsächlich an das Camposanto (den Kirchhof von Pisa). Sie erinnern sich gewiß an das Denkmal Orcagna's; ich glaube, ich könnte es abzeichnen, so gut ist es mir im Gedächtniß geblieben."

Miß Lydia fürchtete, der Lieutenant möchte seine Begeisterung weiter aussprechen, und sagte deshalb gähnend:

„Es ist recht hübsch. Verzeihen Sie, lieber Vater, ich habe etwas Kopfschmerzen und will in meine Kajüte hinuntergehen.“

Sie küßte ihren Vater auf die Stirne, nickte Orso majestätisch zu und verschwand. Sodann sprachen die beiden Männer vom Kriege und von der Jagd.

Sie erfuhren, daß sie bei Waterloo einander gegenüber gestanden und wahrscheinlich viele Kugeln gewechselt hatten. Ihr gutes Einverständniß wurde dadurch nur verdoppelt. Abwechselnd kritisirten sie Napoleon, Wellington und Blücher, dann jagten sie mit einander den Hirsch, den Eber und das Muffelthier. Die Nacht war schon ziemlich vorgerückt und die letzte Flasche Bordeaux geleert, als der Oberst dem Lieutenant von Neuem die Hand drückte, ihm eine gute Nacht wünschte und die Absicht aussprach, eine auf so komische Art begonnene Bekanntschaft bestens zu cultiviren. Damit trennten sie sich und jeder legte sich zur Ruhe.

III.

Es war eine schöne Nacht; der Mond spielte in den Wellen und das Schiff schwamm sanft unter einem leichten Winde dahin. Miß Lydia empfand keinen Schlaf und nur die Gegenwart des Fremden hatte sie gehindert, sich an jenen Gefühlen zu weiden, die auf dem Meere bei Mondschein jeder Mensch empfindet, wenn er nur zwei Gran Poesie im Herzen hat. Sobald sie den jungen Mann, als prosaischen Menschen, eingeschlafen glaubte, erhob sie sich, warf einen Mantel über, weckte ihr Kammermädchen und stieg auf das Verdeck. Es war Niemand dort, als ein Matrose am Steuer, der eine Art Klage im corsischen Dialekt nach einer wilden und eintönigen Melodie sang. In der nächtlichen Stille hatte diese seltsame Musik auch ihren Reiz. Miß Lydia

verstand leider nicht ganz, was der Matrose sang. Unter vielen Gemeinplätzen erregte ein sehr kräftiger Vers ihre lebhafte Neugierde; aber im schönsten Moment kamen wieder einige Patois-Worte, deren Sinn sie nicht errieth. So viel begriff sie, daß die Rede von einem Morde war. Die Verwünschungen über die Mörder, die Drohungen der Rache, das Lob des Todten, alles war ohne Ordnung unter einander gemischt. Sie behielt nur einige Verse, die ich zu übersetzen versuchen will.

„.... Weder die Kanonen, noch die Bajonnette — haben seine Stirne erblassen gemacht, — die so heiter strahlte auf einem Schlachtfeld — wie die Sonne am Sommerhimmel. — Er war der Falk, des Adlers Freund, — Wüstenhonig für seine Freunde, — für seine Feinde ein zürnendes Meer. — Erhabener als die Sonne, — sanfter als der Mond. — Er, dem die Feinde Frankreichs nimmer Stand hielten, — Meuchelmörder aus dem eigenen Land, — haben ihn hinterrücks niedergestreckt — wie Vittolo mordete Sampiero Corso. — Nie hätten sie ihm in's Auge zu sehen gewagt. — ... Hänget an die Mauer, vor meinem Bett — mein wohlerworbenes Ehrenkreuz. — Purpurroth ist das Band desselben. — Röther ist mein Hemd. — Für meinen Sohn, meinen Sohn im fernen Land, — bewahret mein Kreuz und mein blutiges Hemd. — Zwei Löcher wird er drinn finden. — Für jedes Loch ein Loch in ein anderes Hemd! — Aber wird die Rache dann vollendet seyn? — Ich begehre die Hand, welche losgedrückt, — das Auge, welches gezielt, — das Herz, welches ersonnen ..."

Der Matrose brach plötzlich ab. „Warum singst Du nicht weiter, mein Freund?" fragte Miß Nevil.

Der Matrose zeigte ihr durch eine Kopfbewegung eine Gestalt, welche unter dem großen Segel der Goelette hervorkam. Es war Orso, der den Mondschein genießen wollte.

„Bring' doch Dein Klagelied zu Ende," sagte Miß Lydia, „es machte mir großes Vergnügen."

Der Matrose neigte sich zu ihr hin und sagte ganz leise: „Das Rimbecco füge ich Niemand zu.“

„Wie? das...?“

Der Matrose fing an zu pfeifen, ohne zu antworten.

„Ich finde Sie doch bei der Bewunderung unseres Mittelmeers, Miß Nevil,“ sagte Orso, indem er sich ihr näherte. „Gestehen Sie, daß man einen solchen Mondschein sonst nirgends sieht.“

„Ich sah ihn nicht an, weil ich eben sehr eifrig corsisch studirte. Dieser Matrose hier sang eine höchst tragische Klage, brach aber im schönsten Momente ab.“

Der Matrose bückte sich, als wollte er seinen Compaß genauer betrachten, und zog Miß Nevil derb am Pelze. Augenscheinlich konnte seine Klage in Gegenwart des Lieutenants nicht gesungen werden.

„Was sangst Du denn da, Paolo Francé?“ fragte Orso; „eine Ballata? oder eine Vocero? (eine Ballade oder eine Leichenhymne?) die Signora versteht Dich und möchte das Ende hören.“

„Ich habe es vergessen, Orf' Anton,“ sagte der Matrose. Und gleich darauf stimmte er einen Lobgesang auf die heilige Jungfrau an.

Miß Lydia hörte zerstreut auf den Lobgesang, drang nicht weiter in den Sänger, nahm sich aber vor, später die Lösung des Räthsels zu ermitteln. Ihr Kammermädchen jedoch, welche, wenn gleich aus Florenz gebürtig, den corsischen Dialekt nicht besser verstand, als ihre Gebieterin, war auch neugierig auf die Sache und wendete sich, ehe Miß Lydia es durch einen leichten Stoß verhindern konnte, mit der Frage an Orso: „Herr Hauptmann, was bedeutet das Wort Rimbecco?

„Das Rimbecco!“ sagte Orso; „das ist für einen Corsen die tödlichste Beleidigung, der Vorwurf, sich nicht gerächt zu haben. Wer hat Ihnen etwas von dem Rimbecco gesagt?“

„In Marseille," antwortete Miß Lydia schnell, „bediente sich gestern der Kapitän der Goelette dieses Wortes."

„Und von wem sprach er?" fragte Orso lebhaft.

„Oh! er erzählte uns eine alte Geschichte.... aus der Zeit von.... ja, ich glaube, es war bei der Erwähnung der Vannina d'Ornano."

„Der Tod Vannina's hat Ihnen, wie ich vermuthe, unsern Helden, den tapfern Sampiero, nicht sehr liebenswürdig erscheinen lassen?"

„Ei ei, finden Sie seine That sehr heroisch?"

„Sein Verbrechen wird durch die rohen Sitten der Zeit entschuldigt; und dann führte Sampiero einen Krieg auf Leben und Tod mit den Genuesern; welches Vertrauen würden seine Landsleute in ihn haben setzen können, wenn er diejenigen nicht bestraft hätte, welche mit Genua unterhandeln wollten?"

„Vannina," sagte der Matrose, „hatte sich ohne Erlaubniß ihres Gemahls entfernt; Sampiero that ganz recht, daß er ihr den Hals umdrehte."

„Aber," erwiderte Miß Lydia, „um ihren Mann zu retten, aus Liebe für ihn, wollte sie die Gnade der Genueser anflehen."

„Um Begnadigung für ihn bitten, hätte ihn geschändet!" rief Orso.

„Und sie selbst umzubringen!" fuhr Miß Nevil fort. „Welches Ungeheuer mußte er seyn!"

„Es ist Ihnen bekannt, daß sie es sich als eine Gunst erbat, von seiner Hand zu sterben. Halten Sie den Othello auch für ein Ungeheuer, mein Fräulein?"

„Welcher Unterschied! er war eifersüchtig; Sampiero blos eitel."

„Und die Eifersucht, ist sie nicht auch Eitelkeit? Sie ist die Eitelkeit der Liebe, und Sie entschuldigen vielleicht dieselbe aus diesem Grunde."

Miß Lydia warf ihm einen würdevollen Blick zu, und, sich zu dem Matrosen wendend, fragte sie, wann die Goelette in dem Hafen ankommen würde.

„Uebermorgen," sagte er, „wenn der Wind anhält."

„Jetzt schon möchte ich Ajaccio sehen, denn ich kann es kaum aushalten auf diesem Schiff."

Sie stand auf, nahm den Arm ihrer Kammerfrau und gieng einige Zeit auf und ab; Orso blieb unbeweglich am Ruder stehen und wußte nicht, ob er mit ihr umhergehen oder ein Gespräch abbrechen sollte, das ihr lästig zu seyn schien.

„Ein schönes Mädchen, bei dem Blute der Madonna!" sagte der Matrose, „wenn alle Flöhe meines Bettes ihr glichen, würde ich mich über ihre Stiche nicht beklagen."

Miß Lydia hörte vielleicht diese naive Lobpreisung ihrer Schönheit und wurde durch dieselbe verscheucht, denn sie gieng gleich darauf in ihre Kajüte hinunter. Sofort zog sich auch Orso zurück. Sobald er das Verdeck verlassen hatte, kam das Kammermädchen wieder zurück, fragte den Matrosen aus und stattete ihrer Gebieterin folgenden Bericht ab: die durch die Ankunft Orso's unterbrochene Ballade war bei dem Tode des Obersten della Rebbia, dem Vater des Gedachten, der vor zwei Jahren ermordet wurde, verfaßt worden. Der Matrose zweifelte nicht, daß Orso nach Corsika zurückkehre, um ihn zu rächen, und versicherte, man würde in kurzem frisches Fleisch in dem Dorfe Pietranera sehen, das hieß: der Herr Orso habe die Absicht, zwei oder drei Personen zu ermorden, die in dem Verdachte ständen, seinen Vater umgebracht zu haben, welche deshalb von der Justiz wirklich verhört, aber ganz unschuldig befunden worden, weil sie die Richter, die Advokaten, den Präfekten und die Gendarmen auf ihrer Seite gehabt hätten."

„Es gibt keine Gerechtigkeit auf Corsika," fuhr der Matrose fort, „und ein gutes Gewehr ist mehr werth, als ein Rath

am königlichen Gerichtshofe. Wenn man einen Feind hat, muß man zwischen den drei S. *) wählen.

Dieser interessante Aufschluß änderte das Benehmen und die Stimmung der Miß Lydia in Beziehung auf den Lieutenant della Rebbia bedeutend. Von diesem Augenblicke an war er in den Augen der romanhaften Engländerin eine wichtige Person geworden. Sein sorgloses Aussehen, der freie Ton und die gute Laune, welche sie anfänglich ungünstig gegen ihn eingenommen hatten, wurden jetzt ein Verdienst mehr, denn sie zeugten von der mächtigen Verstellung einer thatkräftigen Seele, die keines ihrer Gefühle äußerlich bemerkbar werden läßt. Orso erschien ihr wie eine Art Fiesko, der umfassende Pläne unter der Maske des Leichtsinns verbirgt; und, ob es gleich minder groß ist, einige Schurken umzubringen, als das Vaterland zu befreien, so bleibt eine solche Rache doch schön, und überdieß schmeichelt es dem Sinne der Frauen, wenn ein Held sich nicht um Politik bekümmert. Jetzt erst bemerkte Miß Nevil, daß der junge Lieutenant sehr große Augen, weiße Zähne, eine schlanke Taille, Bildung und etwas Lebensart besitze. Am andern Tage sprach sie oft mit ihm, und seine Unterhaltung gefiel ihr. Er wurde weitläufig über sein Vaterland ausgeforscht und sprach schön darüber.

Corsica, das er sehr jung verlassen hatte, zuerst um das Collegium, dann um die Militärschule zu besuchen, hatte in seinem Geiste den Schmuck poetischer Farben behalten. Er wurde lebhafter, wenn er von den Bergen, den Wäldern und den eigenthümlichen Gebräuchen seiner Bewohner sprach. Das Wort Rache kam, wie man sich leicht vorstellen kann, mehr als einmal in seinen Erzählungen vor, denn man kann von den Corsen nicht sprechen, ohne ihre zum Sprüchwort gewordene Leidenschaft anzugreifen oder zu vertheidigen. Orso überraschte jedoch Miß Nevil ein wenig, indem er im Allgemeinen den unendlichen Haß sei-

*) (d. h. schiopetto, stiletto, strada, Büchse, Stylet, Flucht.)

ner Landsleute tadelte. Bei den Bauern suchte er ihn allerdings zu entschuldigen, indem er behauptete, die Vendetta sey der Zweikampf der Armen. „Das ist so wahr,“ fügte er hinzu, „daß man einander nur nach einer regelmäßigen Herausforderung ermordet. „Hüte Dich, ich hüte mich,“ dieß sind die Kunstausdrücke, welche die Gegner wechseln, ehe sie sich Hinterhalte legen. Es werden bei uns mehr Mordthaten verübt,“ setzte er hinzu, „als in irgend einem Lande; aber diese Verbrechen werden nie eine gemeine Ursache haben. Allerdings haben wir viele Mörder, aber keinen Dieb.“

So oft er die Worte „Rache“ und „Mord“ aussprach, betrachtete Miß ihn Nevil aufmerksam, ohne aber in seinen Zügen das geringste Zeichen von Aufregung entdecken zu können. Da sie indeß überzeugt war, er besitze die Willenskraft, die nöthig ist, sich allen Augen, wohlverstanden mit Ausnahme der ihrigen, undurchdringlich zu machen, so glaubte sie fortwährend steif und fest, die Manen des Obersten della Robbia würden nicht lange auf die Genugthuung warten, die sie forderten.

Jetzt war die Goelette im Angesichte Corsica's. Der Kapitän bezeichnete die vorzüglichsten Küstenpunkte, und obgleich sie sämmtlich der Miß Lydia unbekannt waren, so machte es ihr doch Freude, die Namen derselben zu erfahren. Nichts langweilt mehr, als eine namenlose Landschaft. Manchmal zeigte das Fernglas des Obersten irgend einen Insulaner, der in braunes Tuch gekleidet, mit einer langen Flinte bewaffnet, auf einem kleinen Pferde an den steilen Abhängen hin galoppirte. Miß Lydia glaubte in jedem einen Banditen oder doch einen Sohn zu sehen, der den Tod seines Vaters rächen wollte; aber Orso gab die Versicherung, es sey nur ein friedlicher Bewohner des nächsten Dorfes, der in Geschäften reise und eine Flinte, weniger aus Nothwendigkeit, als aus G a l a n t e r i e und der Mode wegen trage, gleich wie ein Stutzer nicht ohne einen eleganten Stock ausgehe. Wenn gleich nun eine Flinte eine minder edle und weniger poe-

tische Waffe ist als ein Dolch, so fand Miß Lydia doch, daß sie für einen Mann besser passe, als ein zierliches Stöckchen, und sie erinnerte sich, daß alle Helden Lord Byron's an einer Kugel sterben, und nicht durch einen classischen Dolch.

Nach einer Fahrt von drei Tagen befanden sie sich vor den Sanguinarien, und das prächtige Panorama des Golfes von Ajaccio entfaltete sich vor den Augen unserer Reisenden. Mit Recht vergleicht man ihn mit der Bucht von Neapel; und in demselben Augenblicke, als die Goelette in den Hafen gelangte, erinnerte ein brennendes Maquis, welches die Punta di Girato mit Rauch umhüllte, an den Vesuv, was die Aehnlichkeit noch mehr erhöhte. Um dieselbe vollständig zu machen, müßte ein Heer Attila's über die Umgebung von Neapel herfallen; denn um Ajaccio ist alles öde und todt. Anstatt der zierlichen Häuser, die man überall von Castellamare bis zum Cap Misene erblickt, sieht man um den Golf von Ajaccio nur düstere Maquis und im Hintergrunde kahle Berge; keine Villa, keine Wohnung. Nur hier und da, auf den Höhen um die Stadt her, treten einige weiße Gebäude vereinzelt aus dem grünen Hintergrunde hervor; dieß sind Begräbnißkapellen und Familiengräber. Alles in dieser Landschaft ist von einer ernsten und traurigen Schönheit.

Die Ansicht der Stadt, besonders zu dieser Zeit, erhöhte den Eindruck noch, der durch die Oede ihrer Umgebungen hervorgerufen worden war. Nichts bewegte sich in den Straßen, wo man nur wenige müßige Gestalten, und stets dieselben, erblickte. Keine Frauen, außer einigen Bäuerinnen, welche ihre Waaren hier verkaufen. Man hört nicht laut sprechen, nicht lachen, nicht singen wie in den italienischen Städten. Zuweilen spielt im Schatten eines Baumes auf der Promenade ein Dutzend bewaffneter Bauern Karte oder schaut dem Spiele zu. Sie schreien nicht, sie zanken sich nie; wenn das Spiel lebhaft wird, so hört man Pistolenschüsse, welche stets der Drohung vorangehen. Der Corse ist von Natur ernst und schweigsam. Abends erscheinen einige

Gestalten, um die Kühle zu genießen, aber die Spaziergänger sind fast lauter Fremde. Die Insulaner bleiben vor ihren Thüren; jeder scheint auf der Lauer zu seyn, wie der Falke auf seinem Nest.

IV.

Nachdem Miß Lydia das Haus, in dem Napoleon geboren worden, besucht und sich durch mehr oder minder katholische Mittel ein wenig Papier von der Tapete verschafft hatte, befiel sie am andern Tage ihrer Ankunft eine tiefe Traurigkeit, wie dieß jedem Fremden geschieht, der sich in einem Lande befindet, in welchem ihn die abschließende Lebensweise der Bewohner ganz verlassen da stehen läßt. Sie bereute ihren Einfall; aber durch alsbaldige Abreise würde sie ihren Ruf als unerschrockene Touristin gefährdet haben; Miß Lydia entschloß sich daher zur Geduld, mit dem Vorsatz, die Zeit so gut als möglich todt zu schlagen. Sofort machte sie Bleistifte und Farben bereit, entwarf Ansichten von dem Golf, zeichnete das Porträt eines sonnverbrannten Bauers, welcher Melonen verkaufte, wie ein Gemüsegärtner des Festlands, aber einen weißen Bart hatte und dem ärgsten Schurken gleich sah. Doch Alles dieß reichte nicht hin, sie zu unterhalten und sie nahm sich vor, dem Nachkommen der Caporali den Kopf zu verrücken, und die Sache konnte nicht schwierig seyn, denn, weit entfernt, schnell in sein Dorf zurückzukehren, schien es Orso in Ajaccio sehr zu gefallen, obgleich er mit Niemand daselbst Umgang pflegte. Dabei hatte sich Miß Lydia die edle Aufgabe gesetzt, diesen Gebirgs-Bären zu civilisiren und ihn zu veranlassen, den finstern Absichten zu entsagen, die ihn auf seine Insel zurückführten. Seitdem sie sich die Mühe genommen, ihn näher zu beobachten, hatte sie sich gesagt, es wäre

doch Schade, diesen jungen Mann in sein Verderben rennen zu lassen, und müßte ein besonderer Ruhm für sie seyn, einen Corsen zu bekehren.

Unsere Reisenden verbrachten die Tage auf folgende Weise: des Morgens giengen der Oberst und Orso auf die Jagd. Miß Lydia zeichnete, oder schrieb an ihre Freundinnen, um ihre Briefe aus Ajaccio datiren zu können. Gegen sechs Uhr kamen die Herren, mit Wild beladen, zurück; man speiste, Miß Lydia sang, der Oberst schlief ein und die jungen Leute plauderten bis in die späte Nacht hinein.

Ich weiß nicht, welche Paßförmlichkeit den Obersten Nevil genöthigt hatte, dem Präfekten einen Besuch zu machen; dieser, der sich sehr langweilte, wie die meisten seiner Collegen, war höchst erfreut, von der Ankunft eines Engländers zu hören, welcher reich, ein Mann von Welt, und Vater einer schönen Tochter sey. Aus diesem Grunde nahm er ihn auch sehr freundlich auf und überhäufte ihn mit Dienstanerbietungen; noch mehr, nach einigen Tagen erwiderte er den Besuch. Der Oberst, der kaum erst vom Tische aufgestanden war, hatte sich bequem auf das Sopha gelegt und wollte einschlummern; seine Tochter sang vor einem verstimmten Piano; Orso wendete ihr die Notenblätter um und betrachtete den Nacken und das blonde Haar der Künstlerin. Man meldete den Herrn Präfekten; das Piano verstummte sogleich; der Oberst sprang auf, rieb sich die Augen und stellte dem Präfekten seine Tochter vor: „Den Herrn della Rebbia stelle ich Ihnen nicht vor," sagte er, „denn ihn kennen Sie ohne Zweifel."

„Ist der Herr ein Sohn des Obersten della Rebbia?" fragte der Präfekt, ein wenig verwirrt.

„Ja, mein Herr," erwiderte Orso.

„Ich hatte die Ehre, Ihren Herrn Vater zu kennen."

Die Gemeinplätze der Unterhaltung waren bald erschöpft. Gegen seinen Willen gähnte der Oberst öfters, Orso wollte als

Liberaler mit einem Satelliten der Gewalt nicht sprechen, und somit mußte Miß Lydia das Gespräch allein im Gange erhalten. Der Präfekt seiner Seits ließ es auch nicht ausgehen, denn es machte ihm augenscheinlich großes Vergnügen, einmal von Paris und der Welt mit einer Dame zu sprechen, die alle Notabilitäten der europäischen Gesellschaft kannte. Von Zeit zu Zeit, aber immer sprechend, beobachtete er Orso mit sonderbarer Neugierde.

„Lernten Sie den Herrn della Rebbia auf dem Festlande kennen?“ fragte er Miß Lydia.

Etwas verwirrt antwortete Miß Lydia, sie habe die Bekanntschaft des Herrn auf dem Schiffe gemacht, das sie nach Corsica gebracht.

„Er ist ein sehr schöner junger Mann,“ sagte halblaut der Präfekt und noch leiser setzte er hinzu: „hat er Ihnen vielleicht gesagt, in welcher Absicht er nach Corsica zurückkehrt?“

Miß Lydia nahm ihr majestätisches Wesen an: „Ich habe ihn nicht darum gefragt,“ sagte sie; „fragen Sie ihn selbst.“

Der Präfekt verstummte; aber, einen Augenblick nachher, als er Orso einige Worte in englischer Sprache zu dem Obersten sagen hörte, fiel er ein: „Ohne Zweifel sind Sie viel gereist, mein Herr? Sie werden Corsica ganz vergessen haben... und seine Sitten.“

„Gewiß, ich war sehr jung, als ich die Insel verließ.“

„Sie sind noch immer im Dienst?

„Ich stehe auf Halbsold, mein Herr.“

„Sie waren so lange in der französischen Armee, daß Sie nothwendig ganz Franzose geworden sind!“

Die letztern Worte sprach er mit besonderem Nachdruck.

Es ist keine allzugroße Schmeichelei, wenn man die Corsen daran erinnert, daß sie der großen Nation angehören. Sie wollen ein Volk für sich seyn, und rechtfertigen diesen Anspruch so gut, daß man sie gewähren lassen muß. Orso antwortete deshalb

gereizt; „Sind Sie der Meinung, Herr Präfekt, daß ein Corse, um ein Mann von Ehre zu seyn, in der französischen Armee gedient haben muß?"

„Gewiß nicht," sagte der Präfekt, „das ist keineswegs meine Meinung: ich spreche nur von gewissen Gebräuchen dieses Landes, von denen manche anders sind, als ein Beamter sie wünscht!" Er betonte das Wort Gebräuche sehr stark und nahm dazu den ernstesten Ausdruck an, dessen sein Gesicht fähig war. Bald nachher erhob er sich und gieng, nachdem ihm Miß Lydia das Versprechen gegeben hatte, seine Frau im Präfekturgebäude zu besuchen."

Als er fort war, sagte Miß Lydia: „Ich mußte also nach Corsica kommen, um einen Präfekten kennen zu lernen. Der da erscheint mir ziemlich liebenswürdig."

„Was mich betrifft," sagte Orso, „so kann ich nicht dasselbe sagen; ich finde ihn sehr sonderbar mit seinem emphatischen und mysteriösen Wesen."

Der Oberst war sanft eingeschlafen; Miß Lydia warf einen Blick nach ihm und sagte leise: „Und ich," sagte sie, „ich finde, daß er nicht so geheimnißvoll ist, als Sie behaupten, denn ich glaube, ihn verstanden zu haben."

„Sie sind unstreitig sehr scharfsinnig, Miß Nevil; und, wenn Sie in dem, was er gesagt hat, etwas Gescheidtes gefunden haben, so legten Sie selbst es erst hinein."

„Das ist eine Phrase des Marquis von Mascarille, Herr della Rebbia, glaube ich; aber... soll ich Ihnen einen Beweis von meinem Scharfsinn geben? Ich bin halb und halb eine Zauberin und weiß, was die Leute denken, sobald ich sie zweimal gesehen habe."

„Mein Gott! Sie erschrecken mich. Wenn Sie in meinen Gedanken zu lesen verstehen, so weiß ich nicht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben muß..."

„Herr della Rebbia," fuhr Miß Lydia erröthend fort, „wir

kennen einander erst seit einigen Tagen; aber auf dem Meere und in barbarischen Ländern — Sie verzeihen, wie ich hoffe, ... — befreundet man sich weit schneller, als in der großen Welt... Darum wundern Sie sich nicht, wenn ich als Freundin von sehr intimen Dingen zu Ihnen spreche, in die ein Fremder sich eigentlich nicht mischen sollte."

„Sprechen Sie das Wort nicht aus, Miß Nevil; das andere gefiel mir weit besser."

„Nun gut! mein Herr, so muß ich Ihnen sagen, daß ich, ohne mich bemüht zu haben, Ihre Geheimnisse zu erfahren, mit denselben ziemlich bekannt geworden bin und daß sie mich bekümmern. Ich kenne das Unglück, das Ihre Familie betroffen hat; ich habe auch viel von dem rachsüchtigen Charakter Ihrer Landsleute und von der Weise gehört, wie sie sich rächen..... War das nicht eine Anspielung des Präfekten?"

„Miß Lydia kann so von mir denken?!!.." Und Orso wurde todtenblaß."

„Nein, Herr della Rebbia," sagte sie, ihn unterbrechend; „ich weiß, daß Sie ein Mann von Ehre sind. Sie haben mir selbst gesagt, daß in ihrem Vaterlande nur noch die gemeinen Leute die Vendetta üben, welche sie als Art Zweikampf bezeichneten..."

„Halten Sie mich denn für fähig, jemals ein Mörder zu werden?"

„Da ich mit Ihnen davon spreche, Herr Orso, so sehen Sie wohl, daß ich an Ihnen nicht zweifle; und wenn ich davon gesprochen habe," setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „so geschah es, weil ich annahm, daß Sie es nicht ungern hören, Jemand werde Sie des Muthes wegen achten, der erforderlich seyn dürfte, den barbarischen Vorurtheilen, womit sie hier umgeben sind, zu widerstehen. Doch," sagte sie aufstehend, „sprechen wir nicht weiter von diesen Albernheiten; sie machen mir Kopfweh

und zudem ist es schon spät. Sie zürnen mir doch nicht? Gute Nacht auf englisch!" Und sie reichte ihm die Hand.

Orso drückte sie mit ernster Miene und vollem Herzen.

„Mein Fräulein," sagte er, „glauben Sie mir, es gibt Momente, in denen der Instinkt des Landes in mir erwacht. Zuweilen, wenn ich an meinen armen Vater denke, . . . quälen mich gräßliche Gedanken. Ich danke Ihnen, daß Sie mich für immer davon befreiten."

Er wollte fortfahren; aber Miß Lydia ließ einen Theelöffel fallen, und das Geräusch erweckte den Obersten.

„Della Rebbia, morgen um fünf Uhr zur Jagd! Seyen Sie pünktlich."

„Ja, mein Oberst."

V.

Den andern Tag, kurz vor der Rückkunft der Jäger, kehrte Miß Lydia, die mit ihrem Kammermädchen einen Spaziergang am Ufer des Meeres gemacht hatte, in das Gasthaus zurück, als sie eine junge schwarz gekleidete Dame auf einem kleinen, aber starken Pferde in die Stadt kommen sah. Ein Landmann, ebenfalls zu Pferde, begleitete sie; er trug eine an den Ellbogen zerrissene, braune Tuchjacke, in dem Gürtel ein Pistol und in der Hand eine Flinte, deren Schaft in einer Ledertasche am Sattelknopf steckte, kurz, das vollständige Kostüm der Melodramen-Räuber oder eines reisenden Corsen. Die ausgezeichnete Schönheit der Dame erregte sogleich die Aufmerksamkeit von Miß Nevil. Sie mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen, war groß, weiß und hatte dunkelblaue Augen, einen rosenrothen Mund und Zähne wie von Elfenbein. Ihr Gesicht drückte zu gleicher Zeit Stolz, Unruhe und Traurigkeit aus. Auf dem Kopfe trug sie jenen schwarzen Schleier, der mezzaro heißt,

den die Genueser in Corsica einführten und der den Frauen so gut steht. Lange kastanienbraune Haarflechten bildeten gleichsam einen Turban um ihren Kopf. Ihre Kleidung war reinlich, aber im höchsten Grade einfach.

Miß Lydia hatte Zeit genug, sie zu betrachten, denn die Dame mit dem mezzaro hatte in der Straße angehalten, um Jemand, nach dem Ausdruck ihrer Augen zu schließen, mit großem Interesse auszufragen; als sie die Antwort erhalten, gab sie ihrem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte, ritt in starkem Trabe weiter und hielt erst an der Thüre des Gasthauses wieder an, in welchem Thomas Nevil und Orso wohnten. Nachdem sie einige Worte mit der Wirthin gewechselt, sprang sie gewandt vom Pferde und setzte sich auf der steinernen Bank neben der Thüre nieder, während ihr Begleiter die Pferde in den Stall zog. Miß Lydia gieng in ihrer Pariser Toilette an der Fremden vorüber, ohne daß diese die Augen aufschlug. Nach einer Viertelstunde öffnete sie ihr Fenster und sah die Fremde mit dem mezzaro noch immer an derselben Stelle und in derselben Haltung da sitzen. Bald darauf kehrten der Oberst und Orso von der Jagd zurück. Jetzt sagte die Wirthin einige Worte zu dem Mädchen in Trauerkleidung und deutete mit dem Finger auf den jungen della Rebbia. Sie erröthete, sprang rasch auf, gieng einige Schritte vorwärts und blieb dann unbeweglich, wie erstarrt, stehen. Orso war jetzt ganz in ihrer Nähe und betrachtete sie neugierig.

„Du bist," sagte sie mit zitternder Stimme, „Orso Antonio della Rebbia? Ich, ich bin Colomba."

„Colomba!" rief Orso.

Und er umschlang sie mit seinen Armen und küßte sie zärtlich, was dem Obersten und seiner Tochter ein wenig auffiel, denn in England küßt man sich nicht auf der Straße.

„Mein Bruder," sagte Colomba, „Du wirst mir verzeihen, daß ich ohne Deinen Befehl gekommen bin; aber ich erfuhr durch

unsere Freunde, daß Du angelangt seyest, und es war für mich ein so großer Trost, Dich zu sehen . . ."

Orso küßte sie nochmals; alsdann wendete er sich an den Obersten und sagte:

„Dieß ist meine Schwester, welche ich nicht erkannt haben würde, wenn sie sich nicht genannt hätte. — Colomba, der Oberst Sir Thomas Nevil. — Oberst, Sie werden mich gütigst entschuldigen, wenn ich heute nicht die Ehre haben kann, mit Ihnen zu speisen . . . Meine Schwester . . ."

„Nun, wo Teufels wollen Sie denn essen, mein Freund?" rief der Oberst; „Sie wissen doch, daß es in diesem verdammten Wirthshause nur Eine Mahlzeit gibt, und diese ist für uns. Das Fräulein wird meiner Tochter großes Vergnügen gewähren, wenn sie an unserer Gesellschaft Theil nimmt."

Colomba sah ihren Bruder an, der sich nicht sehr bitten ließ, und zusammen traten sie in das größte Zimmer des Gasthauses, das dem Obersten als Salon und Speisesaal diente. Als das Fräulein della Rebbia der Miß Nevil vorgestellt wurde, machte sie eine tiefe Verbeugung, sagte aber kein Wort. Man sah, daß sie sehr schüchtern war und sich vielleicht zum Erstenmale in ihrem Leben in Gesellschaft von vornehmen fremden Leuten befand. Ihr Wesen hatte jedoch nichts Kleinstädtisches; das Fremdartige desselben rettete sie vor dem Schein eines linkischen Benehmens. Schon aus diesem Grunde gefiel sie der Miß Lydia; und da der Oberst mit seinem Gefolge alle Zimmer des Hauses in Beschlag genommen hatte, so gieng Miß Lydia in ihrer Herablassung so weit, dem Fräulein della Rebbia in ihrem eigenen Schlafgemache ein Bett aufschlagen zu lassen.

Colomba stammelte einige Danksagungen und folgte dem Kammermädchen der Miß Nevil, um in ihrer Toilette die kleinen Anordnungen zu treffen, die eine Reise zu Pferd in Staub und Hitze nöthig macht.

In das Speisezimmer zurückgekehrt, blieb sie vor den Flin-

ten des Obersten stehen, welche die Jäger in eine Ecke gestellt hatten und sagte: — „Die schönen Gewehre! Gehören sie Dir, lieber Bruder?"

„Nein, es sind englische Gewehre und gehören dem Obersten. Sie sind eben so gut als schön."

„Ich wünschte sehr, Du besäßest auch ein solches!" fuhr Colomba fort.

„Eines von den dreien da gehört allerdings dem Herrn della Rebbia," entgegnete der Oberst. „Er bedient sich desselben sehr gut. Heute hat er mit vierzehn Schüssen vierzehn Stücke erlegt."

Nun begann ein Wettkampf der Großmuth, in welchem Orso zur großen Genugthuung seiner Schwester unterlag, wie man aus dem Ausdruck der kindlichen Freude sehen konnte, die plötzlich ihr eben noch so ernstes Antlitz überstrahlte.

„Wählen Sie eines, lieber Freund!" sagte der Oberst. Orso weigerte sich. „Gut! so mag Ihre Schwester für Sie wählen." — Colomba ließ sich dieß nicht zweimal sagen und nahm die am wenigsten verzierte Büchse, einen vortrefflichen Manton von schwerem Kaliber.' — „Diese," sagte sie, „muß die Kugel sicher tragen."

Ihr Bruder erschöpfte sich in Danksagungen, als glücklicherweise das Essen ihn aus der Verlegenheit zog. Miß Lydia war hoch erfreut, da sie sah, daß Colomba, die sich zuerst nicht mit an den Tisch setzen wollte und nur auf einen Wink ihres Bruders nachgegeben hatte, als gute Katholikin das Zeichen des Kreuzes machte, ehe sie die Speisen berührte. — „Gut," sagte sie bei sich, „das ist urcorsisch." Und sie hoffte mehr als eine interessante Beobachtung an der jungen Vertreterin der alten corsischen Sitten zu machen. Orso dagegen fühlte sich augenscheinlich etwas unbehaglich, weil er fürchtete, seine Schwester möchte etwas thun, was allzusehr nach ihrem Dorfe röche. Aber Colomba beobachtete ihn ohne Unterlaß und regelte alle ihre

Bewegungen nach denen ihres Bruders. Bisweilen betrachtete sie ihn stier mit einem seltsamen Ausdrucke von Betrübniß, und wenn in einem solchen Augenblick die Augen Orso's den ihrigen begegneten, so wendete er sie gewiß zuerst ab, als wollte er sich einer Frage entziehen, die seine Schwester im Stillen an ihn richtete, und die er nur zu gut verstand. Man sprach französisch, denn der Oberst konnte sich im Italienischen nicht gut ausdrücken. Colomba verstand das Französische und sprach selbst die wenigen Worte ziemlich gut aus, die sie mit ihren Wirthen wechseln mußte.

Nach dem Essen fragte der Oberst, der den Zwang wohl bemerkt hatte, welcher zwischen Bruder und Schwester herrschte, mit seiner gewöhnlichen Geradheit, ob Orso allein mit Fräulein Colomba zu sprechen wünsche, und erbot sich, in diesem Fall mit seiner Tochter in das anstoßende Zimmer zu gehen. Aber Orso dankte schnell und erwiderte, sie hätten Zeit genug, in Pietranera mit einander zu plaudern. Dieß war der Name des Dorfes, wo er fortan wohnen sollte.

Der Oberst nahm dann seinen Platz auf dem Sopha wieder ein, und Miß Lydia, nachdem sie mehrmals versucht hatte, die schöne Colomba zum Sprechen zu bringen, gab die Hoffnung auf und bat Orso, ihr einen Gesang von Dante vorzulesen, der ihr Lieblingsdichter war. Orso wählte den Gesang von der Hölle, in welchem sich die Episode von Franzesca da Rimini befindet, begann zu lesen und declamirte so gut als möglich die herrlichen Terzinen, welche so schön die Gefahr schildern, unter vier Augen ein Buch von Liebe zu lesen. Je länger er las, desto näher rückte Colomba dem Tische; sie hob den Kopf empor, den sie gesenkt gehalten hatte; ihre großen Augen sprühten ungewöhnliches Feuer; sie erröthete und erblaßte abwechselnd und bewegte sich krampfhaft auf ihrem Stuhle hin und her. Bewundernswürdige italienische Organisation, die, um die Poesie

zu begreifen, keines Pedanten bedarf, der ihr die Schönheiten derselben erklärt!

Als Orso zu Ende war, rief sie: „Wie schön ist das! wer hat das gemacht, mein Bruder?“

Orso kam ein wenig in Verlegenheit, und Miß Lydia antwortete lächelnd, es sey von einem florentinischen Dichter, der schon vor mehreren Jahrhunderten gestorben.

„Ich werde Dir den Dante zu lesen geben, wenn wir in Pietranera sind,“ sagte Orso.

„Mein Gott, wie schön dieß ist!“ sagte Colomba nochmals und wiederholte sodann drei bis vier Terzinen, die sie behalten hatte, erst leise, dann ganz laut und mit viel mehr Ausdruck, als ihr Bruder sie gelesen hatte.

Miß Lydia war sehr erstaunt: — „Sie scheinen die Poesie sehr zu lieben,“ sagte sie. „Wie sehr beneide ich Sie um das Glück, Dante als ein noch neues Buch lesen zu können!“

„Sie sehen, Miß Nevil,“ sagte Orso, „was die Verse Dante's vermögen, da sie eine kleine Wilde so anregen, die nichts kennt als ihr Pater . . . Doch ich irre mich. Colomba ist ja vom Handwerk. Schon als Kind machte sie Verse und mein Vater schrieb mir, sie sey die größte voceratrice in Pietranera und zwei Stunden im Umkreis.“

Colomba warf einen bittenden Blick auf ihren Bruder. Miß Nevil hatte von den corsischen Improvisatricen sprechen gehört und war sehr begierig, eine zu hören. Sie bat deßhalb auch Colomba sogleich, ihr eine Probe ihres Talents zu geben. Orso sträubte sich dagegen, und es reuete ihn sehr, daß er sich der poetischen Anlagen seiner Schwester erinnert hatte. Vergeblich schwur er, es gebe nichts so Plattes, als eine corsische Ballade. Vergebens behauptete er, wenn man corsische Verse nach denen Dante's anhöre, begehe man einen Verrath an seinem Vaterlande; dadurch eben reizte er das Verlangen der Miß Nevil nur noch mehr, und sah sich endlich genöthigt, seine Schwe-

ster zu bitten: — „Nun gut, so improvisire etwas, mach' es aber kurz."

Colomba stieß einen Seufzer aus, sah eine Minute lang unverwandt auf den Teppich des Tisches, dann an die Decke; endlich legte sie die Hand auf die Augen, wie jene Vögel, die sich sicher und ungesehen glauben, wenn sie sich selbst nicht sehen, und sang oder declamirte vielmehr mit unsicherer Stimme folgende Serenade:

Das Mädchen und die Ringeltaube.

„In dem Thale, weit, weit hinter den Bergen — die Sonne scheint dort alle Tage nur eine Stunde — steht in dem Thale ein düsteres Haus — und das Gras wächst auf seiner Schwelle. — Thüren, Fenster sind stets geschlossen. — Kein Rauch steigt aus dem Dache hervor. — Aber um Mittag, wenn die Sonne kommt, — dann öffnet sich ein Fenster und die Waise setzt sich daneben, an ihrem Rade spinnend: — sie spinnt und singt bei der Arbeit — einen Gesang der Traurigkeit; — aber kein anderer Gesang antwortet dem ihrigen. — An einem Tag, einem Frühlingstag — ließ sich eine Ringeltaube auf einem Nachbar-Baume nieder — und hörte den Gesang des Mädchens. — Junges Mädchen, sagte sie, Du weinest nicht allein; — ein grausamer Habicht hat mir mein Weiblein geraubt. — Ringeltaube, zeige mir den räuberischen Habicht; — stiege er bis in die Wolken hinauf, — bald werde ich ihn in den Staub gelegt haben. — Aber ich, armes Mädchen, wer wird mir meinen Bruder wieder geben, — meinen Bruder, der jetzt in fernem Land? — Sage mir, Mädchen, wo Dein Bruder ist, — und meine Schwingen werden mich in seine Nähe tragen."

„Das war eine gut gezogene Taube!" rief Orso, seine Schwester mit einer Rührung umarmend, welche sehr verschieden von dem scherzenden Tone war, in welchem er sprach.

„Ein allerliebstes Liedchen," sagte Miß Lydia. „Bitte,

schreiben Sie es mir in mein Album. Ich übertrage es in das Englische und setze es in Musik."

Der tapfere Oberst, der kein Wort davon verstanden hatte, stimmte in die Lobsprüche seiner Tochter ein. Dann fügte er hinzu:

„Die Ringeltaube, von der Sie sprechen, mein Fräulein, ist jener Vogel, den wir heute in froschgrüner Sauce gespeist haben?"

Miß Nevil brachte ihr Album und war nicht wenig überrascht, als sie die Improvisatrice, ihr Lied auf eine das Papier sehr schonende Weise niederschreiben sah. Anstatt wie Vedetten dazustehen, folgten die Verse einander in einer Zeile, so weit die Breite des Blattes es erlaubte, so daß sie zu der bekannten Definition dichterischer Erzeugnisse nicht paßten, nach welcher dieselben kleine Linien von ungleicher Länge mit einem leeren Rande an beiden Seiten sind. Es ließen sich auch manche Einwendungen gegen die etwas sonderbare Orthographie Colomba's machen, über welche Miß Nevil mehrmals lächelte, während die brüderliche Eitelkeit Orso's auf der Folter lag.

Als es Zeit war, schlafen zu gehen, zogen sich die beiden Mädchen in ihr Schlafgemach zurück. Während Miß Lydia hier das Halsband, die Ohrringe, die Armbänder ablegte, beobachtete sie ihre Gefährtin, die aus ihrem Kleide etwas Langes wie ein Planschett zog, das jedoch eine andere Form hatte. Colomba legte dieß sorgsam und wie verstohlen unter ihren Mezzaro (Schleier) auf einen Tisch; dann kniete sie nieder und sprach andächtig ihr Gebet. Zwei Minuten nachher lag sie in ihrem Bett. Von Natur sehr neugierig und beim Auskleiden langsam wie eine Engländerin, trat Miß Lydia an den Tisch und stellte sich, als suche sie eine Nadel, hob den Schleier auf und erblickte einen ziemlich langen, merkwürdig mit Perlen und Silber ausgelegten Dolch. Die Arbeit daran war meisterhaft, die Waffe alt und für einen Liebhaber von großem Werth.

„Ist es hier Sitte," sagte Miß Lydia lächelnd, „daß die Mädchen dieses kleine Instrument in den Corsetten tragen?"

„Man muß wohl," antwortete Colomba seufzend. „Es gibt so viele böse Menschen."

„Und würden Sie wirklich den Muth haben, einen solchen Stoß zu führen?"

Dabei machte Miß Lydia, den Dolch in der Hand, die Geberde des Stoßens, wie man es auf dem Theater macht, von oben nach unten.

„Ja, wenn es nöthig wäre," sagte Colomba mit ihrer weichen, melodischen Stimme, „um mich oder meine Freunde zu vertheidigen . . . Aber so muß man ihn nicht halten; Sie könnten sich verwunden, wenn die Person, welche Sie treffen wollten, zurückwiche." — Und sich im Bett aufrichtend, sagte sie: — „Sehen Sie, so macht man's" und that den Stoß von unten nach oben. „Auf diese Art wird er tödtlich, sagt man. Glücklich die, welche solche Waffen nicht brauchen!"

Sie seufzte, ließ den Kopf auf das Kissen sinken und schloß die Augen. Man konnte keinen schönern, edlern, jungfräulichern Kopf sehen. Phidias würde, um seine Minerva zu meißeln, sich kein anderes Modell gewünscht haben.

VI.

Blos um der Vorschrift des Horaz zu genügen, habe ich mich sogleich in medias res begeben. Nun, da Alles schläft, die schöne Colomba, der Oberst und dessen Tochter, will ich die Gelegenheit benützen, um meinem Leser einige besondere Umstände mitzutheilen, die er wissen muß, wenn er tiefer in diese wahrhaftige Geschichte eindringen will. Er weiß bereits, daß der Oberst della Rebbia, der Vater Orso's, ermordet worden

war. Nun wird man aber in Corsica nicht, wie etwa in Frankreich, von dem ersten besten entsprungenen Galeerensträfling ermordet, der kein besseres Mittel findet, Jemanden das Silbergeschirr zu rauben; in Corsica wird man von seinen Feinden ermordet, und die Ursache, warum man Feinde hat, ist oft schwer zu ergründen. Viele Familien hassen einander aus alter Gewohnheit und die erste Veranlassung zu ihrem Hasse ist häufig vergessen worden.

Die Familie, zu welcher der Oberst della Rebbia gehörte, haßte mehrere andere Familien, hauptsächlich aber die der Barricini. Einige sagten, im sechszehnten Jahrhundert habe ein della Rebbia eine Barricini verführt und sey hernach von einem Verwandten der beschimpften Jungfrau ermordet worden. Freilich erzählten Andere die Sache wieder anders, indem sie behaupteten, die Verführte sey eine della Rebbia, und der Erdolchte ein Barricini gewesen. So viel ist gewiß, daß, um mich eines im Lande gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, seitdem Blut war zwischen beiden Häusern; indeß hatte, gegen die Gewohnheit, dieser Mord keinen andern herbeigeführt, weil die della Rebbia und die Barricini von der genuesischen Regierung gleich sehr verfolgt wurden, die jungen Leute das Vaterland verlassen hatten und die beiden Familien mehrere Generationen hindurch thatkräftiger Repräsentanten entbehrten. Zu Ende des letzten Jahrhunderts bekam ein della Rebbia, Offizier in neapolitanischen Diensten, in einem Wirthshause Streit mit Soldaten, die ihn unter andern Schimpfreden auch einen corsischen Gaishirten nannten. Er ergriff zwar den Degen, da er aber allein war gegen drei, würde es ihm wohl schlecht ergangen seyn, hätte nicht ein Fremder, der an demselben Orte spielte, ausgerufen: ich bin auch ein Corse! und wäre ihm beigestanden. Dieser Fremde war ein Barricini, der jedoch seinen Landsmann nicht kannte. Als es zu einer Erklärung kam, erfolgten von beiden Seiten große Artigkeiten und Schwüre ewiger Freundschaft,

denn auf dem Festlande schließen die Corsen sich leicht aneinander an, ganz gegen die Gewohnheit, die auf ihrer Insel herrscht.

Aus diesem Umstande ersieht man: della Rebbia und Barricini waren vertraute Freunde, so lange sie in Italien weilten, aber, nach Corsika zurückgekehrt, sahen sie einander nur noch selten, ob sie gleich in einem und demselben Dorfe wohnten, und als sie starben, sagte man, sie hätten einander seit fünf bis sechs Jahren nicht gegrüßt. Ihre Söhne lebten auf dem gleichen Fuße oder nach der Etikette, wie man es auf der Insel heißt. Der eine, Ghilfuccio, der Vater Orso's, war Soldat, der andere, Giudice Barricini, Advokat. Nachdem beide Familienhäupter durch ihren Stand geschieden worden, hatten sie fast gar keine Gelegenheit, einander zu sehen oder von einander zu hören.

Indessen, eines Tages um das Jahr 1809, las Giudice in Bastia in einer Zeitung, der Kapitän Ghilfuccio habe das Kreuz erhalten, und sagte vor Zeugen, das wundere ihn nicht, da der General... seine Familie protegire. Dieses Wort wurde Ghilfuccio nach Wien berichtet, welcher seiner Seits gegen einen Landsmann äußerte, er würde bei seiner Rückkehr nach Corsika Giudice gewiß als reichen Mann antreffen, weil er aus seinen verlorenen Prozessen mehr Vortheil zu ziehen wisse, als aus denen, die er gewinne. Man hat nie in Erfahrung gebracht, ob er damit sagen wollte, er betrüge seine Clienten, oder ob er sich auf jene gewöhnliche Wahrheit beschränkte, daß eine schlechte Sache dem Advokaten immer mehr einbringt, als eine gute. Genug, der Advokat Barricini erfuhr dieses Epigramm und vergaß es nicht. Im Jahre 1812 wünschte er zum Maire seiner Gemeinde ernannt zu werden und er hatte auch alle Hoffnung, sein Ziel zu erreichen, als der General... dem Präfekten schrieb, und demselben einen Verwandten der Frau Ghilfuccio's empfahl. Der Präfect beeilte sich, den Wünschen des Generals nachzukommen, und Barricini zweifelte nicht, daß er das Fehlschlagen seines Planes den Intriguen Ghilfuccio's zu verdanken habe.

Nach dem Sturze des Kaisers, 1814, wurde der Schützling des Generals als Bonapartist denuncirt und durch Barricini ersetzt. Der Letztere mußte dagegen in den hundert Tagen weichen, übernahm aber nach diesem Sturm das Siegel der Mairie und die Gemeindebücher wieder.

Von diesem Augenblicke an erhob sich sein Stern glänzender als je. Der Oberst della Rebbia, der auf Halbsold gesetzt war und sich nach Pietranera zurückgezogen hatte, mußte gegen den Maire einen stillen Kampf fortwährend erneuter Chicane bestehen; bald hatte er den Schaden zu ersetzen, den sein Pferd auf dem Felde desselben angerichtet; bald ließ dieser, unter dem Vorwande, den Fußboden in der Kirche auszubessern, eine zerbrochene Steinplatte herausnehmen, welche das Wappen der della Rebbia trug und das Grab eines Gliedes dieser Familie deckte. Wenn die Ziegen die jungen Pflanzen des Obersten abnagten, so fanden die Eigenthümer derselben bei dem Maire Schutz; nach und nach wurden der Krämer, der das Postbureau in Pietranera verwaltete, und der Flurschütz, ein alter Soldat, beide Anhänger der della Rebbia, entlassen und durch Creaturen der Barricini ersetzt.

Die Frau des Obersten starb und hatte vorher den Wunsch ausgesprochen, in einem Wäldchen begraben zu werden, das sie gerne besucht hatte; aber der Maire erklärte sogleich, sie müsse auf dem gewöhnlichen Gottesacker bestattet werden, weil er nicht berechtigt sey, eine solche isolirte Beerdigung zu erlauben. Der Oberst wüthete, schwur, seine Frau solle, bis die Erlaubniß eintreffe, an dem von ihr gewählten Orte beigesetzt werden, und ließ dort ein Grab graben. Der Maire aber ließ ein Grab auf dem Gottesacker machen und bot die Gendarmerie auf, damit, wie er sich ausdrückte, das Gesetz in Wirksamkeit bleibe. Am Begräbnißtage standen die beiden Parteien einander gegenüber, und man konnte einen Augenblick fürchten, daß ein Kampf um den Besitz der sterblichen Reste der Frau della Rebbia entstehe. Vierzig gut bewaffnete Bauern, die von den Verwandten der Verstorbe-

nen mitgebracht worden waren, zwangen den Geistlichen, von der Kirche aus den Weg nach dem Wäldchen einzuschlagen; auf der andern Seite erschien der Maire mit seinen zwei Söhnen, seinen Anhängern und den Gendarmen, um Widerstand zu leisten. Als er ankam und die Leichenbegleitung aufforderte, zurückzugehen, wurde er mit Hohn und Drohungen empfangen; seine Gegner waren zahlreicher und schienen überdieß zu Allem entschlossen zu seyn. Bei seinem Anblick wurden mehrere Flinten geladen und man sagt sogar, daß ein Gorte ihn auf's Korn nahm; aber der Oberst hielt ihm das Gewehr in die Höhe und sagte: „Niemand schieße ohne meinen Befehl." Der Maire hatte, wie Panurg, von Natur eine gewisse Scheu vor dem Schießen und zog sich deßhalb mit seiner Bedeckung zurück. Der Leichenzug dagegen setzte sich in Bewegung und schlug den weitesten Weg ein, so daß er selbst vor der Wohnung des Maires vorüberkommen mußte. Vor dieser rief ein Dummkopf, der sich dem Zug angeschlossen hatte: „Es lebe der Kaiser!" Zwei oder drei Stimmen wiederholten den Ruf und die Rebbianisten, die mehr und mehr in Hitze geriethen, schlugen vor, einen Stier des Maire niederzuschießen, der ihnen zufällig entgegen kam. Glücklicher Weise verhinderte der Oberst diese Gewaltthätigkeit. Man kann sich wohl vorstellen, daß ein Protokoll aufgenommen wurde und der Maire an den Präfekten einen in seinem sublimsten Styl verfaßten Bericht abgehen ließ, in welchem er schilderte, wie die göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten, auch das Ansehen des Maire und des Geistlichen verkannt und verhöhnt worden wären und der Oberst della Rebbia sich an die Spitze eines bonapartischen Complotts gestellt habe, um die Thronfolge-Ordnung umzustoßen und die Bürger aufzufordern, sich gegen einander zu bewaffnen, Verbrechen, die in den Artikeln 86 und 91 des Strafgesetzbuches verpönt wären.

Die Uebertreibung dieser Klage schadete ihrer Wirkung. Der Oberst schrieb an den Präfekten und an den königlichen

Procurator. Ein Vetter seiner Frau war mit einem Deputirten der Insel verwandt und ein anderer mit dem Präsidenten des königlichen Gerichtshofes. In Folge dieser Protectionen blieb das Complott unbeachtet, die Frau della Rebbia in dem Wäldchen, und nur der dumme Schreier wurde zu vierzehntägiger Haft verurtheilt.

Der Advokat Barricini, der mit dem Ausgang dieser Sache durchaus nicht zufrieden war, wendete seine Batterieen nach einer andern Seite. Er suchte eine alte Urkunde hervor, kraft welcher er dem Obersten das Eigenthum eines Baches streitig machte, der eine Mühle trieb. Es kam zu einem Prozesse, der lange dauerte. Nach einem Jahr wollte das Gericht das Urtheil sprechen und zwar allem Anscheine nach zu Gunsten des Obersten, als Barricini den Händen des königlichen Procurators einen Brief übergab, der von einem gewissen Agostini, einem berüchtigten Banditen unterzeichnet war, welcher ihm, dem Maire, mit Brand und Tod drohete, wenn er von seinen Forderungen nicht abstehe. Man weiß, daß in Corsika der Schutz eines Banditen sehr gesucht ist, und daß sie, um ihren Freunden gefällig zu seyn, sich häufig in die Privatstreitigkeiten mischen. Der Maire benutzte diesen Brief, aber ein neuer Vorfall verwickelte die Sache noch mehr. Der Bandit Agostini schrieb nämlich an den königlichen Procurator, um sich zu beklagen, daß man seine Unterschrift gefälscht und seinen Charakter verdächtigt habe, indem man die Meinung erwecke, als treibe er mit seinem Einflusse Handel: „wenn ich den Namenverfälscher entdecke," schrieb er am Schlusse, „werde ich ihn exemplarisch bestrafen."

Es war klar, daß Agostini den drohenden Brief an den Maire nicht geschrieben hatte, und die della Rebbia beschuldigten die Barricini der Fälschung, wie diese jene. Von beiden Seiten kam es zu Drohungen und die Justiz wußte nicht, auf welcher Seite sie die Schuldigen finden sollte.

Mittlerweile wurde der Oberst Ghilfuccio ermordet. Fol-

gendes ist die aktenmäßige Darstellung der Sache. Am 2. August 18..., als es schon dunkelte, hörte eine Frau, die Getraide nach Pietranera brachte, zwei Schüsse schnell aufeinander und zwar, wie es ihr vorkam, in einem Hohlweg, der nach dem Dorfe führte, ungefähr 150 Schritte von der Stelle, wo sie sich befand. Fast in demselben Augenblicke sah sie einen Mann, der gebückt auf einem Fußpfade durch die Weinberge hin nach dem Dorfe zulief. Eine Weile stand der Mann still und drehte sich um, aber er war zu weit entfernt, als daß die Frau Pietri seine Züge hätte erkennen können, und zudem hatte er im Munde ein Traubenblatt, das fast sein ganzes Gesicht bedeckte. Er winkte mit der Hand einem Kameraden, den der Zeuge nicht sehen konnte, dann verschwand er in den Weinbergen.

Die Frau Pietri hatte ihre Last abgelegt, lief schnell den Pfad hinauf und fand den Obersten della Rebbia in seinem Blute schwimmend, von zwei Kugeln durchbohrt, aber noch am Leben. Neben ihm lag sein geladenes Gewehr mit gespanntem Hahne, als habe er sich zur Vertheidigung gegen eine Person gerüstet, die ihn von vorn angriff, als er durch eine andere von hinten erschossen wurde. Er röchelte und rang mit dem Tode, konnte aber kein Wort sprechen, was die Aerzte aus der Beschaffenheit der Wunden erklärten, welche die Lungen zerrissen hatten. Das Blut erstickte ihn; es strömte langsam heraus wie rother Schaum. Vergebens hob Frau Pietri ihn auf und richtete einige Fragen an ihn. Sie sah wohl, daß er sprechen wollte, aber er konnte sich nicht verständlich machen. Da sie bemerkte, daß er nach der Tasche zu greifen sich bemühte, so nahm sie eiligst eine kleine Brieftasche heraus, die sie ihm offen hinhielt. Der Verwundete nahm den Bleistift heraus und suchte zu schreiben. In der That sah der Zeuge, wie er mit Mühe einige Zeichen machte, da sie aber nicht lesen konnte, wußte sie nicht, was sie bedeuten sollten. Diese Anstrengung hatte den Oberst gänzlich erschöpft; er ließ die Brieftasche in der Hand der Frau Pietri

die er stark drückte, indem er sie mit einem seltsamen Blicke ansah, als wollte er sagen, wie die Frau sich ausdrückte, „das ist wichtig, es ist der Name meines Mörders."

Die Frau Pietri gieng nach dem Dorfe hinauf und begegnete dem Maire Barricini mit dessen Sohn Vincentello. Es war jetzt fast Nacht. Sie berichtete, was sie gesehen hatte. Der Maire nahm die Brieftasche und eilte in die Mairie, um seine Schärpe anzulegen, und seinen Schreiber sowie die Gendarmen zu rufen. Maddalena Pietri schlug dem jungen Vincentello, mit dem sie nun allein war, vor, dem Obersten doch beizustehen, weil er vielleicht noch lebe; Vincentello aber antwortete, wenn er sich einem Manne nähere, welcher der Todfeind seiner Familie gewesen, so würde man ihn beschuldigen, denselben umgebracht zu haben. Bald darauf kam der Maire zurück, fand den Obersten todt, ließ den Leichnam aufheben und nahm ein Protokoll auf.

Trotz der bei solchen Gelegenheiten natürlichen Verwirrung hatte Barricini sich beeilt, die Brieftasche des Obersten zu versiegeln und alle in seiner Macht stehenden Nachforschungen anzustellen, ohne daß eine zu einer wichtigen Entdeckung führte. Als der Instruktionsrichter kam, öffnete man die Brieftasche und sah auf einer mit Blut befleckten Seite einige mit zitternder Hand geschriebene, aber doch lesbare Buchstaben. Geschrieben war: Agostini. Der Richter zweifelte daher nicht, daß der Oberst den Agostini als seinen Mörder habe bezeichnen wollen. Colomba della Rebbia aber, die von dem Richter berufen worden war, verlangte die Brieftasche zu untersuchen. Nachdem sie lange in derselben geblättert, streckte sie die Hand nach dem Maire aus und rief: „dieser ist der Mörder." Dann erzählte sie mit einer bei ihrem großen Schmerze überraschenden Bestimmtheit und Klarheit, ihr Vater habe einige Tage vorher einen Brief von seinem Sohne erhalten, denselben verbrannt, vorher aber mit Bleistift in seine Brieftasche die Adresse Orso's geschrieben, der seine Garnison gewechselt hatte. Diese Adresse nun befand sich nicht

mehr in der Brieftasche, und Colomba schloß daraus, der Maire habe das Blatt, auf welchem sie gestanden und auf welches ihr Vater vielleicht auch den Namen seines Mörders geschrieben habe, herausgerissen und dafür den Namen Agostini's hingeschrieben. Der Richter sah wirklich, daß ein Blatt Papier herausgerissen war; bei genauerer Untersuchung ergab sich aber, daß noch mehrere Blätter fehlten, und Zeugen sagten aus, der Oberst habe die Gewohnheit gehabt, Papier aus seiner Brieftasche herauszureißen, wenn er seine Cigarre habe anzünden wollen, und es war deßhalb nicht unwahrscheinlich, daß er aus Versehen auch das Blatt herausgerissen, auf welchem die Adresse Orso's stand. Zudem wurde ermittelt, daß der Maire, als er die Brieftasche von der Frau Pietri erhalten, wegen der Dunkelheit nichts habe lesen können, daß er, bevor er in die Mairie gegangen, nur einen Augenblick stehen geblieben sey, daß der Gendarmerie-Brigadier ihn dahin begleitet und gesehen habe, wie er eine Lampe anzündete, die Brieftasche in ein Papier einschlug und siegelte.

Nachdem der Brigadier seine Aussage beendigt hatte, fiel Colomba, außer sich, auf ihre Kniee und beschwur ihn bei Allem, was ihm heilig sey, zu erklären, ob er den Maire nicht einen Augenblick allein gelassen habe. Der Gendarm gestand nach einigem Zögern, sichtbar gerührt durch die große Aufregung des Mädchens, der Maire sey in ein Nebenzimmer gegangen, um ein großes Papier zu holen, aber nur eine Minute geblieben und habe immer gesprochen, während er das Papier in einer Schublade tastend suchte. Im Uebrigen bezeugte er, die Brieftasche sey bei der Rückkehr des Maire an derselben Stelle auf dem Tische gelegen, an welche sie derselbe bei seinem Eintritt gelegt hätte.

Barricini gab seine Aussagen mit der größten Ruhe. Er entschuldige, sagte er, die Heftigkeit der Signora della Rebbia, und wollte sich herablassen, sich zu rechtfertigen. Er bewies, daß er den ganzen Abend in dem Dorfe und sein Sohn Vincentello

bei ihm vor der Mairie in dem Augenblick gewesen sey, als das Verbrechen begangen worden, sein zweiter Sohn Orlanduccio dagegen, der an diesem Tage das Fieber gehabt, das Bett nicht verlassen habe. Er zeigte ferner alle Gewehre in seinem Hause vor, von denen keines in der letzten Zeit abgeschossen worden war. Er fügte sodann hinzu, die Wichtigkeit der Brieftasche habe er sogleich erkannt, dieselbe deßhalb eingesiegelt und den Händen seines Adjuncten übergeben, da er vorausgesehen hätte, man werde ihn wegen seiner Feindschaft mit dem Obersten im Verdacht haben. Endlich erinnerte er daran, daß Agostini demjenigen den Tod gedrohet, der einen Brief in seinem Namen geschrieben habe und sprach die Vermuthung aus, daß wahrscheinlich jener Elende auf den Obersten seinen Verdacht geworfen und ihn darum ermordet habe. Bei Banditen ist ja eine solche Rache aus einem ähnlichen Grunde nicht ohne Beispiel.

Fünf Tage nach dem Tode des Obersten della Rebbia wurde Agostini von einer Abtheilung Voltigeurs überrumpelt und fiel im verzweifelten Kampfe mit denselben. Man fand bei ihm einen Brief Colomba's, die ihn beschwor, zu erklären, ob er des Mordes, den man ihm zur Last lege, wirklich schuldig sey oder nicht. Da der Bandit keine Antwort darauf gegeben, so schloß man allgemein, er habe nicht den Muth gehabt, einer Tochter zu sagen, daß er ihren Vater ermordet. Die Personen jedoch, welche den Charakter Agostini's zu kennen behaupteten, raunten sich in's Ohr, wenn er den Obersten umgebracht hätte, würde er sich dessen gerühmt haben. Ein anderer Bandit, Namens Brandolaccio, übergab Colomba eine Erklärung, in welcher er *bei seiner Ehre* die Unschuld seines Kameraden betheuerte; der einzige Beweis aber, den er hervorbringen konnte, bestand darin, daß Agostini niemals gesagt habe, er hege Verdacht gegen den Obersten.

Die Folge von Allem war, daß Barricini freigesprochen wurde; ja, der Instruktionsrichter überhäufte den Maire mit Lobsprüchen und dieser krönte sein gutes Benehmen damit, daß er

von allen seinen Ansprüchen auf den Bach abstand, wegen dessen er mit dem Obersten della Rebbia prozessirt hatte.

Colomba improvisirte nach Landessitte vor dem Leichname ihres Vaters im Beiseyn der versammelten Freunde eine Ballata, in welcher sie ihren ganzen Haß gegen die Barricini aussprach und sie förmlich des Mordes beschuldigte, ihnen auch mit der Rache ihres Bruders drohte. Diese Ballata, die in das Volk übergegangen, war es, welche der Matrose vor Miß Lydia gesungen hatte; Orso, der damals in dem nördlichen Frankreich stand, suchte, sobald er den Tod seines Vaters erfuhr, um Urlaub nach, konnte denselben aber nicht erhalten. Nach einem Briefe seiner Schwester hatte er anfangs die Barricini für schuldig gehalten, bald aber erhielt er alle Aktenstücke der Untersuchung, und ein Schreiben der Richter bewog ihn beinahe zur Ueberzeugung, daß der Bandit Agostini allein der Schuldige sey. Alle Vierteljahre schrieb ihm Colomba einmal, um ihren Argwohn zu wiederholen, den sie Beweise nannte. Gegen seinen Willen brachten diese Anklagen sein corsisches Blut in Gährung, und bisweilen war er nahe daran, die Muthmaßungen seiner Schwester zu theilen, wenn er ihr auch in jedem Briefe wiederholte, ihre Angaben seyen unbegründet und verdienen deshalb keinen Glauben. Er verbot ihr sogar, wiewohl vergebens, wieder davon zu sprechen. So vergiengen zwei Jahre, nach deren Ablauf er auf Halbsold gesetzt wurde. Er gedachte nun, sein Vaterland wieder zu besuchen, nicht um sich an Leuten zu rächen, die er für unschuldig hielt, sondern um seine Schwester zu verheirathen und sein kleines Besitzthum zu verkaufen, wenn es so viel werth wäre, daß er von dem Ertrage desselben auf dem Festlande leben könnte.

VII.

Sey es nun, daß die Ankunft seiner Schwester Orso mächtiger an das Vaterhaus erinnerte, oder daß ihn die Kleidung und das

Benehmen Colomba's vor seinen civilisirten Freunden in Verlegenheit brachte, — genug er kündigte am nächsten Tage seine Absicht an, Ajaccio zu verlassen und nach Pietranera zurückzukehren. Doch ließ er sich von dem Obersten das Versprechen geben, ein Nachtlager unter seinem bescheidenen Dache anzunehmen, wenn er nach Bastia reise, und versprach ihm dafür eine schöne Jagd auf Hirsche, Fasanen, Eber ꝛc.

Am Tage vor seiner Abreise schlug Orso, statt der Jagd, einen Spaziergang am Ufer des Golfes vor. Er gab dabei Miß Lydia den Arm und konnte ungestört mit derselben sprechen, denn Colomba war in der Stadt geblieben, um ihre Einkäufe zu besorgen, und der Oberst verließ sie jeden Augenblick, um nach Möven und Tölpeln zu zielen, zur großen Verwunderung der Vorübergehenden, die es nicht begreifen konnten, wie Jemand sein Pulver wegen solcher Vögel verschießen mochte.

Sie schlugen den Weg ein, der nach der Kapelle der Griechen führt, von welcher man die schönste Aussicht auf die Bai hat; aber sie merkten nicht darauf.

„Miß Lydia ...“ sagte Orso nach einer Pause, die so lange dauerte, daß sie peinigend zu werden anfing: „aufrichtig, was halten Sie von meiner Schwester?“

„Sie gefällt mir sehr,“ antwortete die Engländerin. „Mehr als Sie,“ setzte sie lächelnd hinzu, „denn sie ist eine ächte Corsin, während Sie ein allzu civilisirter Wilder sind.“

„Zu civilisirt! ... Nun gut! ich fühle, daß ich unwillkührlich wieder ein Wilder werde, seit ich diese Insel betreten habe. Tausend schreckliche Gedanken befallen, beängstigen mich, ... ich mußte ein wenig mit Ihnen sprechen, ehe ich mich in meine Einöde vertiefe.“

„Sie müssen Muth fassen, mein Herr! betrachten Sie die Ergebung Ihrer Schwester, sie gibt Ihnen ein gutes Beispiel.“

„Ach! täuschen Sie sich nicht! Glauben Sie nicht an ihre

Ergebung! Sie hat mir noch kein Wort gesagt, aber in jedem ihrer Blicke habe ich gelesen, was sie von mir erwartet."

„Und was verlangt sie denn von Ihnen?"

„Oh! nichts,... ich soll nur versuchen, ob die Büchse ihres Herrn Vaters Menschen so gut trifft, als Rebhühner."

„Welche Idee! Und Sie können dies glauben, da sie doch gestehen, sie habe Ihnen noch nichts davon gesagt? Das ist entsetzlich von Ihnen."

„Wenn sie nicht an Rache dächte, so würde sie sogleich von unserem Vater gesprochen haben; sie hat es aber nicht gethan. Sie würde den Namen derer genannt haben, die sie — ich weiß es, mit Unrecht — für seine Mörder hält. Nein, kein Wort. Sehen Sie, wir Corsen sind ein schlaues Volk. Meine Schwester begreift, daß sie mich nicht ganz in ihrer Macht hat, und will mich nicht aufschrecken, da ich ihr noch entschlüpfen kann. Einmal an den Rand des Abgrundes gebracht, schwindelt mir der Kopf, und sie wird mich hinunterstoßen." Hierauf erzählte Orso der Engländerin einige Einzelheiten von dem Tode seines Vaters und erwähnte die hauptsächlichsten Beweise, die ihn veranlaßten, Agostini für den Mörder zu halten. „Nichts," setzte er hinzu, „konnte Colomba überzeugen. Ich sah es aus ihrem letzten Briefe. Sie hat den Barricini den Tod geschworen und — Miß Nevil, sehen Sie, welches Vertrauen ich in Sie setze, — vielleicht wären sie bereits nicht mehr am Leben, hätte sie sich, nach einem der Vorurtheile die ihre Erziehung entschuldigen muß, nicht eingeredet, die Vollstreckung der Rache komme mir, als dem Haupte der Familie, zu, und meine Ehre stehe dabei auf dem Spiele."

„In der That, Herr della Rebbia!" versetzte Miß Lydia, „Sie verläumden Ihre Schwester."

„Nein, Sie selbst haben das rechte Wort ausgesprochen,.... sie ist eine Corsin,.... sie denkt, wie alle denken. Wissen Sie, warum ich gestern so traurig war?"

„Nein, aber seit einiger Zeit sind Sie Anfällen von Melan-

cholie ausgesetzt.... In den ersten Tagen unserer Bekanntschaft waren Sie liebenswürdiger."

„Im Gegentheil, ich war gestern heiterer, glücklicher als gewöhnlich. Ich hatte Sie so gütig, so nachsichtig gegen meine Schwester gefunden!... Wir, der Oberst und ich, kehrten zu Wasser zurück. Wissen Sie, was einer der Schiffer in seinem schrecklichen Dialekt zu mir sagte? „Ihr habt viel Wild erlegt, Orf' Anton, aber dennoch werdet Ihr finden, daß Orlanduccio Barricini ein besserer Schütze ist als Ihr."

„Nun gut! was ist denn so Schreckliches in diesen Worten? Wollen Sie denn durchaus der geschickteste Schütze seyn?"

„Aber sehen Sie denn nicht, daß der Elende meinte, ich werde nicht den Muth haben, Orlanduccio zu ermorden?"

„Wissen Sie, Herr della Rebbia, daß ich mich vor Ihnen fürchte? die Luft Ihrer Insel scheint nicht blos das Fieber zu erzeugen, sondern auch verrückt zu machen. Es ist ein Glück, daß wir sie bald verlassen."

„Nicht, bevor Sie in Pietranera waren. Sie haben es meiner Schwester versprochen."

„Und wenn wir dieses Versprechen nicht halten, müssen wir uns wohl auch auf eine schreckliche Rache gefaßt machen?"

„Sie erinnern sich, was uns neulich Ihr Herr Vater von den Hindus erzählte, die dem Gouverneur der Compagnie drohten sie würden freiwillig Hungers sterben, wenn man ihren Gesuchen nicht willfahre."

„Das heißt, Sie würden auch Hungers sterben? Ich zweifle daran. Sie fasten vielleicht einen Tag, dann bringt Ihnen Colomba ein so appetitliches **b r u c c i o** *), daß Sie Ihrem Vorhaben entsagen."

„Sie sind grausam in Ihrem Spott, Miß Nevil. Sie sollten mich schonen. Sehen Sie, ich bin hier allein. Nur Sie

*) Eine Art gekochte Käse mit Rahm, — ein Nationalgericht der Corsen.

machten, daß ich nicht wahnsinnig wurde, wie Sie sagten; Sie waren mein Schutzengel und nun..."

„Nun" sagte Miß Lydia in ernstem Tone, „wird Ihr so leicht zu zerrüttender Verstand von Ihrer männlichen und militärischen Ehre unterstützt und,..." fuhr sie fort, indem sie sich abwandte, um eine Blume zu pflücken, „durch die Erinnerung an Ihren Schutzengel, wenn dieser etwas über Sie vermag!"

„Ach! Miß Nevil, wenn ich glauben könnte, daß Sie wirklich einiges Interesse..."

„Merken Sie auf, Herr della Rebbia," sagte Miß Nevil ein wenig bewegt, „da Sie ein Kind sind, werde ich Sie als ein solches behandeln. Als ich ein kleines Mädchen war, gab mir meine Mutter ein schönes Halsband, das ich sehnlichst wünschte; aber sie sagte mir: ‚so oft Du dieses Halsband anlegst, gedenke daran, daß Du das Französische noch nicht verstehst.' Das Halsband verlor in meinen Augen etwas von seinem Werthe. Es war gleichsam für mich ein Vorwurf geworden, aber ich trug es und lernte das Französische. Sehen Sie diesen Ring hier? Es ist ein egyptischer Scarabäus, vielleicht aus einer Pyramide. Diese bizarre Figur, welche Sie vielleicht für eine Bouteille halten, bedeutet das menschliche Leben. In meinem Vaterlande würden manche Leute diese Hieroglyphe sehr passend finden. Die darauf folgende ist ein Schild mit einem Arm, der eine Lanze hält. Dies bedeutet Kampf, Schlacht und die Verbindung der beiden Charaktere bildet die Devise, die ich recht hübsch finde: das Leben ist ein Kampf. Seyen Sie indeß nicht der Meinung, daß ich Hieroglyphen geläufig übersetze! Ein Gelehrter in . . . us hat mir Alles dies erklärt. Nehmen Sie, ich gebe Ihnen meinen Scarabäus. Kommt Ihnen ein schlimmer corsischer Gedanke in den Kopf, so betrachten Sie meinen Talisman und sagen Sie sich, Sie müssen als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen, den Sie mit den bösen Leidenschaften führen. — Aber, in Wahrheit, ich predige nicht schlecht."

„Ich werde an Sie denken, Miß Nevil, und mir sagen...“

„Sagen Sie sich, daß Sie eine Freundin haben, die trostlos seyn würde.... wenn.... Sie hängen müßten. Es würde auch ihren Vorfahren den Herrn Caporali unangenehm seyn.“ Nach diesen Worten ließ sie lächelnd den Arm Orso's los und eilte zu ihrem Vater. „Papa,“ sagte sie, „lassen Sie die armen Vögel fliegen, und übergeben Sie sich mit uns poetischen Gefühlen in der Grotte Napoleons.“

VIII.

Es liegt immer eine gewisse Feierlichkeit in einer Trennung, selbst wenn sie nur auf kurze Zeit geschieht. Orso sollte mit seiner Schwester sehr früh aufbrechen, und er hatte bereits den Abend vorher von Miß Lydia Abschied genommen, weil er nicht hoffte, daß sie um seinetwillen eine Ausnahme von ihren bequemen Gewohnheiten machen werde. Ihr Abschied war kalt und ernst gewesen. Seit der Unterhaltung an dem Meeresufer fürchtete Miß Lydia, Orso ein vielleicht zu lebhaftes Interesse gezeigt zu haben, während Orso seinerseits ihre Spöttereien, besonders ihren leichtfertigen Ton nicht leicht verschmerzte. Einen Augenblick wohl hatte er in dem Benehmen der jungen Engländerin das Gefühl einer entstehenden Zuneigung zu entdecken geglaubt; jetzt aber, da ihn ihre Scherze verlegen gemacht, meinte er, er sey in ihren Augen doch nichts weiter, als ein gewöhnlicher Bekannter, der bald vergessen seyn würde. Sehr groß war deshalb sein Erstaunen, als er am andern Morgen mit dem Obersten beim Kaffee saß und Miß Lydia mit seiner Schwester eintreten sah. Sie war um fünf Uhr aufgestanden, und bei einer Engländerin, namentlich bei Miß Nevil, war dieß eine Aufopferung, wegen deren er wohl etwas eitel seyn durfte.

„Ich bin sehr betrübt, Sie so früh gestört zu haben,“ sagte Orso. „Gewiß hat Sie meine Schwester trotz meinen Ermah-

nungen geweckt, und Sie werden uns zürnen. Sie wünschen mich vielleicht schon gehangen."

„Nein," sagte Miß Lydia ganz leise auf italienisch, offenbar, damit ihr Vater sie nicht verstehe. „Aber Sie zürnten mir gestern wegen meiner unschuldigen Scherze und ich wollte Sie keine üble Erinnerung an ihre Freundin mit fortnehmen lassen. Welch schreckliche Menschen seyd doch ihr Corsen! Adieu denn, auf baldiges Wiedersehen, wie ich hoffe!" — Und sie reichte ihm die Hand.

Orso antwortete nur mit einem Seufzer. Colomba trat zu ihm, führte ihn in eine Fenstervertiefung, zeigte ihm etwas, das sie unter ihrem Mezzaro hatte, und sprach einen Augenblick leise mit ihm.

„Meine Schwester," wandte sich Orso zu Miß Lydia, „will Ihnen ein sonderbares Geschenk machen, mein Fräulein; aber wir Corsen haben nicht viel zu geben . . . ausgenommen unsere Zuneigung, die von keiner Zeit verlöscht wird. Meine Schwester sagt mir, Sie hätten diesen Dolch mit Neugierde betrachtet. Er ist ein altes Familienstück. Wahrscheinlich hieng er einst an dem Gürtel eines jener Caporali, denen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke. Colomba glaubt ihn so werthvoll, daß sie mich um die Erlaubniß ersucht, Ihnen denselben anbieten zu dürfen, und ich, ich weiß nicht, ob ich es gestatten soll, denn ich fürchte, Sie spotten über uns."

„Dieser Dolch ist allerliebst," sagte Miß Lydia, „aber eine Familienwaffe, die ich deshalb nicht annehmen darf."

„Es ist nicht der Dolch meines Vaters," fiel Colomba lebhaft ein. „Ein Vorfahr meiner Mutter erhielt ihn von dem Könige Theodor. Es wird uns Vergnügen machen, wenn ihn die Signora annehmen will."

„Verschmähen Sie den Dolch eines Königs nicht, Miß Lydia!" setzte Orso hinzu. „Für einen Liebhaber von Reli-

quien sind die des Königs Theodor unendlich kostbarer, als die des mächtigsten Monarchen."

Die Versuchung war stark, und Miß Lydia sah den Effekt voraus, den diese Waffe machen würde, wenn sie auf einem lakirten Tische in ihrer Wohnung auf dem St. James-Platze liege. „Aber," sagte sie, indem sie den Dolch zögernd nahm und ihr bezauberndstes Lächeln an Colomba richtete, „aber, liebe Colomba . . ., ich kann nicht . . ., ich würde es nicht wagen, Sie so wehrlos reisen zu lassen."

„Mein Bruder ist bei mir," sagte Colomba stolz, „und wir haben das gute Gewehr, welches Ihr Herr Vater uns gegeben hat . . . — Orso, hast Du es scharf geladen?"

Miß Nevil behielt den Dolch, und Colomba forderte eine kleine Münze als Bezahlung, um die Gefahr zu entfernen, der man sich aussetzt, wenn man Freunden schneidende oder stechende Waffen schenkt.

Endlich mußte aufgebrochen werden. Orso drückte noch einmal die Hand der Miß Lydia, Colomba küßte sie und bot sodann ihre Rosenlippen dem Obersten, der über diese corsische Artigkeit ganz verwundert war. Von dem Fenster aus sah Miß Lydia die Geschwister zu Pferde steigen. Colomba's Augen glänzten von einer boshaften Freude, die Miß Lydia noch nicht an ihr bemerkt hatte. Dieses große, starke Mädchen, mit ihren überspannten Begriffen von barbarischer Ehre, mit dem Stolz auf der Stirne, mit den von sardonischem Lächeln verzogenen Lippen, welche diesen jungen bewaffneten Mann wie zu einem verderblichen Zuge entführte, erinnerte sie an die Besorgniß Orso's, und sie glaubte denselben von seinem bösen Geiste in's Verderben schleppen zu sehen. Als Orso bereits zu Pferde saß, sah er empor und erblickte sie. Entweder weil er ihre Gedanken errieth, oder um ihr zum letztenmale Lebewohl zu sagen, nahm er den egyptischen Ring, den er an einer Schnur trug und küßte ihn. Miß Lydia trat erröthend von dem Fenster zurück, erschien

baer gleich darauf wieder und sah die beiden corsischen Geschwister im Galopp auf ihren kleinen Pferden nach den Bergen davon jagen. Eine halbe Stunde nachher zeigte durch's Fernrohr der Oberst ihr dieselben, längs dem Meerbusen hinreitend, und sie sah, wie Orso sich häufig nach der Stadt umdrehte. Endlich verschwand er hinter den Sümpfen, die jetzt durch eine schöne Pappel-Allee ersetzt sind.

Miß Lydia, als sie sich im Spiegel betrachtete, fand sich sehr blaß.

„Was muß dieser junge Mann von mir denken?“ sagte sie, „und ich, was denke ich von ihm? und warum denke ich daran? ... Eine Reisebekanntschaft! ... Was will ich denn eigentlich auf Corsica? ... Oh! ich liebe ihn nicht ... Nein, nein; das ist ja unmöglich ... Und Colomba ... Ich die Schwägerin einer **voceratrice**, die einen großen Dolch trägt!“ Und sie bemerkte, daß sie den Dolch des Königs Theodor in der Hand hielt. Sie warf ihn auf den Toilettentisch. „Colomba in London, tanzend auf den Almacksbällen! ... Welch ein L ö w e, großer Gott! den man da sehen lassen könnte! ... Vielleicht würde sie Furore machen ... Er liebt mich, das weiß ich gewiß ... Er ist ein Romanheld, dessen abenteuerliche Laufbahn ich unterbrochen habe ... Aber hatte er wirklich Lust, seinen Vater auf corsische Art zu rächen? ... Er war ein Mittelding zwischen einem Konrad und einem Dandy ... Ich habe einen reinen Dandy aus ihm gemacht, einen Dandy, der einen corsischen Schneider hat! ...“

Damit warf sie sich wieder auf ihr Bett und wollte schlafen, aber dieß war ihr unmöglich; und ich will es nicht versuchen, ihren langen Monolog fortzusetzen, in welchem sie sich mehr als hundertmal sagte, der Herr della Rebbia sey für sie nichts gewesen und würde nie etwas für sie werden.

IX.

Indeß ritt Orso mit seiner Schwester fürbaß. Anfangs konnten sie wegen der schnellen Bewegung ihrer Pferde nicht mit einander sprechen; aber als der Weg so steil wurde, daß sie im Schritt reiten mußten, wechselten sie einige Worte über die Freunde, die sie eben verlassen hatten. Colomba sprach mit Enthusiasmus von der Schönheit der Miß Nevil, von den blonden Haaren und dem artigen Wesen derselben. Hierauf fragte sie, ob der Oberst so reich, als er scheine, und ob Miß Lydia seine einzige Tochter sey. „Dieß muß eine gute Parthie seyn," sagte sie. „Ihr Vater hat, wie es scheint, viel Freundschaft für Dich . . . und," fuhr sie, als Orso nichts erwiderte, fort: „unsere Familie ist einst auch reich gewesen, und ist noch jetzt eine der angesehensten auf der Insel. Alle diese Signori sind Bastarde. Nur in den Familien der Caporali gibt es noch Adel, und Du weißst es, Orso, daß wir von den ersten Caporali der Insel herstammen, Du weißst, daß unsere Familie von jenseits der Berge herkommt und daß die Bürgerkriege uns nöthigten, auf diese Seite herüberzugehen. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Orso, so würde ich nicht zögern, sondern um Miß Nevil bei ihrem Vater anhalten . . . (Orso zuckte die Achseln.) Von ihrer Mitgift kaufte ich die Wälder von Falsetta und die Weinberge darunter; ich baute ein schönes steinernes Haus und setzte noch ein Stockwerk auf den alten Thurm, wo Sambuccio zur Zeit des Grafen Heinrichs, bel Misere zugenannt, so viele Mauren tödete."

„Colomba, Du bist eine Thörin," antwortete Orso, und setzte sein Pferd wieder in Galopp.

„Du bist ein Mann, Orf' Anton, und weißst ohne Zweifel besser als ein Mädchen, was Du zu thun hast. Aber ich möchte gern wissen, was dieser Engländer gegen eine Verbindung mit

uns einzuwenden haben könnte. Gibt es in England auch Caporali?..."

Nach einem ziemlich langen Ritte und unter derartigen Gesprächen kamen die Geschwister in ein kleines Dorf nicht weit von Bocognano, wo sie Halt machten, um zu essen, und die Nacht bei einem Freunde ihrer Familie zuzubringen. Sie wurden mit jener corsischen Gastfreundschaft aufgenommen, die man nicht würdigen kann, wenn man sie nicht selbst kennen lernte. Den andern Tag begleitete sie ihr Wirth, der ein Gevatter der Frau della Rebbia gewesen war, bis eine Stunde von seinem Hause.

„Sieh diesen Wald und diese Maquis," sagte er beim Abschiede zu Orso; „ein Mann, der ein Unglück angestellt hatte, würde da zehn Jahre lang in Frieden leben können, ohne daß die Gendarmen oder Voltigeurs ihn fänden. Diese Waldungen grenzen an den Forst von Vizzavona und wenn man gute Freunde in Bocognano oder der Umgegend hat, fehlt es an nichts. Du hast da ein schönes Gewehr, es muß weit tragen. Blut der Madonna! welches Kaliber! Damit kann man etwas Besseres als Eber schießen."

Orso erwiderte kalt, das Gewehr sey ein englisches und trage wirklich das Blei sehr weit. Man umarmte sich, und jedes zog seinen Weg weiter.

Schon hatten unsere Reisenden nur noch eine kleine Strecke bis Pietranera, als sie am Eingange einer Schlucht, durch welche sie passiren mußten, mit Einemmale sieben bis acht Bewaffnete erblickten, die theils auf den Felsenstücken saßen, theils im Grase lagen, theils dastanden und zu warten schienen. Ihre Pferde weideten in geringer Entfernung. Colomba beobachtete sie einen Augenblick mit einem Fernrohr, das sie aus der großen Ledertasche zog, welche alle Corsen auf der Reise tragen.

„Es sind unsere Leute!" rief sie freudig. „Pieruccio hat seinen Auftrag gut ausgeführt."

„Welche Leute?" fragte Orso.

„Unsere Hirten," erwiderte sie. „Vorgestern Abend schickte ich Pieruccio fort, damit er die wackern Leute zusammenrufe, um Dich in Dein Haus zu begleiten. Es schickt sich nicht, daß Du ohne Begleitung nach Pietranera kommst, und zudem mußt Du wissen, daß die Barricini zu Allem fähig sind."

„Colomba," sagte Orso in strengem Tone, „ich habe Dich schon so oft gebeten, nicht mehr von den Barricini und Deinem ungegründeten Verdacht zu sprechen. Ich werde mich gewiß nicht so lächerlich machen, mit dieser Rotte von Faullenzern einzuziehen und ich bin sehr unzufrieden, daß Du sie zusammenberufen hast, ohne mir etwas davon zu sagen."

„Mein Bruder, Du hast Deine Heimath vergessen. Es ist an mir, über Dich zu wachen, wenn Du Dich durch Deine Unvorsichtigkeit Gefahren aussetzest. Ich mußte das thun, was ich gethan habe."

In diesem Augenblick liefen die Hirten, welche die Ankommenden bemerkt hatten, nach ihren Pferden und sprengten ihnen im Galopp entgegen.

„Es lebe Orſ' Anton!" rief ein rüstiger Alter mit weißem Barte, der trotz der Hitze einen Kaputzen-Mantel von corsischem Tuche trug, das dichter ist, als das Fell der Ziegen. „Er ist das wahre Ebenbild seines Vaters, nur größer und stärker. Welch' schönes Gewehr! Man wird von diesem Gewehre reden, Orſ' Anton."

„Es lebe Orſ' Anton!" wiederholten alle Hirten im Chor. „Wir wußten wohl, daß er doch endlich kommen würde."

„Ah! Orſ' Anton!" sagte ein großer Bursche mit ziegelfarbigem Gesicht, „wie würde sich Euer Vater freuen, wenn er Euch empfangen könnte! Der brave Mann, Ihr würdet ihn wieder gesehen haben, hätte er mir glauben wollen, hätte er mich mit Giudice machen lassen... Der gute Mann! er hat mir nicht geglaubt; nun weiß er, daß ich Recht hatte."

„Gut!“ sagte der Alte, „Giudice wird durch das Warten nichts verlieren.“

„Es lebe Ors' Anton!“ und ein Dutzend Flintenschüsse begleiteten diesen Ausruf.“

Orso, der mitten unter diesen Männern sehr schlecht gelaunt war, weil sie alle zugleich sprachen und sich um ihn drängten, um ihm die Hand zu geben, konnte sich ziemlich lange nicht verständlich machen. Endlich nahm er eine Miene an, wie an der Spitze seines Pelotons, wenn er Verweise auszutheilen und einstecken zu lassen hatte, und sprach:

„Meine Freunde, ich danke Euch für die Liebe, die Ihr mir erzeigt und die Ihr für meinen Vater hattet, aber ich lasse mir von Niemand etwas vorschreiben. Ich weiß, was ich zu thun habe.“

„Er hat Recht, er hat Recht!“ riefen die Hirten. „Ihr wisset wohl, daß Ihr auf uns rechnen könnt.“

„Ja, ich rechne auf Euch; aber jetzt brauche ich Niemand und keine Gefahr bedroht mein Haus. Vor Allem links umkehrt Euch und gehet zu Euren Ziegen zurück. Ich kenne den Weg nach Pietranera und brauche keinen Führer.“

„Fürchtet nichts, Ors' Anton!“ sagte der Alte; „sie werden es nicht wagen, sich heute zu zeigen. Die Maus schlüpf in ihr Loch, wenn der Kater kommt.“

„Selbst Kater, alter Graubart!“ sagte Orso. „Wie heißst Du?“

„Wie? Ihr kennt mich nicht, Ors' Anton? und doch habe ich Euch so oft auf mein bissiges Maulthier genommen? Ihr kennet Paolo Griffo nicht mehr? — ein braver Kerl — sehet Ihr, der den della Rebbia mit Leib und Seele ergeben ist. Saget ihm ein Wort, und wenn Euer großes Gewehr spricht, wird die alte Muskete da, die so alt ist wie ihr Herr, auch nicht schweigen. Darauf rechnet fest, Ors' Anton.“

„Gut, gut; aber bei allen Teufeln! nun geht und laßt mich meinen Weg fortsetzen.“

Die Hirten entfernten sich endlich und wendeten sich im Trabe nach dem Dorfe zu; aber auf allen hohen Punkten des Weges hielten sie an, als wollten sie sich umsehen, ob nicht irgendwo Feinde im Hinterhalt lägen, und immer hielten sie sich so nahe bei Orso und dessen Schwester, daß sie denselben im Fall der Noth beistehen konnten. Der alte Polo Griffo sagte zu seinen Gefährten: „Ich verstehe ihn, ich verstehe ihn! Er sagt nicht, was er thun will, aber er thut es. Er ist das wahre Ebenbild seines Vaters. Gut! sage nur, daß Du Niemand hassest! Du hast der heiligen Nega ein Gelübde gethan. Bravo! Ich gebe keine Feige für die Haut des Maire. Bevor ein Monat vergeht, wird man einen Schlauch aus ihr machen können.“

So ritt denn diese Schützentruppe voran; der Nachkomme der della Rebbia gelangte in sein Dorf und in das alte Wohnhaus der Caporali, seiner Ahnen. Die Rebbiannisten, welche lange kein Oberhaupt gehabt hatten, waren ihm in Masse entgegen, gezogen und die Bewohner des Dorfes, die sich neutral verhielten, standen an ihrer Thüre, um ihn vorüberkommen zu sehen. Die Barriciniſten dagegen blieben in ihren Häusern und schielten durch die Ritzen ihrer Fensterladen.

Der Flecken Pietranera ist sehr unregelmäßig gebaut, wie alle Dörfer Corsica's, denn wenn man eine Straße sehen will, muß man nach Cargese reisen, das der Herr von Marboeuf erbaute. Die Häuser liegen ohne alle Ordnung zerstreut umher und befinden sich auf dem Gipfel einer kleinen Hochebene oder eines Bergabsatzes. In der Mitte des Ortes steht eine große grüne Eiche und daneben erblickt man einen Trog von Granit, in welchen eine hölzerne Röhre das Wasser einer Quelle führt. Dieses gemeinnützige Werk war auf gemeinsame Kosten der della Rebbia und Barricini angelegt worden, aber man würde sich sehr getäuscht haben, hätte man daraus auf ehemalige Freundschaft der beiden Familien schließen wollen. Im Gegentheil, es ist ein Werk ihrer Eifersucht. Der Oberst della Rebbia hatte

einmal an den Gemeinderath eine kleine Summe als Beitrag zum Bau eines Brunnens abgegeben; alsbald bot der Advokat Barricini ein gleiches Geschenk, und diesem Wetteifer von Freigebigkeit verdankte Pietranera sein Wasser. Um die grüne Eiche und die Quelle befindet sich ein freier Raum, den man die Piazza nennt, und Abends pflegen sich die Müßigen da zu versammeln. Mitunter spielt man da Karten, und einmal im Jahre, im Carneval, wird getanzt. An den beiden Enden des Platzes stehen Gebäude, die eher hoch als breit und von Granit und Schiefer aufgeführt sind. Dieß sind die feindlichen Thürme der della Rebbia und Barricini. Ihre Bauart ist gleichförmig, ihre Höhe dieselbe, und man sieht, daß die Rivalität der beiden Familien immer bestand, ohne daß das Schicksal zwischen ihnen entschied.

Es dürfte hier am Platze seyn, zu erklären, was man unter dem Worte „Thurm" verstehen muß. Es ist dieß ein eckiges Gebäude von etwa vierzig Fuß Höhe, das man in einem andern Lande ganz einfach ein Taubenhaus nennen würde. Die schmale Thüre öffnet sich acht Fuß über der Erde, und man gelangt dahin auf einer sehr steilen Treppe. Ueber der Thüre befindet sich ein Fenster mit einer Art Balkon, der unten durchlöchert ist, wie ein Durchschlag, so daß man einen Herankommenden ohne Gefahr erschießen kann. Zwischen dem Fenster und der Thür sieht man zwei plump ausgehauene Schilder. Das eine trug sonst das Kreuz von Genua; da es aber jetzt gänzlich zerschlagen ist, so kann es höchstens noch für die Alterthümler von Interesse seyn. Auf dem andern Schilde befindet sich das Wappen der Familie, welche den Thurm besitzt. Zur Vervollständigung des Schmucks denke man sich die Spuren einiger Kugeln an den Schildern und an dem Fenstergesimse, und man wird sich eine Vorstellung von einem mittelalterlichen Herrenhause auf Corsica machen können. Ich vergaß zu erwähnen, daß die Wohngebäude an den Thurm stoßen und im Innern mit demselben meistens in Verbindung stehen.

Der Thurm und das Haus der della Rebbia stehen an der Nordseite des Platzes von Pietranera, der Thurm und das Haus der Barricini an der südlichen. Von dem nördlichen Thurme bis zum Brunnen geht der Spazierplatz der della Rebbia, der der Barricini ebenso von der andern Seite. Seit dem Begräbniß der Gattin des Obersten hatte man nie ein Glied einer dieser beiden Familien an einer andern Seite des Platzes erscheinen sehen, als an der, welche ihr durch eine Art stillschweigende Uebereinkunft angewiesen war. Um einen Umweg zu vermeiden, wollte Orso vor dem Hause des Maire vorüberreiten; seine Schwester aber forderte ihn auf, ein Gäßchen einzuschlagen, das sie zu ihrem Hause führe, ohne daß sie nöthig hätten, über den Platz zu reiten.

„Warum es sich unbequem machen?" sagte Orso; „gehört der Platz nicht Allen?" Und er trieb sein Pferd an.

„Tapferes Herz!" sagte Colomba leise ... „Mein Vater, Du wirst gerächt werden."

Auf dem Platze angekommen, stellte sich Colomba zwischen das Haus der Barricini und ihren Bruder und ließ kein Auge von den Fenstern ihrer Feinde. Sie bemerkte, daß sie sich seit Kurzem verbarrikadirt und archere angebracht hatten. Archere nennt man kleine Oeffnungen in Gestalt von Schießscharten zwischen den dicken Holzbohlen, mit denen man den untern Theil eines Fensters verschließt. Wenn man einen Angriff fürchtet, verbarricadirt man sich auf diese Weise und kann hinter diesen Scheitern hervor sicher auf die Feinde schießen.

„Die Feigen!" sagte Colomba. „Sieh', Bruder, sie fangen bereits an, sich vorzusehen. Sie verschanzten sich. Sie werden aber doch einmal hervorkommen müssen."

Die Gegenwart Orso's an der südlichen Seite des Platzes machte großes Aufsehen in Pietranera und wurde für einen Beweis von fast tollkühnem Muthe gehalten. Die Neutralen, die sich des Abends unter der großen Eiche versammelten, sprachen

von nichts Anderem. „Es ist ein Glück,“ sagten sie, „daß die Söhne Barricini's noch nicht zurückgekommen sind, denn sie sind weniger geduldig, als der Advokat, und hätten vielleicht ihren Feind nicht über ihr Gebiet ziehen lassen, ohne daß er für seine Herausforderung gebüßt hätte.“ — „Erinnere Dich an das, was ich Dir sagen will, Nachbar,“ setzte ein alter Mann hinzu, welcher das Orakel des Dorfes war. „Ich habe heute das Gesicht Colomba's beobachtet: sie hat etwas im Sinn. Ich rieche Pulver in der Luft. In Kurzem wird das frische Fleisch in Pietranera wohlfeil seyn.“

X.

Orso, der sehr jung von seinem Vater getrennt worden war, hatte ihn nicht genau gekannt. Er hatte Pietranera in seinem fünfzehnten Jahre verlassen, um in Pisa zu studiren, und war von da in die Militärschule übergegangen, während Ghilfuccio den kaiserlichen Adlern durch Europa folgte. Auf dem Festland hatte ihn Orso einigemale gesehen und war 1815 bei dem Regimente gestanden, das sein Vater befehligte. Der Oberst, der im Punkte der Disciplin unbeugsam war, behandelte dort seinen Sohn wie die andern jungen Lieutenants, d. h. sehr strenge. Die Erinnerung, welche Orso von ihm geblieben, war daher eine zweifache. Einmal sah er den Vater vor sich in Pietranera, wie dieser ihm seinen Säbel anvertraute, ihn den Schuß aus dem Gewehre ziehen ließ, wenn er von der Jagd zurückkam, oder ihn zum Erstenmale mit an den Familientisch nahm. Dann gedachte er des Obersten della Rebbia, der ihn eines leichtsinnigen Streiches oder Versehens wegen in Arrest schickte und nicht anders anrief, als „Lieutenant della Rebbia, Sie sind nicht an Ihrem Platze, drei Tage Arrest! — Ihre Tirailleurs sind fünf Mètres zu weit vor der Reserve, fünf Tage Arrest! — Sie tragen schon fünf Minu-

ten nach zwölf Uhr bloß die Dienstmütze, acht Tage Arrest!" Ein einziges Mal, bei Quatre-Bras, hatte er zu ihm gesagt: „sehr gut, Orso! aber nur vorsichtig!" Diese letztern Erinnerungen rief ihm übrigens nicht Pietranera in den Sinn. Der Anblick der Plätze, wo er seine Kinderjahre verlebt, das Geräthe seiner Mutter, die er so sehr geliebt, weckten in seinem Herzen gar manche freundliche und schmerzliche Empfindungen; die düstere Zukunft aber, die sich für ihn vorbereitete, die unbestimmte Besorgniß, die seine Schwester ihm einflößte, vor Allem der Gedanke, daß Miß Nevil in sein Haus kommen werde, das ihm jetzt so klein, so armselig, so durchaus unpassend für eine an den Luxus gewöhnte Person vorkam, — alle diese Gedanken bildeten ein Chaos in seinem Kopfe und entmuthigten ihn ganz und gar.

Er setzte sich zum Abendessen in einen großen Lehnstuhl von schwarzem Eichenholze, in welchem sein Vater den Vorsitz an dem Familientische geführt hatte, und lächelte, als er bemerkte, wie Colomba zögerte, sich mit ihm an den Tisch zu setzen. Uebrigens dankte er ihr innerlich für das Stillschweigen, das sie während des Essens beobachtete, und auch ihre baldige Entfernung nach demselben, denn er fühlte sich noch zu sehr aufgeregt, als daß er den Angriffen hätte Widerstand leisten können, die sie unfehlbar auf ihn beabsichtigte; aber Colomba schonte ihn absichtlich und wollte ihm Zeit lassen, sich zu sammeln. Den Kopf in seine Hand gestützt, saß er lange unbeweglich da und überdachte noch einmal die Erlebnisse der letzten vierzehn Tage. Mit Entsetzen gewahrte er, was Jedermann von ihm in Bezug auf die Barricini erwartete. Schon machte er die Bemerkung, daß die Meinung von Pietranera anfieng, für ihn die der ganzen Welt zu seyn. Er mußte sich rächen, wollte er nicht für eine Memme gelten. Aber an wem sich rächen? Er konnte die Barricini des Mordes nicht schuldig glauben. Allerdings waren sie die Feinde seiner Familie, aber es gehörten die starken Vorurtheile seiner Landsleute dazu, um ihnen einen Mord zuzuschrei-

ben. Oefters betrachtete er den Talisman der Miß Nevil, und wiederholte ganz leise die Devise: „Das Leben ist ein Kampf!“ Endlich sagte er mit festem Tone: „Ich werde ihn siegreich bestehen!“ Mit diesem guten Vorsatz erhob er sich und wollte, die Lampe ergreifend, eben in sein Schlafzimmer gehen, als man an die Hausthüre klopfte. Die Stunde war nicht geeignet, um Besuche zu empfangen. Colomba erschien alsbald, begleitet von dem Mädchen, das ihnen diente. „Es ist nichts,“ sagte sie, indem sie sich der Thüre näherte. Dennoch fragte sie, bevor sie öffnete, wer da sey? — Eine sanfte Stimme rief: „ich bin es!“ Gleich darauf wurde der hölzerne Riegel zurückgeschoben und Colomba erschien in dem Speisesaal, von einem kleinen, ungefähr zehnjährigen Mädchen begleitet. Das Kind war baarfuß, in Lumpen gehüllt, den Kopf mit einem schlechten Tuche bedeckt, unter welchem sich lange rabenschwarze Haare hervorstahlen; dazu mager, blaß, von Sonne-verbrannter Haut. Orso erblickend, blieb es schüchtern stehen und verbeugte sich linkisch; darauf sprach es leise mit Colomba und überreichte dieser einen kaum erst geschossenen Fasan.

„Danke, Chili,“ sagte Colomba. „Ich danke Deinem Oheim. Befindet er sich wohl?“

„Vortrefflich, gnädiges Fräulein, Ihnen zu dienen. Ich konnte nicht früher kommen, weil er lange ausblieb. Ich wartete drei Stunden in dem Maquis auf ihn.“

„Hast Du noch nicht gegessen?“

„Nein, Signora, ich hatte keine Zeit dazu.“

„Man wird Dir zu essen geben. Und Dein Onkel, hat er noch Brod?“

„Wenig, Signora; aber hauptsächlich fehlt es ihm an Pulver. Die Kastanien werden jetzt reif und er braucht nun nichts weiter, als Pulver.“

„Ich werde Dir Brod und Pulver für ihn geben. Sag' ihm, er soll das Pulver sparen; es ist theuer.“

„Colomba," fragte Orso auf französisch, „wem gibst Du diese Unterstützung?"

„Einem armen Banditen aus dem Dorfe," versetzte Colomba in der nämlichen Sprache. „Diese Kleine ist seine Nichte."

„Ich glaube, Du könntest Deine Gaben besser anwenden. Warum einem Schurken Pulver geben, der sich desselben bedienen wird, um Verbrechen zu begehen? Ohne diese verdammliche Schwäche und Nachsicht gegen die Banditen, von der alle Welt angesteckt zu seyn scheint, wären dieselben schon lange aus Corsica verschwunden."

„Es sind nicht die Schlechtesten unseres Landes, die sich im Freien befinden."

„Gib ihnen Brod, wenn es Dir beliebt, man muß das Niemand versagen; aber ich begreife nicht, warum man sie mit Munition versehen soll."

„Mein Bruder," sagte Colomba ernst, „Du bist hier Herr, und Alles in diesem Hause ist Dein Eigenthum; aber, ich sage Dir voraus, ich würde der Kleinen lieber meinen Mezzaro geben, um ihn zu verkaufen, als einem Banditen Pulver verweigern. Ihm Pulver verweigern? das hieße ihn den Gendarmen überliefern. Welchen Schutz hat er gegen sie, als seine Flinte?"

Die Kleine verschlang indeß mit Heißhunger ihr Brod, betrachtete mit Aufmerksamkeit bald Colomba, bald deren Bruder, und versuchte in ihren Augen zu lesen, was dieselben redeten.

„Was hat denn der Bandit verübt? warum hat er sich in die Maquis geflüchtet?"

„Brandolaccio hat kein Verbrechen begangen," rief Colomba. „Er erschoß Giovan Opizzo, welcher seinen Vater ermordet hatte, während er in der Armee diente!"

Orso wandte sich ab, nahm die Lampe und gieng, ohne ein Wort zu sagen, in sein Zimmer hinauf. Nun gab Colomba dem Kinde Pulver und Lebensmittel, begleitete dasselbe an die

Thüre und empfahl ihm wiederholt: „Vor Allem muß Dein Oheim über Orso wachen."

XI.

Es dauerte lange, bis Orso einschlafen konnte, und er erwachte deßhalb, wenigstens für einen Corsen, sehr spät. Kaum aufgestanden, war das Haus seiner Feinde und die **Archere**, das Erste, was er erblickte. Er gieng hinunter und fragte nach seiner Schwester. „Sie ist in der Küche, wo sie Kugeln gießt, antwortete die Dienerin Saveria. Also konnte er keinen Schritt thun, ohne auf kriegerische Bilder zu stoßen.

Er fand seine Schwester auf einem Schemel sitzend, umgeben von frisch gegossenen Kugeln, wovon sie den Anguß entfernte.

„Was Teufels machst Du da?" fragte ihr Bruder.

„Du hattest keine Kugeln für die Büchse des Obersten," erwiderte sie mit sanfter Stimme; „ich habe ein passendes Kaliber gefunden und Du sollst noch heute vier und zwanzig Patronen erhalten, mein Bruder!"

„Gott sey Dank! Ich brauche sie nicht."

„Man muß sich nicht unvorbereitet überraschen lassen, Orſ' Anton! Du hast Dein Vaterland ganz vergessen und die Leute, die uns umgeben."

„Ich hätte es vergessen, wenn Du mich nicht immer daran erinnertest. Sage mir, ist nicht vor einigen Tagen ein großer Koffer angekommen?"

„Ja, mein Bruder. Willst Du, daß ich ihn in Dein Zimmer bringe?"

„Du? Du würdest ihn kaum vom Boden heben können.... Ist kein Mann hier, der es thun könnte?"

„Ich bin nicht so schwach, als Du denkst," sagte Colomba, und, den Aermel zurückstreifend ließ sie einen weißen, runden, vollkommen geformten Arm sehen, der nicht gewöhnliche Kraft

verrieth. „Komm', Saveria," sagte sie zu der Dienerin „hilf mir!" Schon hob sie den Koffer allein, als Orso ihr zu helfen eilte.

„In diesem Koffer ist etwas für Dich, meine liebe Colomba," sagte er. „Du wirst mich entschuldigen, wenn ich Dir so armselige Geschenke mache, aber die Börse eines Lieutenants auf Halbsold ist nicht immer gespickt." Dieß sagend öffnete er den Koffer und nahm einige Kleider und andere Dinge für den Bedarf junger Mädchen heraus.

„Ach wie hübsch!" rief Colomba. „Ich will Alles gut verschließen, damit nichts verdorben wird. Ich bewahre sie auf für meine Hochzeit," setzte sie mit traurigem Lächeln hinzu, „denn jetzt bin ich noch in der Trauer." Und sie küßte die Hand ihres Bruders.

„Dieses lange Trauern, meine Schwester, hat etwas Affectirtes."

„Ich habe es geschworen," sagte Colomba in feierlichem Tone. „Ich werde die Trauer nicht ablegen ....." Und sie blickte durch das Fenster nach dem Hause der Barricini.

„Als an dem Tage, wo Du Dich verheirathest?" sagte Orso, der dem Schluß des Satzes auszuweichen suchte.

„Ich heirathe nur," sagte Colomba, „einen Mann, der dreierlei gethan hat....." Und sie betrachtete noch immer mit finsterer Stirne das feindliche Haus.

„Bei Deiner Schönheit, Colomba, wundere ich mich, daß Du Dich noch nicht verheirathet hast. Geschwind, sage mir, wer Dir den Hof macht! Ich werde viele Serenaden hören müssen. Sie dürfen wohl schön seyn, um einer so großen Voceratrice, wie Du, zu gefallen."

„Wer wird von einer armen Waise etwas wollen?... Und dann muß der Mann, um den ich die Trauerkleider ablegen soll, die Frauen da unten in Trauer versetzen."

„Dieß grenzt an Narrheit," sagte Orso zu sich selbst. Aber er erwiderte nichts, um jede Erörterung zu vermeiden.

„Mein Bruder," sagte Colomba in schmeichelndem Tone, „auch ich habe Dich um etwas zu bitten. Die Kleider, welche Du trägst, sind zu schön für unsere Gegend. Dein hübscher Rock würde in zwei Tagen in Stücke reißen, wolltest Du ihn in dem Maquis tragen. Er muß aufbewahrt werden, bis Miß Nevil kommt." Dann öffnete sie einen Schrank und nahm einen vollständigen Jägeranzug heraus. „Ich habe Dir eine Jacke von Sammet gemacht und hier ist auch eine Mütze, wie sie unsere Elegants tragen; schon vor langer Zeit habe ich sie für Dich gestickt. Willst Du sie probiren?"

Dabei zog sie ihm eine weite Jacke von grünem Sammet mit einer ungeheuren Tasche auf dem Rücken an.

„Hier ist die Carchera (Patrontasche) unseres Vaters," sagte sie; „sein Dolch ist in der Tasche Deiner Jacke. Ich hole Dir gleich die Pistole."

„Ich habe das Aussehen eines wahren Theaterbanditen," sagte Orso, sich in einem kleinen Spiegel betrachtend, den ihm Saveria vorhielt.

„Sie sehen herrlich aus, Orſ' Anton," sagte die alte Dienerin, „und der schönste Pinsuto*) von Bocagno oder Bastelica ist nicht so schön."

Orso frühstückte in seinem neuen Kostüm und während des Essens meldete er seiner Schwester, daß sein Koffer eine gewisse Anzahl Bücher enthalte, und er die Absicht habe, für sie noch mehrere von Frankreich und Italien kommen zu lassen. „Denn es ist eine Schande, Colomba," fügte er hinzu „daß ein erwachsenes Mädchen, wie Du, Dinge noch nicht weiß, welche auf dem Festlande den kleinen Kindern bekannt sind."

„Du hast Recht, mein Bruder," sagte Colomba; „ich weiß wohl, was mir mangelt, und ich will gerne lernen, hauptsächlich wenn Du mir Lektion ertheilst."

---

*) Träger eines spitzigen Baret's.

Mehrere Tage vergiengen, ohne daß Colomba den Namen der Barricini nannte. Sie war immer für ihren Bruder besorgt und sprach oft mit ihm von Miß Nevil. Orso las mit ihr französische und italienische Bücher und wunderte sich bald über ihre verständigen und richtigen Urtheile, bald über ihre gänzliche Unbekanntschaft mit den gewöhnlichsten Dingen.

Eines Morgens nach dem Frühstück entfernte sich Colomba einen Augenblick und, anstatt mit Tinte und Papier zurückzukehren, erschien sie mit ihrem Mezzaro auf dem Kopfe. Ihr Aussehen war noch ernster, als gewöhnlich.

„Mein Bruder," sagte sie, „ich bitte Dich, mit mir auszugehen."

„Wohin soll ich Dich begleiten?" fragte Orso und bot ihr den Arm.

„Ich bedarf Deines Armes nicht, mein Bruder, aber nimm Deine Flinte und Deine Patronen mit. Ein Mann darf nie ohne seine Waffen ausgehen."

„Meinetwegen! Man muß sich nach der Mode richten. Wohin gehen wir?"

Ohne zu antworten, warf Colomba den Mezzaro über, rief den Hund und gieng mit ihrem Bruder fort. Mit großen Schritten entfernte sie sich von dem Dorfe und schlug einen Hohlweg ein, der sich in den Weinbergen fortschlängelte, dann schickte sie den Hund voraus, indem sie ihm ein Zeichen gab, das er zu kennen schien, denn alsbald durchlief er im Zickzack die Weinberge, bald nach dieser bald nach jener Seite, immer fünfzig Schritte vor seiner Herrin her. Bisweilen stand er schweifwedelnd still und betrachtete Colomba mit klugen Augen. Er schien sich des Auftrags, zu recognosciren, auf's Beste zu entledigen.

„Wenn Muscheto Laut gibt," sagte Colomba, „so nimm Deine Flinte zur Hand, mein Freund, und rühre Dich nicht mehr."

Eine halbe Stunde vom Dorfe, nach manchen Umwegen,

machte Colomba plötzlich Halt an einer Stelle, wo der Weg sich abbog. Hier erhob sich eine kleine Pyramide von grünen und dürren Reisern, deren Höhe ungefähr drei Fuß betrug. Oben an der Spitze ragte ein schwarzes Kreuz von Holz hervor. In mehreren Bezirken Corsica's, hauptsächlich im Gebirge, verpflichtet ein äußerst alter Gebrauch, der vielleicht noch von dem Aberglauben der heidnischen Vorzeit herrührt, die Vorübergehenden, einen Stein oder Baumzweig auf den Platz zu werfen, wo Jemand gewaltsam um's Leben gebracht worden. Viele Jahre hindurch, so lange man an sein tragisches Ende denkt, vermehrt sich diese sonderbare Opfergabe von Tag zu Tag. Man nennt diese Schichte den Mucchio des Ermordeten.

Colomba hielt vor dieser Zweig- und Stein-Schichte und legte einen kleinen Ast, den sie von einem Baume brach, auf die Pyramide. „Orso," sagte sie, „hier wurde unser Vater ermordet. Beten wir für seine Seele, mein Bruder!" Und sie warf sich auf die Kniee, Orso folgte ihr alsbald. In diesem Augenblick schlug die Glocke des Dorfes langsam an, denn ein Mann war in der Nacht gestorben. Orso weinte.

Nach einigen Minuten erhob sich Colomba mit trockenem Auge, aber glühendem Antlitz. Sie machte mit dem Daumen, nach dem Gebrauch ihrer Landsleute, das Zeichen des Kreuzes, das gewöhnlich ihre feierlichen Schwüre begleitet; dann, ihren Bruder mit sich fortziehend, schlug sie den Rückweg nach dem Dorfe ein. Stillschweigend kehrten sie in ihr Haus zurück. Orso begab sich in sein Zimmer. Etwas später folgte ihm Colomba mit einem Kästchen, das sie auf den Tisch stellte. Sie öffnete es und nahm ein blutgetränktes Hemd heraus. „Das ist Deines Vaters Hemd, Orso." Und sie warf es auf seine Kniee. „Das ist das Blei, das ihn niederschlug." Und sie legte zwei Kugeln auf das Hemde. „Orso, mein Bruder!" rief sie, in seine Arme stürzend und ihn mit aller Kraft umschlingend, „Orso! Du wirst ihn rächen!" Sie preßte ihn mit einer Art von Wuth an sich,

küßte die Kugeln und das Hemd, und verließ das Zimmer in welchem Orso wie vernichtet sitzen blieb.

Orso saß einige Zeit unbeweglich und wagte es nicht, die entsetzlichen Reliquien von sich zu entfernen. Endlich, sich zusammenraffend, legte er sie wieder in das Kästchen und warf sich am andern Ende des Zimmers auf sein Bett, das Gesicht nach der Wand gewendet und in die Kissen gedrückt, gleich als wolle er den Anblick irgend eines furchtbaren Bildes vermeiden. Ohne Unterlaß klangen die letzten Worte seiner Schwester in seinen Ohren und er schien fortwährend ein unheilbringendes Orakel zu hören, welches Blut, schuldlos Blut von ihm verlangte. Ich unterlasse es, die Gefühle des unglücklichen jungen Mannes zu schildern und die Gedanken, welche sein Gehirn verwirrend durchstürmten. Lange blieb er in dieser Lage, ohne daß er wagte, den Kopf zu wenden. Endlich erhob er sich, verschloß das Kästchen, verließ schnell das Haus, gewann das Freie und schritt weiter, ohne zu wissen, wohin er sich wenden wollte.

Nach und nach fühlte er in der freien Luft Erleichterung: er wurde ruhiger und überschaute mit kaltem Blute seine Lage und die Mittel, die ihn daraus befreien könnten. Er hatte die Barricini des Mordes wegen nicht im Verdacht, wie man schon weiß, aber er warf ihnen vor, den Brief des Banditen Agostini unterschoben zu haben, und dieser Brief, so glaubte er wenigstens, war die Ursache von seines Vaters Tod. Sie als Fälscher gerichtlich zu belangen, war unmöglich, wie er wohl wußte. Wenn aber dennoch die Vorurtheile und Instinkte seines Vaterlandes auf ihn losstürmten und ihm zeigten, wie leicht eine Rache an einer Wegbiegung sey: so wies er sie mit Abscheu von sich, indem er an seine Kameraden beim Regimente, an die Pariser Salons und hauptsächlich an Miß Nevil dachte. Dann fielen ihm aber die Vorwürfe seiner Schwester wieder ein, und was noch Corsisches in seinem Charakter war, rechtfertigte dieselben und machte sie sogar noch beißender. Eine ein-

zige Hoffnung blieb ihm in dem Kampfe zwischen seinem Gewissen und seinen Vorurtheilen, nämlich die: unter irgend einem Vorwand mit einem der Söhne des Advokaten Streit anzufangen und sich mit demselben zu schlagen. Ihn so durch eine Kugel oder durch einen Degenstoß zu tödten, vereinigte seine corsischen und französischen Ideen. Dieses Auskunftsmittel gefiel ihm, und schon dachte er an die Mittel zur Ausführung, er fühlte sich schon von einer schweren Last befreit, als noch andere und angenehmere Gedanken dazu beitrugen, seine fieberhafte Aufregung zu beruhigen. Cicero vergaß den quälenden Schmerz über den Tod seiner Tochter Tullia, wann er in seinem Geiste alle die schönen Dinge überdachte, die er bei dieser Gelegenheit sagen konnte. Im Gespräch über Leben und Tod tröstete sich Shandy über den Verlust seines Sohnes; und Orso kühlte sich das Blut mit dem Vorsatz ab, der Miß Nevil ein Gemälde seines Gemüthszustandes, das dieses schöne Mädchen gewiß mächtig interessiren würde, zu entwerfen.

Er näherte sich dem Dorfe, von dem er sich entfernt hatte, wieder, ohne es zu wissen, als er die Stimme eines Mädchens hörte, welches, sich ohne Zweifel allein glaubend, der Traufe des Maquis sang. Es war die langsame und gleichförmige Melodie der Leichenklagen und das Kind sang: „Ach! meinem Sohn, meinem Sohn in fremdem Land — bewahret mein Kreuz und mein blutiges Hemd.....!“

„Was singst Du da, Kleine?“ fragte Orso unwillig und trat plötzlich vor sie hin.

„Sie sind es, Orſ' Anton?“ rief das Kind erschrocken..... „Es ist ein Lied von Signora Colomba....“

„Ich verbiete Dir, es zu singen;“ rief Orso mit fürchterlicher Stimme.

Das Kind wendete den Kopf bald rechts, bald links, um zu sehen, nach welcher Seite es sich retten könnte, und ohne Zweifel hätte es die Flucht ergriffen, wäre es nicht durch ein

großes Paket, das neben ihm im Grase lag, daran verhindert worden.

Orso bereute seine Heftigkeit.

„Was trägst Du da, meine Kleine?“ fragte er so sanft, als er es vermochte.

Und da Chilina zu antworten zögerte, lüftete er das Tuch, welches das Paket bedeckte, und sah, daß ein Brod und andere Lebensmittel sich darin befanden.

„Wem bringst Du dieses Brod, mein Kind?“ fragte er weiter.

„Sie wissen es wohl, Herr! meinem Oheim.“

„Und ist Dein Oheim nicht Bandit?“

„O ja, Herr Orſ' Anton!“

„Wenn Dich die Gendarmen antreffen, werden sie Dich fragen, wo Du hin willst...“

„Ich sage ihnen,“ antwortete das Kind ohne zu zögern, „daß ich das Essen den Leuten bringe, welche dort Holz fällen.“

„Und wenn Dich ein hungriger Jäger fände, der auf Deine Kosten essen wollte und Dir Deinen Vorrath nähme?“

„Man wagt es nicht. Ich würde sagen, er wäre für meinen Oheim.“

„In der That, er ist nicht der Mann, der sich sein Essen nehmen ließe... Hat Dich Dein Oheim recht lieb?“

„O ja, Orſ' Anton. Seitdem mein Vater todt ist, sorgt er für die Familie: für die Mutter, für mich und für meine kleine Schwester. Bevor die Mutter krank wurde, hat er sie den Reichen empfohlen und sie um Arbeit für dieselbe gebeten. Der Maire gibt mir alle Jahre ein neues Kleid und der Pfarrer lehrt mich den Katechismus und das Lesen, seitdem mein Oheim mit ihnen gesprochen hat. Aber Ihre Schwester ist besonders freundlich gegen uns.“

In diesem Augenblick erschien ein Hund auf dem Fußpfade. Die Kleine steckte zwei Finger in den Mund und ließ einen

sehr starken Pfiff hören: alsbald kam der Hund zu ihr und liebkoste sie, dann verlor er sich wieder pfeilschnell in dem Maquis.

Gleich darauf erhoben sich zwei schlecht gekleidete, aber gut bewaffnete Männer hinter einem Gesträuch, nur wenige Schritte von Orso entfernt. Man war zu glauben versucht, sie haben sich wie Schlangen durch die Cist-Rosen- und Myrthen-Hecken durchgewunden, welche den Grund bedeckten.

„Ah, Ors' Anton! willkommen!“ sagte der ältere der Männer. „Wie? Sie kennen mich nicht mehr?“

„Nein,“ sagte Orso, ihn scharf fixirend.

„Es ist doch drollig, wie ein Bart und eine spitzige Mütze einen Menschen verändern können! Wohlan, mein Lieutenant, betrachten Sie mich genau. Haben Sie denn die Kameraden von Waterloo ganz vergessen? Entsinnen Sie sich nicht mehr des Brando Savelli, der an jenem Unglückstage mehr als eine Patrone an Ihrer Seite abgebissen hat?“

„Was! Du bist es?“ rief Orso. „Du desertirtest im Jahr 1816.“

„Ganz recht, mein Lieutenant! Wahrlich, der Dienst langweilt und dann hatte ich hier eine Rechnung in's Reine zu bringen. Ha! ha! Chili, Du bist ein braves Mädchen. Gib geschwind her, denn wir haben Hunger. Sie haben keinen Begriff davon, Herr Lieutenant, welchen Appetit man in den Maquis bekommt. — Wer sendet uns dieß, Signora Colomba oder der Maire?“

„Nein, mein Oheim; die Müllerin gab mir dieß für Euch und eine Decke für die Mutter.“

„Was verlangt sie von mir?“

„Sie sagt, daß die Luccheser, welche sie zum Umbrechen genommen, einen höhern Lohn und Kastanien verlangen, weil das Fieber unterhalb Pietranera herrsche.“

„Die Faullenzer!.... Ich werde sehen. — Ohne Umstände, mein Lieutenant, wollen Sie unser Essen theilen? Wir haben

schon schlechter mit einander gegessen, zur Zeit unseres armen Landsmannes, den man abgeschafft hat."

„Vielen Dank. — Auch mich hat man abgeschafft."

„Ja, ich habe davon gehört; aber ich wette, Sie grämten sich nicht sehr darüber. Sie haben auch eine Rechnung in's Reine zu bringen. — Vorwärts, Pfaffe," sagte der Bandit zu seinem Kameraden, „zu Tische! Herr Orso, ich stelle Ihnen den Herrn Pfarrer vor, d. h. ich weiß nicht gewiß, ob er Pfarrer ist, aber Kenntnisse besitzt er."

„Ein armer Student der Gottesgelahrtheit," sagte der zweite Bandit, „den man verhinderte, seiner Neigung zu folgen. Wer weiß? Ich wäre vielleicht Papst geworden, Brandolaccio."

„Und was hat denn die Kirche Ihres Lichtes beraubt?" fragte Orso.

„Eine Kleinigkeit. Ich hatte eine Rechnung in's Reine zu bringen, wie mein Freund Brandolaccio sagt, wegen meiner Schwester, die eine verliebte Thorheit begieng, während ich mich mit alten Schwarten auf der Universität zu Pisa herumquälte. Ich mußte zurückkehren, um sie zu verheirathen. Aber der Bräutigam hatte es allzu eilig gehabt, er starb drei Tage vor meiner Ankunft an dem Fieber. Ich wendete mich daher, wie Sie an meiner Stelle auch gethan hätten, an den Bruder des Verstorbenen. Man gab mir zur Antwort, er sey schon verheirathet. Was war zu machen?"

„In der That, ein bedenklicher Fall! Was thaten Sie?"

„Es war einer von den Fällen, wo man mit dem Flintenstein zu Hülfe kommen muß."

„Das heißt, daß..."

„Ich ihm eine Flintenkugel durch den Kopf jagte," sagte trocken der Bandit.

Orso machte eine Geberde des Entsetzens. Aber die Neugierde und vielleicht auch der Wunsch, seine Heimkehr zu verzögern, bewogen ihn, noch länger zu bleiben, und er setzte das

Gespräch mit den beiden Männern fort, von denen jeder wenigstens einen Mord auf dem Gewissen hatte.

Indeß sein Kamerad sprach, legte ihm Brandolaccio Brod und Fleisch vor; dann bediente er sich selbst und versorgte auch den Hund, welchen er Orso unter dem Namen Brusco vorstellte, und der, wie der Bandit bemerkte, einen Voltigeur in jeder Verkleidung zu erkennen wußte. Endlich schnitt er auch für seine Nichte ein Stück Brod und Schinken ab.

„Das Leben der Banditen ist doch schön!“ rief der Theologe, nachdem er einige Bissen gegessen hatte. „Vielleicht werden Sie es eines Tages auch noch versuchen, Herr della Rebbia, und erfahren, wie angenehm es ist, keinen andern Herrn zu haben, als seinen eigenen Willen!“ Bis jetzt hatte der Bandit italienisch gesprochen, nun fuhr er französisch fort: „Corsica ist kein sehr unterhaltendes Land für einen jungen Mann; aber für einen Banditen, welcher Unterschied! Die Weiber sind ganz vernarrt in uns. Wie Sie mich hier sehen, habe ich drei verschiedene Liebchen in drei verschiedenen Gegenden. Ich bin überall zu Hause. Und eine ist sogar die Frau eines Gendarmen.“

„Sie verstehen viele Sprachen, mein Herr,“ sagte Orso mit ernstem Ton.

„Wenn ich französisch spreche, so geschieht das, weil: „maxima debetur pueris reverentia“ (man die Ohren der Jugend schonen muß). Brandolaccio und mir liegt daran, daß die Kleine da gut gerathe und brav bleibe!“

„Wenn sie fünfzehn Jahre alt ist,“ sagte Chilina's Oheim, „werde ich sie verheirathen. Ich habe schon eine Parthie für sie im Kopf.“

„Wirst denn Du der Brautwerber seyn?“

„Ohne Zweifel. Glauben Sie denn, daß wenn ich zu einem Reichen des Landes sage: Ich, Brando Savelli, würde es gerne sehen, wenn sein Sohn Michelina Savelli heirathete, — glauben Sie, er werde sich noch lange nöthigen lassen?“

„Ich möchte es ihm nicht rathen," sagte der andere Bandit. „Der gute Mann hat eine ziemlich schwere Hand."

„Wenn ich ein Schurke wäre," fuhr Brandolaccio fort, „ein schlechter Kerl, so dürfte ich nur meinen Sack öffnen und es würde hundert-Sous-Stücke hinein regnen."

„Ist denn etwas in Deinem Sack, das magnetisch auf das Geld wirkt?" fragte Orso.

„Nichts, aber wenn ich, wie es Mancher macht, an einen reichen Mann schriebe: Ich habe hundert Franken nöthig, so würde er sie mir alsbald schicken. Aber ich bin ein Ehrenmann, mein Lieutenant."

„Wissen Sie, Herr della Rebbia," sagte der Bandit, welchen sein Kamerad den Pfaffen nannte, „wissen Sie, daß in dem Lande mit so einfachen Sitten dennoch einige Elende sind, welche die Achtung ausbeuten, die wir durch unsere Pässe (er zeigte auf sein Gewehr) einflößen und unsere Unterschrift zu Wechseln nachmachen?"

„Ich weiß es," sagte Orso hastig. „Aber zu was für Wechseln?"

„Vor ungefähr sechs Monaten," erzählte der Bandit, „gieng ich in der Nähe von Orazzo spazieren, da trat ein Mann auf mich zu, der seine Mütze schon von weitem abnahm und sagte: ‚Ah! Herr Pfarrer (sie nennen mich immer so), verzeihen Sie mir, gönnen Sie mir Zeit; ich habe nicht mehr, als fünf und fünfzig Franken; aber, wahrhaftig, es ist Alles, was ich aufbringen konnte.‘ Ich, ganz überrascht, frage ihn: was soll das heißen, Schlingel! fünf und fünfzig Franken? — ‚Ich wollte sagen, fünf und sechszig,‘ erwiderte er, ‚aber hundert, die Sie von mir verlangten beizuschaffen, ist unmöglich.‘ Wie, Kerl, ich hätte hundert Franken von Dir verlangt? Ich kenne Dich gar nicht. — Darauf zeigte er mir einen Brief oder eigentlich einen schmutzigen Wisch, in welchem man ihn aufforderte, hundert Franken an einen bestimmten Platz zu legen, oder er müsse sein Haus

brennen und seine Kühe erschossen sehen, durch Giocondo Castriconi, — das ist mein Name. Man hatte die Niederträchtigkeit begangen, meine Unterschrift nachzumachen. Was mich aber am meisten ärgerte, ist, daß der Brief in dem gewöhnlichen Patois geschrieben und voll orthographischer Fehler war... Ich orthographische Fehler machen! ich, der auf der Universität alle Preise erhielt! Also fing ich damit an, meinem Bauern eine Ohrfeige zu geben, daß er sich zweimal umdrehte.—‚Was! hältst Du mich für einen Räuber? Tropf, der Du bist!‘ sagte ich und dabei gab ich ihm einen tüchtigen Fußtritt vor den... Sie wissen es schon. Ein wenig erleichtert, fragte ich ihn: ‚Wann sollst Du dieses Geld an den bestimmten Platz bringen? — ‚Heute noch.‘ — ‚Gut! trage es hin!‘ — Es war am Fuße einer Fichte und die Stelle genau bezeichnet. Er trug das Geld hin, vergrub es am Fuße des Baumes und kehrte zu mir zurück. Ich hatte mich in der Umgegend versteckt und wartete mit meinem Manne sechs tödtliche Stunden. Herr della Rebbia! ich wäre drei Tage geblieben, wenn es hätte seyn müssen. Nach Verfluß von sechs Stunden erschien ein Bastiaccio*), ein elender Wucherer. Er bückte sich, um das Geld zu langen, ich gab Feuer und hatte so gut gezielt, daß sein Kopf just auf die Thaler fiel, welche er ausgegraben hatte. Nun, lustig! sagte ich zu dem Bauer, nimm Dein Geld und beschuldige Giocanto Castriconi nie wieder einer solchen Niederträchtigkeit! Der arme Teufel, am ganzen Leibe zitternd, hob seine fünf und sechszig Franken auf, ohne sich die Mühe zu nehmen, das Blut davon abzuwischen. Er dankte mir, ich gab ihm zum Abschied noch einen ordentlicheu Fußtritt, und er lief wie besessen."

„Ah, Pfaff," sagte Brandolaccio, „ich beneide Dich um diesen Schuß. Du mußt viel gelacht haben."

---

*) Einwohner von Bastia; verächtlicher Ausdruck. Die übrigen Corsen betrachten die Bastienser nicht als ihre Mitbürger.

„Ich hatte den Bastiaccio durch die Schläfe getroffen," fuhr der Bandit fort, „und dies erinnerte mich an die Verse Virgils:

. . . . . . Zerreißt mit geschmolzenem Bleie
Ihm die Schläfe, und strecket ihn hin in den Sand der Arena.

Geschmolzenem! Glauben Sie, Herr Orso, daß eine Bleikugel durch die Schnelligkeit, mit der sie die Luft durchschneidet, schmelzen kann? Sie haben die Schießkunst studirt und werden mir wohl sagen können, ob dieß Wahrheit oder Irrthum ist."

Orso sprach lieber über diese Frage der Physik mit dem Licentiaten, als daß er Schlüsse über das Moralische seiner That zog. Brandolaccio, den die wissenschaftliche Untersuchung nicht sehr amüsirte, unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Sonne untergehe: „Da Sie nicht mit uns haben essen wollen, Ors' Anton," sagte er zu ihm, „so rathe ich Ihnen, Signora Colomba nicht länger warten zu lassen. Und zudem ist es nicht immer gut, nach Sonnenuntergang noch unterwegs zu seyn. Warum gehen Sie denn ohne Gewehr aus? Es gibt schlechte Menschen in dieser Gegend; nehmen Sie sich in Acht! Heute haben Sie nichts zu fürchten; die Barricini führen den Präfekten in ihr Haus; sie trafen ihn auf dem Wege, und er verweilt einen Tag in Pietranera, ehe er nach Corte geht, um dort einen Grundstein zu legen, wie man sagt..... eine Dummheit! Er schläft diese Nacht bei den Barricini's; aber morgen sind sie frei. Dieser Vincentello ist ein schlechter Bursche und Orlanduccio ist nicht viel besser.... Treffen Sie dieselben vereinzelt, den einen heute, den andern morgen! aber seien Sie auf der Hut! . . . ich sage Ihnen nichts weiter."

„Ich danke für den Rath," sagte Orso; „doch wir haben ja nichts mit einander abzumachen; bevor sie mich aufsuchen, habe ich ihnen nichts zu sagen."

Der Bandit verzog den Mund und schnalzte ironisch mit der Zunge; aber er antwortete nichts. Orso erhob sich, um zu gehen.

„Apropos," sagte Brandolaccio, „ich habe vergessen, Ihnen für Ihr Pulver zu danken; es kam mir sehr gelegen. Jetzt fehlt mir nichts, . . . d. h. es fehlen mir noch Schuhe, . . . aber die mache ich mir dieser Tage von der Haut eines Muffelthiers."

Orso ließ zwei Fünffrankenthaler in die Hand des Banditen gleiten.

„Colomba schickte Dir das Pulver, hier hast Du etwas, um Dir Schuhe zu kaufen."

„Keine Kindereien, mein Lieutenant!" rief Brandolaccio, ihm die zwei Geldstücke zurückgebend. „Halten Sie mich für einen Bettler? Brod und Pulver nehme ich an, aber sonst will ich nichts."

„Alte Soldaten, glaube ich, könnten einander schon beistehen. Nun, Adieu!"

Aber, ehe er gieng, steckte er das Geld in die Tasche des Banditen, ohne daß dieser es bemerkte.

„Adieu, Orf'Anton," sagte der Theologe. „Wir finden uns vielleicht eines Tages in dem Maquis wieder und setzen unsere Studien über den Virgil fort."

Orso hatte seine tugendhafte Gesellschaft seit einer Viertelstunde verlassen, als er hinter sich Jemand aus allen Kräften rufen hörte. Es war Brandolaccio.

„Das ist ein wenig zu stark, mein Lieutenant," rief er fast athemlos, — „ein wenig zu stark! hier sind Ihre zehn Franken! Von einem Andern hätte ich diese Schelmerei nicht geduldet. Viele Grüße an Signora Colomba! Sie haben mich ganz außer Athem gebracht. Guten Abend! —

XII.

Orso fand Colomba wegen seiner langen Abwesenheit ein wenig besorgt; aber, ihn erblickend, nahm sie jene Art von traurig-heiterer Miene wieder an, die ihr gewöhnlicher Gesichtsaus-

druck war. Während dem Abendessen sprachen sie nur von gleichgültigen Dingen, und Orso, ermuthigt durch das ruhige Wesen seiner Schwester, erzählte ihr sein Zusammentreffen mit den Banditen, und ließ sogar einige Scherze über die sittliche und religiöse Erziehung der kleinen Chilina fallen, welche sie durch ihren Oheim und seinen ehrenwerthen Collegen, den Herrn Castriconi, erhalte.

„Brandolaccio ist ein rechtschaffener Mann,“ sagte Colomba; von Castriconi aber hörte ich sagen, daß er ein Mensch ohne Grundsätze sey.“

„Ich glaube,“ sagte Orso, „daß Einer so viel werth ist, als der Andere. Sie stehen beide in offenem Kriege mit der Gesellschaft. Ein erstes Verbrechen zwingt sie jeden Tag, neue zu begehen; und dennoch sind sie vielleicht nicht so strafbar, als manche Leute, die nicht in dem Maquis leben.“

Ein Freudenstrahl glänzte auf der Stirne seiner Schwester.

„Ja,“ fuhr Orso fort; diese Elenden haben Ehre auf ihre Manier. Ein grausames Vorurtheil und nicht schmutzige Habsucht hat sie zu dem Leben getrieben, das sie führen.“

Einen Augenblick trat Stille ein.

„Mein Bruder,“ sagte Colomba, ihm Kaffee einschenkend, „weißt Du vielleicht, daß in der vergangenen Nacht Carlo Battista Pietri gestorben ist? Ja, er starb am gelben Fieber.“

„Wer ist dieser Pietri?“

„Ein Ortsangehöriger, der Mann Maddalenas, welche die Brieftasche von unserm sterbenden Vater erhielt. Seine Wittwe bat mich, bei seiner Todtenwache zu erscheinen und etwas zu singen. Es schickt sich, daß auch Du kommst. Die Leute sind unsere Nachbarn und in einem so kleinen Orte, wie der unserige, darf man eine solche Artigkeit nicht ablehnen.“

„Zum Henker mit Deiner Todtenwache, Colomba! Es gefällt mir nicht, daß meine Schwester sich auf diese Weise zum öffentlichen Schauspiel macht.“

„Orso,“ erwiderte Colomba, „Jeder ehrt die Todten nach seiner Art. Die Ballata haben wir von unsern Vorfahren und müssen sie als einen alten Gebrauch ehren. Maddalena hat nicht die Gabe und die alte Fiordispina, die beste Voceratrice des Landes, ist krank. Es muß doch Jemand die Ballata singen.“

„Glaubst Du, daß Carlo Battista seinen Weg nach der andern Welt nicht finde, ohne daß man an seinem Sarge schlechte Verse singe? Geh' zur Todtenwache, wenn Du willst; ich gehe mit Dir, wenn Du glaubst, ich müsse es thun; aber Du improvisire nicht! dieß schickt sich nicht für Dein Alter, und .... ich bitte Dich, meine Schwester!“

„Bruder, ich habe zugesagt. Es ist Sitte hier, wie Du weißst, und ich wiederhole es Dir, es ist außer mir Niemand da, um zu improvisiren.“

„Eine dumme Gewohnheit!“

„Ich leide viel bei diesem Singen. Es ruft mir unser ganzes Unglück in's Gedächtniß. Morgen werde ich krank seyn; aber ich muß hin. Erlaube es mir, mein Bruder! Erinnere Dich, daß Du in Ajaccio mich auffordertest, zur Unterhaltung dieser Engländerin zu improvisiren, welche vielleicht unserer alten Gebräuche spottet. Könnte ich denn nicht heute für arme Leute improvisiren, die es mir Dank wissen werden, und denen dieß ihren Kummer tragen hilft?“

„Wohlan, so thue, was Du willst. Ich wette, Du hast Deine Ballata schon fertig, und willst sie nicht umsonst verfaßt haben.“

„Nein, ich könnte so etwas nicht zum Voraus dichten, mein Bruder! Ich stelle mich vor den Todten und denke an die Hinterbliebenen. Die Thränen kommen mir in die Augen und dann singe ich, was mir eben in den Sinn kommt.“

Dieß Alles sprach sie mit einer Einfalt, daß man unmöglich auch nur die geringste dichterische Eitelkeit bei Colomba annehmen konnte. Orso ließ sich erweichen und gieng mit

seiner Schwester in das Haus Pietri's. Der Todte lag mit verdecktem Gesicht auf einem Tische in dem größten Zimmer des Hauses. Thüren und Fenster waren geöffnet und mehrere Kerzen brannten um den Tisch. An dem Kopfe des Todten stand die Wittwe, und hinter ihr nahm eine Menge Weiber die eine Seite der Stube ein; an der andern hatten sich die Männer aufgestellt, kerzengerade, mit entblößten Häuptern und auf den Leichnam gerichteten Augen, in lautloser Stille. Jeder Neuankommende näherte sich dem Tisch, küßte den Todten, nickte der Wittwe und ihrem Sohne zu, und nahm dann in dem Kreise Platz, ohne ein Wort zu sprechen. Zuweilen unterbrach indeß einer der Anwesenden die feierliche Stille, um einige Worte an den Verstorbenen zu richten: „Warum hast Du deine gute Frau verlassen?" sagte eine Gevatterin. „Pflegte sie Dich nicht recht? Was mangelte Dir? Warum hast Du nicht noch einen Monat gewartet? Deine Schwiegertochter hätte Dir einen Enkel gegeben."

Ein großer junger Mann, Pietri's Sohn, drückte die Hand seines Vaters und rief: „Ach! warum starbst Du nicht an der mala morte? (gewaltsam). Wir hätten Dich gerächt!"

Dieß waren die ersten Worte, die Orso hörte, als er eintrat. Bei seinem Anblick öffnete sich der Kreis und ein schwaches, neugieriges Murmeln verrieth die Erwartung der Versammlung, welche durch die Gegenwart der Voceratrice erregt worden war. Colomba küßte die Wittwe, nahm eine ihrer Hände und blieb so einige Minuten mit niedergeschlagenen Augen stehen, alsdann warf sie ihren Mezzaro zurück, blickte den Todten fest an, und, sich über den Leichnam beugend und fast eben so bleich als derselbe, begann sie folgendermaßen:

„Carlo Battista, Jesus nehme Deine Seele auf! — Leben heißt leiden. Du gehst an einen Ort, — wo es weder Sonne noch Kälte gibt. — Du bedarfst nicht mehr der Hippe — noch Deiner schweren Schaufel. — Dein Tagewerk ist vollbracht. — Fortan gibt es nur noch Sonntage für Dich. — Carlo Battist, Christus

möge Deine Seele haben! — Dein Sohn regiert Dein Haus. — Ich habe fallen sehen die Eiche — verdorrt durch den Libeccio. — Ich glaubte, sie sey abgestorben. — Wieder gieng ich vorüber und ihre Wurzel hatte ein Zweiglein getrieben. — Der Zweig ist geworden zur Eiche — mit breitem Schatten — Unter ihren starken Zweigen, Maddalena, ruhe aus — und gedenke der Eiche, die nicht mehr ist."

Hier begann Maddalena laut zu schluchzen, und zwei oder drei Männer, welche bei Gelegenheit auf Christen so kaltblütig, wie auf Rebhühner geschossen haben würden, wischten sich dicke Thränentropfen von ihren gebräunten Wangen.

Colomba fuhr noch eine Zeit lang so fort, sich bald an den Todten, bald an die Familie wendend, manchmal ließ sie auch, wie es in der Ballata häufig der Fall ist, den Verstorbenen selbst sprechen, um seine Freunde zu trösten, oder ihnen guten Rath zu ertheilen. Je länger sie fortfuhr zu improvisiren, um so erhabener wurde der Ausdruck ihres Wesens; ihr Antlitz färbte sich mit einem durchsichtigen Roth, welches den Schmelz ihrer Zähne und das Feuer ihrer Augen noch mehr hervorhob. Sie war eine Pythia auf dem Dreifuß. Mit Ausnahme einiger Seufzer und erstickten Schluchzens hörte man nicht das geringste Geräusch unter der Menge, welche sie umgab. Selbst Orso, obgleich für diese wilde Poesie weniger empfänglich, als ein Anderer, fühlte sich bald von der allgemeinen Rührung ergriffen. In einen dunkeln Winkel der Stube zurückgezogen, weinte er gleichwie der Sohn Pietri's.

Plötzlich machte sich eine leise Bewegung unter der Versammlung bemerklich: der Kreis öffnete sich und mehrere Fremde traten ein. An der Ehrerbietung, die man ihnen bewies, an der Bereitwilligkeit, mit der man ihnen Platz machte, war leicht zu ersehen, daß es Personen von Wichtigkeit seyen, deren Besuch das Haus hoch ehrte. Indessen aus Achtung für die Ballata redete sie Niemand an. Der, welcher zuerst eintrat, schien un-

gefähr vierzig Jahre alt zu seyn. Sein schwarzer Anzug, seine rothe Bandschleife, die Amtsmiene und das Zuversichtliche in seinem ganzen Wesen, ließen sogleich den Präfekten in ihm errathen. Nach ihm kam ein gebückter Alter, von galligtem Aussehen, der mit Mühe hinter grünen Brillengläsern den furchtsamen und unruhigen Blick verbarg. Er trug einen schwarzen Frack, welcher ihm zu groß, und, obgleich noch ganz neu, dennoch schon vor vielen Jahren gemacht worden war. Er hielt sich immer an der Seite des Präfekten, als wollte er sich in dem Schatten desselben verbergen. Endlich, nach ihm, traten zwei junge, hochgewachsene Männer ein, deren Züge von der Sonne gebräunt, die Wangen unter starkem Bart geborgen waren, mit stolzem anmaßendem Blick, eine unverschämte Neugierde an den Tag legend. Orso hatte während seiner Abwesenheit die Gesichtszüge der Leute seines Dorfes vergessen; aber das Gesicht des Alten mit der grünen Brille erweckte in seinem Gedächtniß auf der Stelle Erinnerungen aus früheren Zeiten. Seine Gegenwart im Gefolge des Präfekten machte ihn ohnehin kenntlich. Es war der Advokat Barricini, Maire von Pietranera, welcher mit seinen beiden Söhnen gekommen war, um dem Präfekten die Vorstellung einer Ballata zu geben. Schwer möchte zu beschreiben seyn, was in diesem Augenblick in Orso's Seele vorgieng; aber die Anwesenheit der Feinde seines Vaters erregte eine Art Abscheu in ihm und sein Herz öffnete sich mehr als je dem so lange unterdrückten Verdacht.

Colomba's bewegliche Züge nahmen bei dem Anblick des Mannes, dem sie tödtliche Rache geschworen hatte, alsbald einen finstern Ausdruck an. Sie erbleichte, ihre Stimme wurde rauh und der angefangene Vers erstarb auf ihren Lippen . . . . aber bald, ihre Ballata wieder aufnehmend, fuhr sie mit neuer Heftigkeit fort:

„Wenn der Sperber klaget — vor seinem verwaisten Neste — flattern die Staaren umher — seinen Schmerz verhöhnend.“

Hier hörte man ein unterdrücktes Lachen der beiden neu angekommenen Jünglinge, welche die Metapher ohne Zweifel zu kühn fanden.

„Der Sperber wird sich aufraffen — er wird seine Fittiche entfalten, — er wird seinen Schnabel im Blute waschen! — Und Du, Carlo Battista! ... Deine Freunde mögen Dir das letzte Lebewohl sagen! — Genug ihrer Thränen sind geflossen. — Nur die arme Waise allein wird Dich nicht beweinen. — Warum sollte sie weinen um Dich? — Du bist entschlafen lebenssatt, mitten unter den Deinen, — bereit zu erscheinen — vor dem Allmächtigen. — Die Waise aber weinet um ihren Vater, — der überfallen worden von feigen Meuchlern, — getroffen von hinten; — um ihren Vater, dessen Herzblut geronnen ist — unter dem Haufen grüner Zweige. — Aber sie hat gesammelt sein Blut, — dieses edle, unschuldige Blut; — sie hat es ausgeschütte über Pietranera, — daß es ein tödtliches Gift werde. — Und Pietranera wird das Brandmahl tragen, — bis ein schuldvoll Blut — ausgelöscht hat die Spur des unschuldig vergossenen!“..

Nach diesen Worten sank Colomba auf einen Stuhl, zog ihren Mezzaro über das Gesicht, und man hörte sie schluchzen. Die weinenden Frauen drängten sich um die Improvisatrice; mehrere Männer warfen wüthende Blicke auf den Maire und seine Söhne, und einige Alte murrten über das Aergerniß, das sie durch ihre Gegenwart verursachten. Der Sohn des Verstorbenen drängte sich durch die Menge, um den Maire zu ersuchen, daß er so schnell als möglich hinweggehe; aber dieser hatte die Aufforderung nicht abgewartet. Er erreichte eben die Thüre und seine Söhne waren schon auf der Straße. Der Präfekt richtete einige Worte der Theilnahme an den jungen Pietri und folgte ihnen alsbald nach. Orso trat zu seiner Schwester, nahm ihren Arm und führte sie aus der Stube. „Begleitet sie,“ sagte der junge Pietri zu einigen von seinen Freunden. „Sorgt, daß ihnen nichts begegne!“ Zwei oder drei junge Männer steckten sogleich

ihren Dolch in den linken Aermel ihrer Jacke und begleiteten Orso und seine Schwester bis an die Thüre ihres Hauses.

XIII.

Colomba, athemlos, erschöpft, war außer Stand, ein Wort hervorzubringen. Sie hatte ihren Kppf an die Achsel ihres Bruders gelehnt und hielt eine Hand desselben zwischen den ihrigenf Obgleich er ihr für den Schluß ihrer Ballata durchaus keinen Dank wußte, so war Orso doch zu sehr besorgt, um ihr deßhalb einen Vorwurf zu machen. Er wartete schweigend das Ende der Nervenkrisis, die sie befallen, ab, als man an die Thüre klopfte und Saveria ganz bestürzt hereintrat, meldend: „der Herr Präfekt!" Bei diesem Namen erhob sich Colomba sogleich, als schäme sie sich ihrer Schwäche, und stützte sich auf einen Stuhl, welcher sichtlich unter ihrer Hand zitterte.

Der Präfekt begann mit einigen gewöhnlichen Entschuldigungen wegen der ungewöhnlichen Stunde seines Besuchs, bedauerte das Fräulein Colomba, sprach von der Gefahr der starken Aufregungen, tadelte die Sitte der Trauerklagen, die das Talent der Voceratrice für die Anwesenden noch peinlicher mache, und ließ geschickt einen leisen Vorwurf wegen der letzten Improvisation mit einschlüpfen. Dann änderte er den Ton und sagte: „Herr della Rebbia, ich bin beauftragt, Ihnen viele Grüße von Ihren englischen Freunden zu überbringen. Miß Nevil läßt sich auch Ihrer Schwester empfehlen. Ich habe einen Brief von ihr an Sie zu übergeben."

„Einen Brief von Miß Nevil?" rief Orso.

„Unglücklicherweise habe ich ihn nicht bei mir, aber in fünf Minuten sollen Sie ihn haben. Ihr Vater ist unwohl gewesen. Wir fürchteten einen Augenblick, er werde von unserem schrecklichen Fieber befallen werden. Zum Glück kam er gut weg, wovon

Sie sich selbst überzeugen sollen, denn Sie werden ihn bald sehen, wie ich glaube.

„Miß Nevil muß sehr in Unruhe gewesen seyn?“

„Glücklicherweise erfuhr sie die Gefahr erst, als diese schon vorüber war. Herr della Rebbia, Miß Nevil hat viel mit mir von Ihnen und Ihrer Schwester gesprochen.“ Orso verbeugte sich. „Sie hat viele Freundschaft für Sie beide. Neben einem höchst anmuthigen Aeußern und scheinbaren Leichtsinn besitzt sie einen höchst scharfen Verstand.“

„Sie ist ein herrliches Mädchen,“ sagte Orso.

„Beinahe auf Ihre Bitte bin ich hier, mein Herr. Niemand kennt die traurige Geschichte, an welche ich Sie nicht gerne erinnern möchte, genauer als ich. Da Herr Barricini noch Maire von Pietranera ist und ich Präfekt dieses Departements, so habe ich nicht nöthig, Ihnen zu sagen, was ich von dem Verdachte halte, den, wenn ich recht unterrichtet bin, gewisse Personen Ihnen beizubringen suchten, und den Sie, ich weiß es, mit dem Unwillen zurückgewiesen haben, der von Ihrer Stellung und Ihrem Charakter zu erwarten war.“

„Colomba,“ sagte Orso, sich auf seinem Stuhle unruhig hin- und herbewegend, „Du bist sehr ermüdet. Geh zu Bette.“

Colomba machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopf. Sie hatte ihre gewöhnliche Ruhe wieder gefunden und heftete ihre glühenden Augen auf den Präfekten.

„Herr Barricini,“ fuhr der Präfekt fort, „wünscht lebhaft die Feindseligkeiten aufhören zu sehen, . . . das heißt jenen Zustand der Ungewißheit, in dem Sie sich einander gegenüber befinden . . Meinerseits würde ich sehr erfreut seyn, wenn ich die Verhältnisse wieder zu Stande bringen könnte, die unter Leuten stattfinden müssen, welche sich gegenseitig nur zu achten haben . . .“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Orso mit bewegter Stimme, „ich habe niemals den Advokaten Barricini beschuldigt, meinen

Vater ermordet zu haben, aber er begieng eine Handlung, die mich immer verhindern wird, in irgend eine freundliche Beziehung mit ihm zu treten. Er hat einen drohenden Brief unterschoben, im Namen eines gewissen Banditen,.... den derselbe wenigstens im Stillen meinem Vater zugeschrieben. Kurz dieser Brief, mein Herr, ist wahrscheinlich die indirekte Ursache seines Todes gewesen."

Der Präfekt sammelte sich einen Augenblick. „Daß es Ihr Herr Vater geglaubt hat, als er, hingerissen von der Heftigkeit seines Charakters, gegen Herrn Barricini sprach, ist zu entschuldigen; aber von Ihrer Seite ist eine ähnliche Verblendung nicht zu erwarten. Bedenken Sie doch, daß Barricini kein Interesse hatte, diesen Brief zu unterlegen... Ich spreche Ihnen nicht von seinem Charakter,... den kennen Sie nicht, Sie sind gegen ihn eingenommen,... aber Sie werden nicht annehmen, daß ein Mann, der die Gesetze kennt..."

„Aber, mein Herr," sagte Orso, sich erhebend, „überlegen Sie, daß, wenn man mir sagt, jener Brief sey nicht das Machwerk Barricini's, man denselben meinem Vater zuschreibt. Seine Ehre, mein Herr, ist die meinige."

„Niemand, mein Herr," fuhr der Präfekt fort, „ist mehr von der Ehrenhaftigkeit des Obersten della Rebbia überzeugt, als ich..... aber..... der Verfasser dieses Briefes ist jetzt bekannt."

„Wer?" rief Colomba, sich dem Präfekten nähernd.

„Ein Elender, mehrerer Verbrechen schuldig...... Verbrechen, welche Corsen nie verzeihen... Ein Räuber,... ein gewisser Tomaso Bianchi, der gegenwärtig in den Gefängnissen von Bastia sitzt, hat gestanden, daß jener unheilvolle Brief von ihm geschrieben worden sey."

„Ich kenne diesen Menschen nicht," sagte Orso. „Welchen Zweck hätte er haben können?"

„Es ist ein Mann aus der Gegend," sagte Colomba, „der

Bruder eines Müllers von uns. Ein Bösewicht und ein Lügner, nicht werth, daß man ihm glaubt."

„Sie sollen sehen," fuhr der Präfekt fort, „welches Interesse er in der Sache hatte. Der Müller, von dem Ihr Fräulein Schwester spricht, nennt sich, glaube ich, Theodor; er hatte von dem Obersten eine Mühle an dem Bache gepachtet, dessen Besitz Barricini Ihrem Herrn Vater streitig machte. Der Oberst, uneigennützig wie gewöhnlich, hatte fast keinen Vortheil von seiner Mühle. Nun aber glaubte Tomaso, wenn Barricini den Bach erhalte, werde er ein bedeutenderes Pachtgeld zahlen müssen, denn man weiß, daß Barricini das Geld liebt. Kurz, um sich seinem Bruder zu verpflichten, schrieb Tomaso diesen Brief im Namen des Banditen, und dieß ist die ganze Geschichte. Sie wissen, die Familienbande auf Corsica sind so stark, daß sie manchmal zu Verbrechen führen .... Ueberzeugen Sie sich von dem Innhalt des Briefs, den mir der Substitut des Generalprokurators geschrieben hat: er wird Ihnen das, was ich gesagt, bestätigen."

Orso überlas den Brief, der im Detail die Geständnisse Tomaso's anführte, und Colomba las zu gleicher Zeit über die Achsel ihres Bruders mit.

Als sie geendet hatte, rief sie: „Orlanduccio Barricini ist vor einem Monat nach Bastia gegangen, als man wußte, daß mein Bruder zurückkommen werde. Er wird Tomaso gesehen und ihm diese Lüge abgekauft haben."

„Signora," sagte der Präfekt mit Ungeduld, „Sie erklären Alles durch gehässige Annahmen; ist dieß das Mittel, die Wahrheit zu erfahren? Sie, mein Herr, sind kaltblütiger; sagen Sie mir, was glauben Sie nun? Glauben Sie wie die Signora, daß ein Mann, der nur eine leichte Strafe zu erwarten hat, freiwillig das Verbrechen einer Fälschung auf sich nehmen werde, um Jemand gefällig zu seyn, den er nicht kennt?"

Orso überlas den Brief des Substituten, jedes Wort mit

besonderer Aufmerksamkeit prüfend, denn, seit er den Advokaten gesehen, wurde es ihm schwer, zu der Ueberzeugung zurückzukommen, die er einige Tage zuvor gehabt hatte. Endlich sah er sich aber doch genöthigt zu gestehen, die Erklärnng scheine ihm genügend. — Colomba aber rief mit Nachdruck:

„Tomaso Bianchi ist ein Schurke. Er wird nicht verurtheilt werden, oder aus dem Gefängnisse entfliehen; ich bin überzeugt davon."

Der Präfekt zuckte die Achseln.

„Ich habe Ihnen von meiner Seite die Nachricht mitgetheilt, mein Herr," sagte er, „welche ich erhalten. Ich entferne mich und überlasse Sie Ihren Gedanken. Ich warte, bis Ihre Vernunft den Ausspruch gethan hat, und hoffentlich wird diese mächtiger seyn, als . . . die Muthmaßungen Ihrer Schwester."

Orso wiederholte nach einigen Worten zur Entschuldigung Colomba's: er glaube jetzt, daß Tomaso der einzige Schuldige sey.

Der Präfekt war aufgestanden, um wegzugehen.

„Wenn es nicht so spät wäre," sagte er, „würde ich Ihnen den Vorschlag machen, mit mir zu kommen und den Brief der Miß Nevil abzuholen.... Bei dieser Gelegenheit könnten Sie dem Herrn Barricini sagen, was Sie mir sagten, und Alles wäre abgemacht."

„Nie wird Orso della Rebbia zu einem Barricini gehen!" rief Colomba mit Ungestüm.

„Die Signora ist der **Tintinajo** *) der Familie, wie es scheint," sagte der Präfekt mit spöttischer Miene.

„Mein Herr," erwiderte Colomba mit festem Ton, „man täuscht Sie. Sie kennen den Advokaten nicht. Es ist der listigste, der schlaueste der Menschen. Ich beschwöre Sie, veranlassen Sie Orso nicht zu einer Handlung, welche ihn mit Schande bedecken würde."

„Colomba," rief Orso, „die Leidenschaft macht Dich blind."

---

*) So nennt man den Glocke-tragenden Leithammel einer Heerde, und metaphorisch den Geschäftsführer einer Familie.

„Orso! Orso! bei dem Kästchen, welches ich Dir übergeben habe, beschwöre ich Dich, höre auf mich! Zwischen Dir und den Barricini liegt Blut; Du wirst nicht zu ihnen gehen."

„Meine Schwester!"

„Nein, mein Bruder, Du wirst nicht gehen, oder ich verlasse dieses Haus und Du siehst mich nie wieder . . . Orso, habe Mitleid mit mir!"

Und sie sank auf ihre Kniee.

„Es thut mir sehr leid," sagte der Präfekt, „daß die Signora Rebbia so wenig auf Gründe hören mag. Sie werden indeß dieselbe noch überzeugen, ich bin dessen gewiß." Dabei öffnete er halb die Thüre und schien zu erwarten, daß Orso ihm folge.

„Ich kann sie jetzt nicht verlassen," sagte Orso . . . „morgen, wenn . . ."

„Ich reise frühzeitig ab," sagte der Präfekt.

„Mein Bruder," rief Colomba, „warte wenigstens bis morgen früh. Laß mich die Papiere meines Vaters noch einmal durchsehen . . . Dieß kannst Du mir nicht abschlagen."

„Nun gut! thu' das diesen Abend, aber dann wirst Du mich wenigstens nicht mehr mit Deinem ungereimten Hasse quälen... Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Präfekt... Ich fühle mich selbst so unwohl ..... Es wird besser seyn, wenn es morgen geschieht."

„Die Nacht bringt guten Rath," sagte der Präfekt, indem er fortgieng, „ich hoffe, daß morgen Ihre Unschlüssigkeit ganz vorüber ist."

„Saveria," rief Colomba, „nimm die Laterne und begleite den Herrn Präfekten. Er wird Dir einen Brief für meinen Bruder übergeben."

Sie fügte einige Worte bei, die Saveria allein hörte.

„Colomba," sagte Orso, als der Präfekt fort war, „Du hast mir viele Pein gemacht. Wirst Du denn immer alle Beweise ausschlagen?"

„Du hast mir Bedenkzeit gegeben bis morgen früh,“ erwiderte sie. „Ich habe freilich wenig Zeit, aber ich hoffe noch immer.“

Hierauf nahm sie einen Schlüsselbund und gieng in ein Zimmer im obern Stockwerk. Hier hörte man sie Kästen öffnen und in einem Sekretär suchen, wo der Oberst della Rebbia sonst seine wichtigen Papiere aufbewahrt hatte.

XIV.

Saveria blieb lange aus und die Ungeduld Orso's war auf den höchsten Grad gestiegen, als sie endlich mit einem Briefe erschien, begleitet von der kleinen Chilina, welche sich die Augen rieb, denn sie war aus dem ersten Schlaf geweckt worden.

„Kind,“ sagte Orso, „was thust Du um diese späte Stunde hier?“

„Die Signora hat mich verlangt,“ antwortete Chilina.

„Was Teufels will sie von ihr?“ dachte Orso; aber er beeilte sich den Brief der Miß Lydia zu erbrechen, und während er las, gieng Chilina zu seiner Schwester.

„Mein Vater ist ein wenig krank gewesen, mein Herr,“ schrieb Miß Lydia, „und er ist außerdem so nachläßig im Schreiben, daß ich ihm als Secretär dienen muß. Sie wissen, daß er sich den Tag vor Ihrer Abreise am Meeresufer die Füße durchnäßte, statt mit uns die Gegend zu bewundern; und mehr gehört nicht dazu, um auf Ihrer holdseligen Insel das Fieber zu bekommen. Ich sehe von hier aus das Gesicht, welches Sie machen; Sie suchen ohne Zweifel Ihren Dolch, aber ich hoffe, daß Sie ihn nicht mehr haben. Mein Vater hatte also ein wenig Fieber und ich viele Angst; der Präfekt, den ich immer noch sehr liebenswürdig finde, gab uns auch einen sehr liebenswürdigen Arzt, der uns in zwei Tagen aus der Noth befreite; der Anfall

wiederholte sich nicht, und mein Vater will von Neuem auf die Jagd gehen; aber ich erlaube es ihm noch nicht. — Wie haben Sie Ihr Bergschloß gefunden? Ist Ihr nördlicher Thurm immer noch auf demselben Platze? Gibt es viele Gespenster darin? Ich frage nach alle dem, weil sich mein Vater erinnert, daß Sie ihm Hirsche, Wildschweine, Muffelthiere versprochen haben... Ist dieß wirklich der Name dieses sonderbaren Thieres? Wenn wir nach Bastia überschiffen, zählen wir auf Ihre Gastfreundschaft, und ich hoffe, das Schloß der della Rebbia, welches Sie als so alt und verfallen schildern, werde nicht über unsern Köpfen zusammenbrechen. Obschon der Präfekt so liebenswürdig ist, daß es uns in seiner Gegenwart nie an einem Gegenstand der Unterhaltung fehlt (beiläufig gesagt: ich schmeichle mir, ihm den Kopf verrückt zu haben), so haben wir doch auch von Eurer Herrlichkeit gesprochen. Die Leute des Gesetzes von Bastia haben ihm gewisse Aussagen eines Verbrechers geschickt, den sie dort gefangen halten, und die von der Art sind, daß Sie auch den letzten Rest von Argwohn aufgeben werden; Ihre Feindschaft, die mich zuweilen beunruhigte, muß nun aufhören. Sie glauben nicht, welches Vergnügen mir dieß machen würde. Als Sie mit der schönen Voceratrice abreisten, Ihr Gewehr in der Hand und düsteren Blicks, erschienen Sie mir corsischer als sonst, — ja sogar zu corsisch. Basta! ich schreibe an Sie so viel, weil mich die Langweile plagt. Der Präfekt will abreisen. Gut! wir werden Ihnen einen Boten schicken, wenn wir nach Ihren Bergen aufbrechen und ich werde mir die Freiheit nehmen, an Signora Colomba zu schreiben, sie um einen Bruccio zu bitten. Indessen sagen Sie ihr tausend Zärtlichkeiten. Ich mache oft Gebrauch von Ihrem Dolche, ich schneide damit die Blätter des Romans auf, den ich mitgebracht habe; aber dieser entsetzliche Stahl erzürnt sich über solche Verwendung und zerreißt mein Buch auf jämmerliche Weise. Adieu, mein Herr; mein Vater schickt Ih-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

nen seine wärmsten Grüße. Hören Sie auf den Präfekten, er ist ein Mann, der gut zu rathen weiß, und ich glaube, daß er nur um Ihretwillen einen Abstecher von seinem Wege macht; er will in Corte einen Grundstein legen; ich stelle mir vor, dieß werde eine sehr imposante Ceremonie seyn, und bedaure, derselben nicht anwohnen zu können. Ein Herr mit gesticktem Fracke, seidenen Strümpfen, weißer Schärpe, eine Maurerkelle haltend!... und eine Rede; die Ceremonie wird mit dem tausendmal wiederholten Rufe schließen: ‚Es lebe der König!‘ — Sie werden sich viel darauf zu gut thun, daß ich vier Seiten gefüllt habe, aber ich langweile mich, mein Herr, ich wiederhole es Ihnen und aus diesem Grunde erlaube ich auch Ihnen, mir einen sehr langen Brief zu schreiben. Apropos, ich finde es seltsam, daß Sie mir Ihre glückliche Ankunft im Schloß Pietranera noch nicht gemeldet haben.

Lydia.

N. S. Ich verlange von Ihnen, daß Sie dem Präfekten Gehör schenken und thun, was er Ihnen sagt. Wir haben gemeinschaftlich beschlossen, Sie sollen so handeln, und dieß wird mir Vergnügen machen.“

Orso las diesen Brief drei oder viermal und begleitete ihn jedesmal mit zahllosen Anmerkungen, dann schrieb er eine lange Antwort und trug Saveria auf, dieselbe einem Manne zu bringen, der noch in der nämlichen Nacht nach Ajaccio abgieng. Schon dachte er nicht mehr daran, mit seiner Schwester über die wahren oder falschen Beschwerden gegen die Barricini zu streiten, der Brief von Miß Lydia ließ ihm Alles im rosenfarbensten Lichte erscheinen; er hatte keinen Argwohn, keinen Haß mehr. Nachdem er einige Zeit gewartet, ob seine Schwester wieder herabkommen werde, und sie nicht erschien, legte er sich mit leichterem Herzen nieder, als seit langer Zeit. Colomba aber, als sie Chilina mit geheimen Aufträgen entlassen hatte, las den

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

größten Theil der Nacht in alten Papieren. Ein wenig vor Tag wurden einige kleine Kieselsteine an das Fenster geworfen; auf dieses Signal gieng sie in den Garten hinunter, öffnete eine geheime Thüre, und führte zwei Männer von sehr schlechtem Aussehen in das Haus; ihre erste Sorge war, sie in die Küche zu begleiten und ihnen zu essen und zu trinken zu geben. Wer diese Männer waren, wird man demnächst erfahren.

XV.

Des Morgens, gegen sechs Uhr, klopfte ein Diener des Präfekten an das Haus Orso's. Colomba öffnete, er sagte ihr, der Herr Präfekt werde abreisen und erwarte ihren Bruder. Colomba antwortete ohne Bedenken, ihr Bruder sey auf der Treppe gefallen und habe sich den Fuß übertreten; er sey außer Stand, einen Schritt zu thun, er ersuche den Herrn Präfekten, ihn zu entschuldigen, und würde sehr dankbar seyn, wenn sich der Herr Präfekt zu ihm bemühen wollte. Bald nach dieser Botschaft kam Orso herunter und fragte seine Schwester, ob der Präfekt nicht nach ihm geschickt habe. „Er bittet Dich, ihn hier zu erwarten,“ antwortete sie mit der größten Ruhe. Eine halbe Stunde vergieng, ohne daß man irgend eine Bewegung an dem Hause der Barricini bemerkte; Orso fragte indessen Colomba, ob sie eine Entdeckung gemacht habe; sie erwiderte, daß sie sich vor dem Präfekten erklären werde. Sie affectirte große Ruhe, aber ihre Farbe und ihre Augen verkündigten eine fieberhafte Aufregung.

Endlich sah man die Hausthüre der Barricini sich öffnen; der Präfekt im Reiseanzug trat zuerst heraus, begleitet von dem Maire und seinen zwei Söhnen. Welches Staunen der Einwohner von Pietranera, die bereits seit Sonnenaufgang auf der Lauer standen, um der Abreise des ersten Beamten des Departements beizuwohnen, als sie denselben, begleitet von den drei

Barricini, gerade über den Platz und in das Haus della Rebbia's gehen sahen.

„Sie machen Frieden!" riefen die Politiker des Dorfes.

„Ich sagte es Euch wohl," setzte ein Alter hinzu, „Orso Antonio hat zu lange auf dem Festlande gelebt, um zu handeln wie ein Mann von Herz."

„Aber," antwortete ein Rebbianist, „bemerket doch, daß die Barricini ihn aufsuchen. Sie flehen um Gnade."

„Der Präfekt führt Alle am Schnürchen," erwiderte der Alte; „man hat heut zu Tage keinen Muth mehr, und die jungen Leute bekümmern sich um das Blut ihrer Väter nicht weiter, als wenn sie sämmtlich Bastarde wären."

Der Präfekt war nicht wenig überrascht, als er Orso aufgestanden und ohne Mühe umhergehend fand. In zwei Worten klagte sich Colomba dieser Lüge an und bat um Verzeihung: „Wenn Sie anderswo gewohnt hätten, Herr Präfekt, würde Ihnen mein Bruder schon gestern seine Aufwartung gemacht haben."

Orso erschöpfte sich in Entschuldigungen, versicherte, daß er von diesem lächerlichen Kunstgriff nichts gewußt habe und daß es ihm sehr leid thue. Der Präfekt und der alte Barricini schienen an die Aufrichtigkeit seines Bedaurens zu glauben, das außerdem noch durch seine Verlegenheit und die Vorwürfe, die er seiner Schwester machte, gerechtfertigt wurde; aber die Söhne des Maire waren offenbar nicht zufrieden gestellt: „Man hat uns zum Besten!" sagte Orlanduccio, laut genug, um gehört zu werden.

„Wenn mir meine Schwester solche Streiche spielte," sagte Vincentello, „so würde ich ihr die Lust, von Neuem anzufangen, bald vertreiben."

Diese Worte und der Ton, in welchem sie ausgesprochen wurden, mißfielen Orso und änderten seinen guten Willen ein wenig. Er wechselte mit den jungen Barricini's Blicke, in denen sich kein Wohlwollen ausdrückte.

Indeß hatte sich Jedermann gesetzt, Colomba ausgenommen, welche nahe an der Küchenthüre stehen blieb. Der Präfekt nahm das Wort und erinnerte, nach einigen Gemeinplätzen über die Vorurtheile des Landes, daran, daß die meisten, selbst heftigsten Feindschaften auf irgend einem Mißverständniß beruhten. Dann sich an den Maire wendend, sagte er, Herr della Rebbia habe nie daran geglaubt, daß die Familie Barricini direkt oder indirekt Antheil an dem beklagenswerthen Ereigniß genommen, das ihn seines Vaters beraubte; er habe wohl einigen Zweifel über einen besonderen Theil des Prozesses gehegt, welcher zwischen den beiden Familien obwaltete; dieser Zweifel aber lasse sich durch die lange Abwesenheit und die Art der Anzeigen, die er erhalten habe, entschuldigen; jetzt aber sey er durch neuere Nachrichten darüber aufgeklärt und vollkommen zufrieden gestellt, und wünsche mit den Herrn Barricini und seiner Familie wieder in gute nachbarliche und freundschaftliche Verbindung treten.

Orso verbeugte sich mit einer Art Zwang; Barricini stammelte einige Worte, welche Niemand hörte; seine Söhne starrten die Balken der Decke an. Der Präfekt, seine Rede fortsetzend, war im Begriff, von Seiten der Barricini ähnliche Versicherungen an Orso zu geben, als Colomba einige Papiere unter ihrem Busentuch hervorzog und langsam zwischen die contrahirenden Parteien trat.

„Es würde mir lebhaftes Vergnügen machen,“ sagte sie, den Krieg zwischen unsern beiden Familien aufhören zu sehen; aber damit die Versöhnung aufrichtig sey, muß man sich aussprechen und nichts im Zweifel lassen.“

„Herr Präfekt, die Aussage des Tomaso Bianchi war mir mit vollem Rechte verdächtig, da sie von einem so verrufenen Menschen kommt. — Ich habe gesagt, die Söhne des Herrn Maire hätten vielleicht diesen Mann in dem Gefängniß von Bastia gesehen...“

„Das ist falsch," unterbrach Orlanduccio, „ich habe ihn nicht gesehen."

Colomba warf ihm einen verächtlichen Blick zu und fuhr mit scheinbarer Ruhe fort:

„Nicht wahr, Sie haben das Interesse, welches Tomaso haben konnte, Barricini im Namen eines furchtbaren Banditen zu drohen, mit dem Wunsche desselben zu begründen gesucht, seinem Bruder Theodor die Mühle zu erhalten, welche mein Vater ihm verpachtet hatte? . . ."

„Das ist augenscheinlich," sagte der Präfekt.

„Von Seiten eines so Elenden, wie dieser Bianchi zu seyn scheint, erklärt sich Alles," sagte Orso, durch die scheinbare Ruhe seiner Schwester getäuscht.

„Der nachgemachte Brief," fuhr Colomba fort, deren Augen von lebhafterem Feuer zu glänzen anfiengen, ist datirt vom 11. Juli. Tomaso war damals bei seinem Bruder in der Mühle."

„Ja," sagte der Maire ein wenig unruhig.

„Welches Interesse hatte also Tomaso Bianchi?" rief Colomba mit frohlockender Miene. „Der Pacht seines Bruders war erloschen; mein Vater hatte ihn schon am 1. Juli verabschiedet. Hier ist das Register meines Vaters, das Concept des Abschiedes, der Brief eines Geschäftsfreundes in Ajaccio, der uns einen neuen Müller vorschlug."

So sprechend, übergab sie dem Präfekten die Papiere, welche sie in der Hand hielt.

Es folgte ein Augenblick allgemeinen Erstaunens. Der Maire erblaßte sichtbar; Orso runzelte die Stirne und trat hinzu, um Kenntniß von den Papieren zu nehmen, welche der Präfekt mit vieler Aufmerksamkeit überlas.

„Man hat uns zum Besten!" rief Orlanduccio von Neuem, indem er zornig aufsprang. „Gehen wir, mein Vater, wir hätten nie hierher kommen sollen!"

Ein Moment war für Barricini hinreichend gewesen, um

seine Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen. Er begehrte die Papiere zu untersuchen; der Präfekt übergab sie ihm, ohne ein Wort zu sagen. Alsdann schob der Maire seine grüne Brille an die Stirne hinauf, durchlas die Schriften mit ziemlich gleichgültiger Miene, während Colomba ihn mit den Augen einer Tiegerin beobachtete, die einen Hirsch der Höhle ihrer Jungen nahen sieht.

„Aber," sagte Barricini, seine Brille herunterziehend und die Papiere dem Präfekten zurückgebend, „da Tomaso die Güte des verstorbenen Herrn Oberst kannte... so dachte er... er konnte denken.... der Herr Oberst werde den Entschluß, seinem Bruder den Abschied zu geben, zurücknehmen... In der That ist dieser im Besitz der Mühle geblieben, also..."

„Ich," sagte Colomba mit verächtlichem Tone, „ich habe ihn im Besitz der Mühle gelassen. Mein Vater war gestorben und in meiner Lage mußte ich die Anhänger meiner Familie schonen."

„Aber dieser Tomaso gesteht doch, diesen Brief geschrieben zu haben," sagte der Präfekt...., „das ist klar."

„Für mich ist so viel klar," unterbrach ihn Orso, „daß in dieser Sache eine zweifache Niederträchtigkeit begangen worden ist."

„Ich habe noch eine Behauptung dieser Herrn zu widerlegen," sagte Colomba. — Sie öffnete die Küchenthüre, und alsbald traten in das Zimmer Brandolaccio, der Kandidat der Theologie, und der Hund Brusco. Die beiden Banditen waren ohne Waffen, wenigstens sah man selbige nicht. Die Patrontasche hieng wohl an ihrem Gürtel, aber keine Pistole stak darin. Als sie in das Zimmer traten, nahmen sie ehrerbietig die Mützen ab.

Man kann sich den Eindruck denken, den ihr plötzliches Erscheinen hervorbrachte. Der Maire fiel beinahe rücklings nieder; seine Söhne warfen sich muthig vor ihn, die Hand in der Tasche ihres Kleides, nach dem Dolche suchend. Der Präfekt machte

eine Bewegung nach der Thüre, indeß Orso den Brandolaccio am Kragen packte und ihm zurief: „Was willst Du hier, Elender?"

„Es ist ein Hinterhalt!" rief der Maire und versuchte die Thüre zu öffnen; aber Saveria hatte sie, nach dem Befehl der Banditen, von außen doppelt verschlossen, wie man nachher erfuhr.

„Gute Leute!" sagte Brandolaccio, „fürchtet Euch nicht vor mir; ich bin nicht so sehr Teufel, als ich schwarz bin. Wir haben keine böse Absicht. Herr Präfekt, ich bin Ihr Diener. — Mein Lieutenant, sachte... sachte! Sie erwürgen mich. Wohlan, rede Du, Pfaff, Du hast ja eine geläufige Zunge."

„Herr Präfekt," sagte der Bandit, „ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu seyn. Ich nenne mich Giocanto Castriconi, mehr bekannt unter dem Namen des Pfarrers... Ah! ich komme gleich zur Sache! Signora, welche ich eben so wenig die Ehre hatte zu kennen, ließ mich ersuchen, ihr über einen gewissen Tomaso Bianchi Aufschlüsse zu geben, mit welchem ich vor ungefähr drei Wochen in den Gefängnissen von Bastia saß. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist Folgendes...."

„Nehmt Euch nicht die Mühe," unterbrach der Präfekt; „ich habe von einem Menschen, wie Ihr, nichts anzuhören. Herr della Rebbia, ich will gerne glauben, daß Sie nichts von diesem gehässigen Complott wissen. Aber sind Sie Herr in Ihrem Haus? Wenn dieß der Fall ist, so lassen Sie die Thüre öffnen. Ihre Schwester wird vielleicht Rechenschaft geben müssen wegen der Verbindung, die sie mit Banditen unterhält."

„Herr Präfekt," rief Colomba, „hören Sie gefälligst an, was dieser Mann sagen wird. Sie sind hier, um Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Ihre Pflicht ist, die Wahrheit zu erforschen. Sprechen Sie, Giocondo Castriconi!"

„Hören Sie ihn nicht!" riefen die drei Barricini im Chorus.

„Wenn die ganze Gesellschaft auf einmal spricht," sagte der Bandit lächelnd, „kann man sich nicht verständlich machen. In

dem Gefängniß also war mein Genosse, nicht mein Freund der in Frage stehende Tomaso. Er erhielt öfters Besuche von Herrn Orlanduccio..."

„Das ist falsch," riefen die beiden Brüder zugleich.

„Zwei Verneinungen geben eine Bejahung," bemerkte Castriconi kalt. „Tomaso hatte Geld; er aß und trank auf's Beste. Ich habe immer einen guten Tisch geliebt (dieß ist mein geringster Fehler) und trotz meiner Abneigung, mit diesem Menschen umzugehen, ließ ich mich doch herab, einigemal mit ihm zu speisen. Aus Erkenntlichkeit schlug ich ihm vor, mit mir zu entfliehen... Eine Kleine... gegen welche ich gefällig war, hatte mir die Mittel dazu verschafft... Ich werde jedoch Niemand compromittiren. Tomaso weigerte sich, indem er behauptete, er sey seiner Sache gewiß, der Advokat Barricini habe ihn allen Richtern empfohlen, und er werde weiß gewaschen und mit Geld in der Tasche entlassen werden. Ich meiner Seits glaubte Luft schöpfen zu müssen. Dixi."

„Alles, was dieser Mensch sagt, sind lauter Lügen," wiederholte entschlossen Orlanduccio. „Wenn wir im Freien wären, und jeder ein Gewehr hätte, so würde er nicht auf diese Art sprechen."

„Das war eine Dummheit!" rief Brandolaccio. „Ueberwerft Euch nicht mit dem Pfaffen, Orlanduccio."

„Werden Sie mich endlich fort lassen, Herr della Rebbia?" fragte der Präfekt, vor Ungeduld mit dem Fuße stampfend.

„Saveria! Saveria!" rief Orso, „in's T.....'s Namen, die Thüre aufgemacht!"

„Einen Augenblick!" sagte Brandolaccio. „Zuerst müssen wir Andern auf und davon seyn. Herr Präfekt, es ist gebräuchlich, wenn man sich bei gemeinschaftlichen Freunden trifft, einander auf eine halbe Stunde nach dem Abschied Waffenstillstand zu geben."

Der Präfekt warf ihm einen Blick der Verachtung zu.

„Ich empfehle mich der ganzen Gesellschaft," sagte Brandolaccio. Dann streckte er den Arm horizontal aus: „Allons, Brusco," sagte er zu seinem Hunde, „springe für den Herrn Präfekten!"

Der Hund sprang, die Banditen nahmen eilig ihre Waffen in der Küche, entwischten durch den Garten und auf einen gellenden Pfiff öffnete sich die Thüre wie durch Zauberei.

„Herr Barricini," sagte Orso mit verhaltener Wuth, „ich halte Sie für einen Fälscher. Heute noch werde ich meine Klage gegen Sie wegen Fälschung und Einverständniß mit Bianchi an den königlichen Prokurator schicken. Vielleicht habe ich noch eine schwerere Klage gegen Sie zu führen."

„Und ich, Herr della Rebbia," sagte der Maire, „ich klage Sie an wegen Hinterhalts und Einverständnisses mit Banditen. Indessen mag Sie der Herr Präfekt der Gendarmerie empfehlen.

„Der Präfekt wird seine Pflicht thun," sagte dieser in strengem Tone. „Er wird dafür sorgen, daß die Ordnung in Pietranera nicht gestört werde, und daß Jeder erhält, was recht ist. Ich spreche zu Ihnen Allen, meine Herrn!"

Der Maire und Vincentello waren schon außerhalb des Zimmers, und Orlanduccio folgte ihnen rückwärts gehend, als Orso leise zu ihm sagte: „Ihr Vater ist ein alter Mann, den ich mit einer Ohrfeige niederschmettern würde: deßhalb bestimme ich dieselbe für Sie und Ihren Bruder."

Statt zu antworten, zog Orlanduccio seinen Dolch und warf sich wie ein Wüthender auf Orso; aber bevor er von seiner Waffe Gebrauch machen konnte, fiel ihm Colomba in den Arm und hielt ihn kräftig fest, während Orso ihn mit der Faust in's Gesicht schlug und heftig gegen das Gesims der Thüre stieß. Der Dolch entfiel der Hand Orlanduccio's, aber Vincentello hatte den seinigen gezogen und eilte in das Zimmer zurück, als Colomba auf eine Flinte zusprang und ihm bewies, daß die Partie nicht gleich stehe. Zu gleicher Zeit warf sich der Präfekt zwischen die Kämpfenden.

„Auf baldiges Wiedersehen, Orſ' Anton'!“ ſchrie Orlanduccio; ſchlug dann die Thüre heftig zu und verſchloß ſie mit dem Schlüſſel, um ſeinen Rückzug zu ſichern.

Orſo und der Präfekt blieben eine Viertelſtunde bei einander, ohne ein Wort zu ſprechen, jeder an einem Ende des Zimmers. Colomba, den Siegesſtolz auf der Stirne, betrachtete, auf die Flinte geſtützt, welche den Sieg entſchieden hatte, einen nach dem andern.

„Welches Land! welches Land!“ rief endlich der Präfekt aus, indem er raſch aufſtand. „Herr della Rebbia, Sie hatten Unrecht. Ich verlange Ihr Ehrenwort, ſich jeder Gewaltthätigkeit zu enthalten und zu warten, bis die Juſtiz dieſe verfluchte Sache ausmacht.“

„Ja, Herr Präfekt, ich hatte Unrecht, dieſen Elenden zu ſchlagen: aber ich habe ihn nun geſchlagen, und kann ihm die Genugthuung nicht verweigern, die er von mir verlangt hat.“

„Ach nein, er will ſich nicht mit Ihnen ſchlagen! . . . . . Aber wenn er Sie ermordet . . . Sie haben Alles gethan, was ihn dazu bringen kann.“

„Wir werden uns hüten,“ ſagte Colomba.

„Orlanduccio,“ ſagte Orſo, „ſcheint mir ein Mann von Muth zu ſeyn, und ich erwarte Beſſeres von ihm, Herr Präfekt! Er hat zwar ſchnell ſeinen Dolch gezogen, aber an ſeiner Stelle hätte ich vielleicht ebenſo gehandelt; und ich ſchätze mich glücklich, daß meine Schweſter nicht die Fauſt eines verzärtelten Frauenzimmers hat.“

„Sie werden ſich nicht ſchlagen!“ rief der Präfekt; „ich verbiete es Ihnen!“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich in Ehrenſachen keinen andern Ausſpruch anerkenne, als den meines Bewußtſeyns.“

„Ich ſage Ihnen, daß Sie ſich nicht ſchlagen.“

„Sie können mich in Verhaft nehmen, mein Herr . . ., das

heißt, wenn ich mich greifen lasse. Aber, wenn dieß auch geschähe, so würde das den nunmehr unvermeidlichen Gang nur aufschieben. Sie sind ein Mann von Ehre, Herr Präfekt, und wissen recht wohl, daß man nicht anders handeln kann."

„Wenn Sie meinen Bruder verhaften ließen," setzte Colomba hinzu, „so würde die Hälfte des Dorfes seine Partei nehmen, und wir könnten ein schönes Flintenfeuer erleben."

„Ich sage es Ihnen voraus, mein Herr," sagte Orso, „und ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich nicht prahle; ich sage Ihnen voraus, daß, wenn Herr Barricini seine Gewalt als Maire mißbraucht, um mich verhaften zu lassen, ich mich vertheidige."

„Von heute an," sagte der Präfekt, „ist Barricini von seinem Amte suspendirt... Er wird sich rechtfertigen, ich hoffe es, ... Sehen Sie, mein Herr, ich interessire mich für Sie. Was ich von Ihnen verlange, ist eine Kleinigkeit: verhalten Sie sich ruhig, bis zu meiner Rückkehr von Corte. Ich werde nicht länger, als drei Tage abwesend seyn. Ich werde mit dem Procurator zurückkommen und wir wollen alsdann diese traurige Geschichte aufklären. Versprechen Sie mir, sich bis dahin jeder Feindseligkeit zu enthalten?"

„Ich kann das Versprechen nicht geben, mein Herr, weil, wie ich vermuthe, Orlanduccio Genugthuung von mir verlangen wird."

„Wie! Herr della Rebbia, Sie, ein französischer Soldat, Sie wollen sich mit einem Menschen schlagen, den Sie einer Fälschung bezüchtigen?"

„Ich habe ihn geschlagen, mein Herr."

„Aber, wenn Sie einen Galeerensträfling geschlagen hätten, und er von Ihnen Genugthuung verlangte, würden Sie sich mit ihm schlagen? Wohlan denn, Herr Orso, es sey! ich verlange noch weniger von Ihnen: suchen Sie nur Orlanduccio nicht auf!... Ich erlaube Ihnen, sich zu schlagen, wenn e r ein Stelldichein fordert!"

„Er wird mich fordern, ich zweifle nicht; aber ich verspreche Ihnen, ihm keine zweite Ohrfeige mehr zu geben, um ihn herauszufordern.“

„Welches Land!“ wiederholte der Präfekt mit großen Schritten auf- und abgehend. „Wann werde ich einmal wieder nach Frankreich zurückkehren?“

„Herr Präfekt,“ sagte Colomba, mit der sanftesten Stimme, „es wird spät, wollen Sie uns die Ehre erzeigen, hier zu frühstücken?“

Der Präfekt konnte sich des Lachens nicht enthalten. — „Ich bin schon zu lange hier geblieben.... Das würde einer Parteilichkeit gleichen.... Und dieser verdammte Grund-Stein!... Ich muß abreisen... Signora della Rebbia,... welches Unglück haben Sie vielleicht heute angerichtet!“

„Herr Präfekt, Sie werden meiner Schwester wenigstens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu glauben, daß ihre Ueberzeugungen einen tiefen Grund haben, und Sie selbst, — dessen bin ich nun gewiß, — zweifeln nicht mehr an der wahren Sachlage.“

„Adieu, mein Herr, sagte der Präfekt mit der Hand winkend. „Ich zeige Ihnen an, daß ich den Brigadier der Gendarmerie beauftragen werde, alle Ihre Schritte zu beobachten.“

Als der Präfekt sich entfernt hatte, sagte Colomba: „Orso, Du bist hier nicht auf dem Festlande. Orlanduccio weiß nichts von Euren Duellen, und zudem darf dieser Elende nicht den Tod eines Tapfern sterben.“

„Colomba, meine Liebe, Du bist ein starkes Mädchen. Ich bin Dir viel Dank schuldig, daß Du mich vor einem guten Dolchstoß bewahrt hast. Gib mir Deine kleine Hand, daß ich sie küsse! Aber, ich bitte Dich, jetzt laß mich machen. Es gibt gewisse Dinge, welche Du nicht verstehst. Reiche mir das Frühstück, und sobald der Präfekt abgereist ist, laß mir die kleine Chilina rufen, welche die Aufträge, die man ihr ertheilt, so vortreff-

lich auszurichten scheint. Ich werde ihr einen Brief zu besorgen geben."

Während Colomba das Frühstück bereitete, begab sich Orso auf sein Zimmer und schrieb folgendes Billet:

„Sie müssen Eile haben, mit mir zusammenzutreffen; ich wünsche es nicht weniger. Morgen früh um sechs Uhr können wir uns in dem Thale Acquaviva treffen. Ich weiß gut mit der Pistole umzugehen, und schlage Ihnen daher diese Waffe nicht vor. Man sagt, Sie schießen gut mit der Flinte: nehmen wir jeder eine Doppelflinte. Ich werde in Begleitung eines Mannes aus dem Dorfe kommen. Wenn Ihr Bruder Sie begleiten will, so nehmen Sie einen zweiten Zeugen und benachrichtigen Sie mich davon. In diesem Falle allein werde ich zwei Zeugen haben.

Orso Antonio della Rebbia."

Nachdem sich der Präfekt eine Stunde bei dem Adjunkten des Maire verweilt hatte und dann auf einige Minuten bei den Barricini eingetreten war, reiste er nach Corte ab, in Begleitung eines einzigen Gendarmen. Eine Viertelstunde später übergab Chilina das eben angeführte Briefchen in Orlanduccio's eigene Hände.

Die Antwort ließ auf sich warten und kam erst Abends. Sie war von Barricini, dem Vater, unterzeichnet. Er meldete Orso, daß er den Drohbrief an seinen Sohn dem königlichen Procurator übergeben werde. „Mit ruhigem Gewissen," setzte er schließend hinzu, „erwarte ich, daß die Justiz über Ihre Verläumdungen entscheide."

Indessen trafen, von Colomba beschieden, fünf oder sechs Hirten ein, um den Thurm der della Rebbia zu besetzen. Ungeachtet der Protestationen Orso's brachte man Archere an den Fenstern an, welche auf den Platz giengen, und den ganzen Abend erhielt er von verschiedenen Personen im Orte Dienstanerbietungen. Sogar von dem theologischen Banditen kam ein Brief an.

worin er in seinem und Brandolaccio's Namen einzuschreiten versprach, wenn der Maire die Gendarmerie zu seinem Beistand nehmen sollte. Er schloß mit der Nachschrift: „Darf ich es wagen, Sie zu fragen, was der Herr Präfekt von der vorzüglichen Erziehung denkt, die mein Freund seinem Hunde Brusco gibt? Nach Chilina kenne ich keinen gelehrigeren Schüler, der glücklichere Anlagen zeigte."

XVI.

Der folgende Tag vergieng ohne Feindseligkeiten. Von beiden Seiten hielt man sich auf der Defensive. Orso verließ sein Haus nicht und die Thüre der Barricini blieb beständig verschlossen. Man sah die fünf Gendarmen, die als Garnison in Pietranera geblieben waren, auf dem Platze oder in der Umgegend des Dorfes spazieren gehen, in Begleitung des Feldschützen, der allein die Nationalgarde von Pietranera bildete. Der Adjunkt legte seine Schärpe nicht ab; mit Ausnahme der Archere an den Fenstern der beiden feindlichen Häuser verrieth nichts den Kriegsstand. Ein Corse allein konnte nur die Bemerkung machen, daß man auf dem Platze um die grüne Eiche herum nur Frauen sehe.

Um die Zeit des Abendessens zeigte Colomba mit freudiger Miene ihrem Bruder folgenden Brief, den sie von Miß Nevil erhalten hatte:

„Meine liebe Colomba, ich vernehme mit vielem Vergnügen aus einem Briefe Ihres Bruders, daß Ihre Feindseligkeiten beendigt sind. Empfangen Sie meine Glückwünsche. Mein Vater kann Ajaccio nicht mehr ausstehen, seitdem Ihr Bruder nicht mehr vom Kriege mit ihm spricht und mit ihm jagt. Wir reisen heute ab, und werden die Nacht bei Ihrer Verwandten zubringen, an die wir einen Brief haben. Uebermorgen gegen eilf Uhr werden wir eintreffen, und Sie um einen Imbiß von jenem

Bruccio bitten, der im Gebirg gemacht wird und, wie Sie behaupten, den in der Stadt weit übertrifft.

Adieu, liebe Colomba! — Ihre Freundin
Lydia Nevil."

„Sie hat also meinen zweiten Brief nicht erhalten?" rief Orso.

„Aus dem Datum des ihrigen siehst Du, daß Fräulein Lydia unterwegs seyn mußte, als Dein Brief in Ajaccio ankam. Schriebst Du ihr denn, sie solle nicht kommen?"

„Ich schrieb ihr, daß wir uns im Belagerungszustande befinden! dieß ist, wie mir däucht, keine Lage, um Gesellschaft zu empfangen."

„Bah; diese Engländer sind sonderbare Leute. Sie sagte mir in der letzten Nacht, die ich in ihrem Zimmer zubrachte, daß es ihr sehr leid thun würde, Corsika zu verlassen, ohne eine schöne Vendetta gesehen zu haben. Wenn Du es willst, Orso, könnte man ihr das Schauspiel eines Angriffs auf das Haus unserer Feinde geben."

„Weißt Du," sagte Orso, „daß die Natur sehr unrecht gethan hat, aus Dir ein Frauenzimmer zu machen, Colomba? Du wärest ein vortrefflicher Soldat geworden."

„Vielleicht. Auf jeden Fall werde ich meinen Bruccio machen."

„Das ist unnöthig. Man muß Jemand schicken, der sie aufhält, bevor sie hierher aufbrechen."

„Was? Du willst in solchem Wetter einen Boten fortschicken, damit ein Regenguß ihn sammt Deinem Brief fortschwemme?... Wie bedaure ich die armen Banditen in diesem Wetter! Glücklicherweise haben sie gute Piloni *)... Weißt Du, was man thun muß, Orso? Wenn das Unwetter vorüber ist, reise morgen sehr früh ab, dann kommst Du zu unserer Base, ehe Deine englischen Freunde aufbrechen. Das wird Dir leicht seyn, Miß

---

*) Dichte Mäntel mit Kapuzen.

Lydia steht immer spät auf. Du erzählst ihr, was bei uns vorgegangen; und wenn sie dennoch auf ihrem Besuche beharren, so werden wir sie mit großem Vergnügen empfangen."

Orso beeilte sich, diesem Vorschlag seine Zustimmung zu geben, und nach kurzem Stillschweigen fuhr Colomba fort:

„Du glaubst vielleicht, Orso, ich scherzte, als ich von einem Angriff auf das Haus der Barricini sprach. Weißst Du, daß wir die Macht dazu haben? Zwei gegen Einen auf's Wenigste. Seitdem der Präfekt den Maire abgesetzt hat, sind alle Leute vom Orte hier für uns. Wenn Du willst, gehe ich an den Brunnen und spotte über ihre Frauen; sie werden dann herauskommen... Vielleicht ..denn sie sind so feige! vielleicht schießen sie durch ihre archere auf mich; sie fehlen mich. Dann ist Alles gut! sie sind die Angreifer. Um so schlimmer, wenn sie unterliegen! Wie könnte die Justiz nachher aus einem Getümmel diejenigen heraus finden, welche einen guten Schuß gethan haben? Glaube Deiner Schwester, Orso: die Schwarzröcke werden erscheinen, viel Papier verschmieren und viel unnütze Worte reden. Aber es wird nichts herauskommen. Der alte Fuchs hätte dann selbst ein Interesse, ihnen am hellen Mittag die Gestirne der Nacht zu zeigen. — Ha! hätte sich der Präfekt nicht vor Vincentello gestellt, so wäre jetzt einer weniger!"

Alles dieß sagte sie mit einer Kaltblütigkeit, wie einen Augenblick früher, daß sie den Bruccio bereiten werde.

Der erstarrte Orso betrachtete seine Schwester mit einer Mischung von Verwunderung und Furcht.

„Meine süße Colomba," sagte er, sich vom Tische erhebend, „ich fürchte, Du bist ein leibhaftiger Teufel; aber sey ruhig! Wenn es mir nicht gelingt, die Barricini an den Galgen zu bringen, so werde ich Mittel finden, auf andere Weise zum Ziele zu kommen. Warme Kugel oder kaltes Eisen! Du siehst, daß ich das Corsische nicht vergessen habe."

„Je früher desto besser," sagte Colomba mit einem Seufzer! „Welches Pferd reitest Du, Orf' Anton?"

„Den Rappen. Warum fragst Du mich dieß?"

„Um ihm Gerste geben zu lassen."

Als Orso sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, schickte Colomba die kleine Saveria und die Hirten zu Bett und blieb allein in der Küche, wo sie den Bruccio bereitete. Von Zeit zu Zeit horchte sie und schien mit Ungeduld zu erwarten, daß sich ihr Bruder niederlege. Als sie ihn endlich eingeschlafen glaubte, nahm sie ein Messer, überzeugte sich, daß es scharf war, schlüpfte mit ihren kleinen Füßen in große Holzschuhe, und begab sich, ohne das geringste Geräusch zu machen, in den Garten.

Der Garten, von Mauern umgeben, stieß an eine ziemlich große, von Hecken umzäunte Fläche, auf welcher man die Pferde laufen ließ, denn die corsischen Pferde kennen den Stall nicht. Gewöhnlich dürfen sie frei herumlaufen, und man überläßt es ihnen, ihr Futter zu finden, und sich vor dem Regen und der Kälte zu schützen.

Colomba öffnete mit derselben Vorsicht die Gartenthüre, trat in den umzäunten Platz, pfiff leise und lockte so die Pferde an sich, welchen sie oft Salz und Brod brachte. Als der Rappe herankam, faßte sie ihn kräftig an der Mähne und schlitzte ihm das Ohr mit ihrem Messer auf. Das Pferd machte einen ungeheuren Satz und entfloh mit dem gellenden Tone, den ein heftiger Schmerz den Thieren dieser Art manchmal entlockt. Zufrieden damit, kehrte Colomba wieder in den Garten zurück, als Orso das Fenster öffnete und rief: „Wer da?" Gleichzeitig hörte sie auch, daß er seine Flinte ergriff. Zum Glück für sie stand die Gartenthüre völlig im Dunkeln, zum Theil von einem großen Feigenbaum überschattet. Bald bemerkte Colomba an den Lichtfunken in dem Zimmer ihres Bruders, daß er seine Lampe anzuzünden suche. Eiligst verschloß sie die Gartenthüre wieder, schlich längs der Mauer hin, so daß sich ihr schwarzer

Anzug mit den dunklen Blättern der Spalierbäume vermengte, und erreichte einige Augenblicke zuvor wieder die Küche, ehe Orso daselbst erschien.

„Was gibt es?“ fragte sie ihn.

„Es schien mir,“ sagte Orso, „als habe man die Gartenthüre geöffnet.“

„Unmöglich. Der Hund würde angeschlagen haben. Wir wollen übrigens sehen.“

Orso machte die Runde im Garten, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die äußere Thüre gut verschlossen war, suchte er, dieses blinden Lärms wegen ein wenig beschämt und verstimmt, sein Zimmer wieder zu gewinnen.

„Ich sehe es gern, mein Bruder,“ sagte Colomba, „daß Du vorsichtig wirst, wie man es in Deiner Lage seyn muß.“

„Du bist meine Lehrmeisterin,“ erwiderte Orso. „Gute Nacht!“

Mit dem Anbruch des Tages erhob sich Orso und schickte sich zur Abreise an. Sein Anzug verrieth zugleich die gesuchte Sorgfalt eines Mannes, welcher sich einer Dame vorstellen will, der er gern gefallen möchte, und die Vorsicht eines Corsen. Ueber einem knapp anschließenden Rocke trug er an einem grünseidenen Wehrgehänge eine kleine Büchse von weißem Blech mit Patronen gefüllt; sein Dolch steckte in der Seitentasche und in der Hand hielt er die schöne, scharf geladene Flinte. Während er hastig eine Tasse Kaffee austrank, die ihm Colomba eingeschenkt hatte, war einer der Hirten hinausgegangen, um das Pferd zu satteln und aufzuzäumen. Orso und seine Schwester folgten bald und traten in den umzäunten Platz. Der Hirte hatte sich des Pferdes bemächtigt, aber Zaum und Sattel fallen lassen, und schien von Schrecken ergriffen zu seyn, während das Pferd, welches sich der Wunde von der vorhergehenden Nacht noch erinnerte und für das andere Ohr fürchtete, sich bäumte, ausschlug, wieherte und teufelmäßig tobte.

„Vorwärts, spute Dich!" rief ihm Orso zu.

„Ach! Orſ' Anton! Ach! Orſ' Anton!" rief der Hirt, „Blut der Madonna! ꝛc." Und es folgten zahl- und namenloſe Verwünſchungen, die ſich meiſt nicht überſetzen laſſen.

„Was iſt denn vorgegangen?" fragte Colomba.

Man näherte ſich dem Pferde und als man das Blut und ein Ohr aufgeſchlitzt ſah, erhob ſich ein allgemeiner Ausruf der Ueberraſchung und des Unwillens. Man muß wiſſen, daß die Verſtümmelung des dem Feinde gehörigen Pferdes für den Corſen zugleich eine Rache, eine Herausforderung und eine Todesdrohung iſt. „Nur ein Flintenſchuß kann dieſe Schändlichkeit wieder gut machen." Obwohl Orſo, welcher lange auf dem Feſtlande gelebt hatte, die ungeheure Größe der Schmach weniger empfand, als ein Anderer, ſo hätte er dennoch, wenn in dieſem Augenblick ein Barricini ihm vor's Geſicht gekommen wäre, denſelben höchſt wahrſcheinlich ſogleich für die Schmach büßen laſſen, die nach ſeiner Meinung nur von ſeinen Feinden ausgegangen ſeyn konnte. — „Die feigen Schurken!" rief er, „ſich an einem armen Thiere zu rächen, während ſie es nicht wagen, ſich mir gegenüberzuſtellen."

„Was warten wir noch?" rief Colomba ungeſtümm. „Sie haben uns beſchimpft, unſere Pferde verſtümmelt, und wir ſollten ihnen nicht erwidern? Seyd Ihr Männer?"

„Rache!" riefen die Hirten. „Führen wir das Pferd im Dorfe herum, und ſtürmen wir dann ihr Haus."

„Eine mit Stroh bedeckte Scheune ſtößt an ihren Thurm," ſagte der alte Polo Griffo, „die will ich im Nu in Flammen ſetzen." — Ein Anderer ſchlug vor, alsbald die Leitern vom Glockenthurm der Kirche zu holen; ein Dritter, die Thüren des Hauſes der Barricini mit einem Balken einzuſtoßen, der auf dem freien Platze lag, und zu einem Bau beſtimmt war. Mitten unter dieſen wüthenden Stimmen vernahm man die Colomba's, welche ihren Anhängern erklärte, daß, bevor man an's

Werk gehe, Jeder von ihr ein Glas Anisbranntwein erhalten werde.

Unglücklicher- oder vielmehr glücklicherweise verfehlte die Grausamkeit gegen das arme Thier, von der Colomba sich so viel versprochen hatte, bei Orso größtentheils ihren Zweck. Er zweifelte nicht daran, daß diese arge Verstümmelung das Werk eines seiner Feinde sey, und schrieb sie besonders Orlanduccio zu; aber er glaubte nicht, daß dieser junge Mann, von ihm herausgefordert und geschlagen, seine Schande durch Aufschlitzung eines Pferdeohres getilgt hätte. Im Gegentheil, diese gemeine und lächerliche Rache vermehrte seine Verachtung gegen seine Gegner, und er war jetzt der Ansicht des Präfekten: dergleichen Leute verdienen nicht, daß man sich mit ihnen messe. Sobald er sich Gehör verschaffen konnte, befahl er seinen bestürzten Anhängern, ihren kriegerischen Absichten zu entsagen, da die Justiz, welche in Kurzem eintreffen müsse, das Ohr seines Pferdes hinlänglich rächen werde. — „Ich bin hier Herr," setzte er in strengem Tone hinzu, „und erwarte, daß man mir gehorcht. Dem Ersten, der sich noch einmal untersteht, von Mord oder Brand zu sprechen, wäre ich leicht im Stand, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Man sattle mir schnell den Schimmel!"

„Wie? Orso," sagte Colomba, indem sie ihn zurückhielt, Du duldest es, daß man uns beleidigt! Zu Lebzeiten unseres Vaters würden die Barricini nicht gewagt haben, eines unserer Thiere zu verstümmeln."

„Ich verspreche Dir, daß sie es bereuen sollen; aber Gendarmen und Kerkermeister müssen Elende bestrafen, die nur gegen Thiere Muth zeigen. Ich habe Dir schon gesagt, die Justiz wird mich an ihnen rächen... wo nicht... so hast Du nicht nöthig, mich daran zu erinnern, wessen Sohn ich bin."

„Geduld!" sagte Colomba seufzend.

„Denke daran, meine Schwester," fuhr Orso fort, „daß ich es Dir nie verzeihen werde, wenn ich nach meiner Rückkehr

finde, daß Jemand gegen die Barricini Demonstrationen gemacht hat.“ Dann setzte er in sanfterem Tone hinzu: „Es ist sehr wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß ich mit dem Obersten und seiner Tochter hieher zurückkehre, sorge, daß ihre Zimmer in Ordnung sind, daß das Frühstück gut ist, damit sich unsere Gäste so wenig als möglich schlecht befinden. Es ist wohl gut, Colomba, Muth zu haben, aber ein Frauenzimmer muß auch ein Hauswesen zu führen wissen. Komm', küsse mich und sey vernünftig; der Schimmel ist gesattelt.“

„Orso,“ sagte Colomba, „Du wirst nicht allein reisen.“

„Ich brauche Niemand,“ sagte Orso, „und ich stehe Dir dafür, daß ich mir das Ohr nicht werde schlitzen lassen.“

„Oh! nimmer sollst Du mir in Kriegszeiten allein reisen! He! Polo Griffo! Giom' Francé! Memmo! nehmt Eure Flinten und begleitet meinen Bruder.“

Nach einem ziemlich lebhaften Streit mußte sich Orso darein ergeben, sich von einer Bedeckung begleiten zu lassen. Er wählte unter seinen Hirten die eifrigsten aus, d. h. die, welche die meiste Lust gezeigt hatten, den Krieg zu beginnen; dann wiederholte er seine Ermahnungen an seine Schwester und die zurückbleibenden Hirten, brach auf und nahm diesmal einen Umweg, um das Haus der Barricini zu vermeiden.

Sie waren schon weit von Pietranera entfernt und ritten mit großer Eile, als der alte Polo Griffo beim Uebergang über einen kleinen Bach, der sich in einem Sumpfe verlor, mehrere Schweine bemerkte, die im Kothe lagen, sich sonnten und dann wieder abkühlten. Sogleich legte er auf das größte an, schoß es durch den Kopf und es blieb auf dem Platze. Die Kameraden des Todten erhoben sich und entflohen mit einer überraschenden Geschwindigkeit; und obwohl der andere Hirte auch Feuer auf sie gab, so gelangten sie doch wohlbehalten in ein Dickicht, wo sie verschwanden.

„Dummköpfe,“ rief Orso; „Ihr haltet Schweine für Eber.“

„Nicht doch, Orſ' Anton," erwiderte Polo Griffo; „aber die Heerde gehört dem Advokaten, und das iſt Wiedervergeltung für die Verſtümmelung unſerer Pferde."

„Wie, Schurken?" rief Orſo außer ſich vor Wuth, „Ihr ahmt die Niederträchtigkeit unſerer Feinde nach! Verlaßt mich, Elende, ich brauche Euch nicht. Ihr ſeyd zu nichts gut, als Euch mit Schweinen herum zu balgen. Ich ſchwöre bei Gott, daß ich Euch die Köpfe zerſchlage, wenn Ihr mir zu folgen wagt."

Die zwei Hirten ſahen einander beſtürzt an. Orſo gab ſeinem Pferd die Sporen und verſchwand im Galopp.

„Nun wohl!" ſagte Polo Griffo, „der Oberſt, ſein Vater, wollte Dich auch einmal fortjagen, weil Du einſt auf den Advocaten anlegteſt... Es war dumm genug, nicht zu ſchießen!.. Und der Sohn.... Du ſiehſt, was ich für ihn gethan habe.... Er ſpricht vom Zerſchlagen meines Kopfes, wie von einer Flaſche, welche keinen Wein mehr hält. Das muß man auf dem Feſtlande lernen, Memmo."

„Ja, und wenn man es erfährt, daß Du dieſes Schwein erſchoſſen haſt, wird man Dir den Proceß machen und Orſ' Anton wird weder mit den Richtern reden, noch den Advokaten bezahlen. Glücklicherweiſe hat Dich Niemand geſehen, und die heilige Nega iſt da, um Dich aus dem Spiele zu ziehen."

Nach einer kurzen Berathung kamen die Hirten überein, es würde am klügſten ſeyn, das Schwein in eine Lache zu werfen; dieſes Projekt führten ſie auch aus, aber erſt nachdem jeder einige Stücke abgeſchnitten hatte von dem unſchuldigen Opfer der della Rebbia und der Barricini.

XVII.

Seiner undisciplinirten Begleitung entledigt, ritt Orſo weiter, indem er mehr des Vergnügens, Miß Nevil wiederzuſehen, als der Furcht, ſeinen Feinden zu begegnen, gedachte.

Der Prozeß, dachte er, welcher mir mit diesen elenden Barricinis bevorsteht, wird mich nothwendig nach Bastia führen, warum sollte ich Miß Nevil nicht begleiten? Warum sollten wir von Bastia aus nicht miteinander in das Bad von Orezza reisen? Und sofort riefen ihm Jugenderinnerungen diese malerische Gegend in's Gedächtniß zurück. Er glaubte sich auf eine grüne Aue an den Fuß tausendjähriger Kastanienbäume versetzt. Auf dem Rasen einer glänzenden Wiese, deren blaue Blumen den Augen glichen, die ihm zulächelten, sah er Miß Lydia neben sich sitzen. Sie hatte ihren Hut abgelegt, und ihre blonden Locken, feiner und weicher als Seide, schimmerten wie Silber in der Sonne, welche durch die Zweige blinkte. Ihre meerblauen Augen däuchten ihm blauer als das Firmament. Ihre Wange auf die Hand stützend, horchte sie sinnend auf die Liebesworte, die er zitternd an sie richtete. Sie trug das Mousselinkleid, welches sie am letzten Tage, da er sie zu Ajaccio sah, an hatte. Aus den Falten dieses Kleides entschlüpfte ein kleiner Fuß, den schwarzsammtne Schuhe umschlossen. Orso stellte sich vor, wie glücklich er wäre, dieses Füßchen küssen zu dürfen; aber eine der Hände Miß Lydia's war nicht behandschuht und hielt ein kleines Päckchen. Orso nahm letzteres, und Lydia's Hand drückte die seinige; er küßte das Päckchen, dann die Hand, und man erzürnte sich nicht darob... Alle diese Gedanken verhinderten ihn, auf den Weg zu sehen, den er eingeschlagen, und doch trabte er immer weiter. Eben wollte er Lydias weiße Hand in der Vorstellung zum zweiten Mal küssen, als er bemerkte, daß er in der Wirklichkeit den Kopf seines plötzlich anhaltenden Pferdes küßte; darum zwar, weil die kleine Chilina demselben den Weg versperrte und es am Zügel nahm.

„Wohin so? Orf' Anton! Wisset Ihr nicht, daß Euer Feind nahe ist?"

„Mein Feind?" schrie Orso wüthend, in einem so günstigen Augenblick unterbrochen zu werden. „Wo ist er?"

„Orlanduccio lauscht hier in der Nähe. Er paßt auf Euch. Kehret um, kehret um!"

„Ah! er erwartet mich? Hast Du ihn gesehen?"

„Ja, Ors' Anton! ich lauerte im Gesträuch, als er vorübergieng. Er sah sich mit seiner Brille nach allen Seiten um."

„Welche Richtung schlug er ein?"

„Er gieng da hinab, wohin Ihr reitet."

„Danke."

„Ors' Anton, würdet Ihr nicht gut daran thun, meinen Oheim zu erwarten? Er muß bald kommen, und bei ihm wäret Ihr in Sicherheit."

„Fürchte nichts, Chili, ich brauche Deinen Oheim nicht."

„Wenn Ihr erlaubtet, gienge ich vor Euch her."

„Danke, danke."

Und Orso gab seinem Pferde die Sporen, indem er eiligst die Richtung einschlug, welche ihm die kleine Chilina bezeichnet hatte.

Seine erste Bewegung war ein wüthender Ausbruch des Zorns gewesen, und er hatte gedacht, daß ihm das Glück eine treffliche Gelegenheit darbiete, diesen Elenden zu züchtigen, der ein Pferd verstümmele, um sich für eine Ohrfeige zu rächen. Je mehr er aber vorwärts ritt, um so mehr gedachte er des halben Versprechens, das er dem Präfekten gethan, und befürchtete zugleich des Besuchs von Miß Nevil verlustig zu werden, weßhalb er bald beinahe wünschte, dem Orlanduccio nicht zu begegnen. Doch gleich darauf spornten ihn die Erinnerung an seinen Vater, die Mißhandlung seines Pferdes und die Drohungen seines Feindes an, Letzteren aufzusuchen, damit er ihn fordere und zum Zweikampf zwinge. So von entgegengesetzten Entschlüssen getrieben, ritt er immer vorwärts; doch jetzt mit Vorsicht, Gesträuche und Hecken genau betrachtend und zuweilen sogar anhaltend, um dem unbestimmten Geräusch zu lauschen, das man auf freiem Felde vernimmt. Zehn Minuten nachdem

er die kleine Chilina verlassen (es war ungefähr um neun Uhr Morgens), befand er sich am Rand eines äußerst abschüssigen Bergabhanges. Der Weg, oder vielmehr der kaum bemerkbare Fußpfad, dem er folgte, führte durch ein frisch verbranntes Maquis. Hier war die Erde mit weißlicher Asche bedeckt, und nur hin und wieder starrten noch einige von der Glut geschwärzte, entlaubte Gesträuche und Stämme aus der Verödung empor, obwohl gleichfalls ohne Lebenssaft. Wenn man ein verbranntes Maquis sieht, so glaubt man sich in eine nordische Winterlandschaft versetzt und der Contrast der Trockenheit der von den Flammen heimgesuchten Stellen mit der üppigen Vegetation rings umher macht ihren Anblick noch trauriger und öder. Aber an dieser Landschaft sah Orso für jetzt nur einen Umstand, freilich in seiner Lage einen hochwichtigen: die Nacktheit der Erde verbürgte ihm die Unmöglichkeit eines Hinterhalts; und ein Mann, der jeden Augenblick befürchten muß, es könnte hinter dem nächsten Busch ein auf seine Brust gerichteter Flintenlauf hervorblinken, sieht einen offen daliegenden Grund und Boden nothwendig für eine Art Oase an. Auf das verbrannte Maquis folgten mehrere angebaute Felder, welche, nach dem Landesbrauch, bis zur Brusthöhe mit trockenen Steinen umfriedet waren. Der Fußweg führte zwischen diesen Umfriedigungen hindurch, die von Ferne den Anblick dichter Gehölze darboten wegen der unregelmäßig durcheinander gepflanzten, ungeheuren Kastanienbäume.

Da Orso in Folge des immer rauher und steiler werdenden Pfades abzusteigen genöthigt war, so legte er seinem Pferde den Zügel über den Hals, ließ es frei laufen und stieg selber eilenden Fußes und oft auf der schlüpfrigen Asche ausgleitend den Abhang hinab. Er befand sich höchstens fünfundzwanzig Schritte von einer jener Stein-Umfriedungen zur Rechten des Weges, als er, just sich gegenüber, zuerst einen Gewehrlauf, dann einen die Mauer überragenden Menschenkopf gewahrte.

Das Gewehr wurde angelegt, und er erkannte den Orlanduccio, welcher abzudrücken im Begriff war. Rasch setzte sich Orso in Vertheidigungsstand, und beide starrten sich, auf einander zielend, einige Sekunden mit jener peinlichen Aufregung an, welche auch den Tapfersten durchzuckt, wenn er im Begriff ist, den Tod zu geben oder zu empfangen.

„Elender Feigling!“ schrie Orso... Und noch waren die beiden Worte seinen Lippen nicht ganz entfahren, als er die Flamme von Orlanduccio's Gewehr erblickte; und gleichzeitig gieng, auf der andern Seite des Pfades, ein zweiter Schuß zu seiner Linken los, abgedrückt von einem Manne, den er noch nicht wahrgenommen hatte, und der ihn von dem Posten hinter einer andern Mauer auf's Korn nahm. Beide Kugeln hatten ihn getroffen; die des Orlanduccio drang ihm durch den linken Arm, welchen er beim Zielen preis gab; die andere schlug ihm auf die Brust, zerriß sein Kleid, plattete sich jedoch glücklicher Weise an der Klinge seines Stilets, der sie begegnete, ab, und machte nur eine leichte Quetschung. Orso's linker Arm sank schlaff an seiner Hüfte hinab, und der Lauf seiner Büchse neigte sich einen Augenblick; aber er hob denselben blitzschnell wieder, richtete das Gewehr mit der rechten Hand allein und gab Feuer auf Orlanduccio. Der Kopf seines Feindes, den er nur bis zu den Augen entdeckte, verschwand hinter der Mauer. Da wendete sich Orso zur Linken und drückte seinen zweiten Schuß auf einen von Pulverdampf umgebenen Mann ab, den er kaum bemerkte. Auch diese Gestalt verschwand. Die vier Schüsse waren einander mit unglaublicher Geschwindigkeit gefolgt, und nie haben exercirte Soldaten ein schnelleres Rottenfeuer gemacht. Nach Orso's letztem Schuß wurde Alles wieder stille. Langsam stieg der Rauch seiner Büchse zum Himmel. Keine Bewegung hinter der Mauer; nicht das leiseste Geräusch. Ohne den Schmerz, welchen er im Arm fühlte, hätte er glauben können, die Män-

ner, auf welche er gezielt, seyen Phantome seiner Einbildungskraft gewesen.

Eine zweite Entladung der Gewehre erwartend, machte Orso einige Schritte, um sich hinter einem bei dem Brande des Maquis stehen gebliebenen Baumstrunk zu decken. So geschützt, nahm er seine Büchse zwischen die Kniee und lud sie eiligst wieder. Indeß litt er unaussprechlich an seinem linken Arm, und es schien ihm, als trage er eine ungeheure Last. Was war aus seinen Widersachern geworden? Er konnte es nicht begreifen. Wären sie geflohen, wären sie verwundet, so hätte er sicherlich ein Geräusch, irgend eine Bewegung der Zweige vernehmen müssen. Oder waren sie todt? oder warteten sie nicht vielmehr, hinter dem Versteck ihrer Mauern, eine neue Gelegenheit ab, auf ihn zu schießen? In dieser Ungewißheit und da er seine Kräfte allmählig schwinden fühlte, kniete er mit dem rechten Fuß auf die Erde, stützte seinen verwundeten Arm auf das linke Knie und legte sein Gewehr auf einem todten Aste des Baumstrunkes auf. Den Finger am Drücker, das Auge auf die Mauer geheftet, das Ohr gespannt auf jedes Geräusch, — so blieb er einige Minuten, die ihm Jahrhunderte schienen, unbeweglich. Endlich ließ sich weit hinter ihm ein Schrei vernehmen, und bald blieb ein Hund, der pfeilschnell den Abhang herabrannte, schweifwedelnd vor ihm stehen. Es war Brusco, der Schüler und Begleiter der Banditen, welcher ohne allen Zweifel die Ankunft seines Herrn meldete, und nie ware in ehrlicher Mann mit größerer Ungeduld erwartet worden. Der Hund hob die Schnauze empor, drehte sich nach der nächsten Umfriedigung und schnüffelte befremdet. Plötzlich brach er in ein dumpfes Knurren aus, sprang mit einem Satz über die Mauer, und war fast eben so schnell wieder auf der Brüstung, von wo aus er Orso starr ansah; in seinen Augen malte sich die Ueberraschung so deutlich, als dieß bei einem Hunde seyn kann; dann hob er die Nase abermals in die Luft, dießmal in der Richtung nach dem an-

dern Gehege, dessen Mauer er gleichfalls übersprang. Nach einer Sekunde erschien er wieder auf der Brüstung und bewies das gleiche Erstaunen und Befremden; dann lief er in das Maquis mit niedergeschlagenem Schweif, stets Orso anblickend und sich langsam mit einer Seitenwendung entfernend, bis er sich in einiger Entfernung befand. Jetzt rannte er aus Leibeskräften und fast ebenso windschnell, als er herabgekommen, den Abhang hinauf, einem Manne entgegen, welcher trotz der Abschüssigkeit des rauhen Pfades mit raschen Schritten herannahte.

„Zu Hülfe, Brando!" rief Orso, sobald er glaubte, daß seine Stimme ihn erreichen könne.

„He! Ors' Anton! Sie sind verwundet?" fragte ihn Brandolaccio, athemlos herbeieilend. „Im Leib oder an den Gliedern?...."

„Am Arm."

„Am Arm? Das hat nichts zu sagen? Und der Andere?"

„Ich glaub', ich hab' ihn getroffen."

Brandolaccio lief, seinem Hunde folgend, zur nächsten Umfriedigung und beugte sich hinüber, um hinter die Mauer zu sehen. Jetzt zog er seine Mütze und sagte:

„Gruß dem Signore Orlanduccio!" Dann sich nach Orso hinwendend, grüßte er diesen gleichfalls mit ernster Miene, sprechend: „Hier ist Einer, den ich einen stattlich abgefertigten Mann nennen möchte."

„Lebt er noch?" fragte Orso, der kaum athmen konnte.

„Oh! er wird sich wohl hüten! Die Kugel, welche Sie ihm in's Auge gejagt, macht ihm zu großen Kummer. Blut der Madonna, welches Loch! Ein gutes Gewehr, meiner Treu! Welches Kaliber! Das schlägt einem das Gehirn in Scherben! Hören Sie, Ors' Anton! als ich zuerst hörte: piff! piff! da dachte ich: Donnerwetter, sie mucken mir meinen Lieutenant ab! Dann höre ich: bum, bum! Ah! dachte ich, jetzt parlirt das englische Gewehr: es gibt Appell... Aber, Brusco, was willst Du denn von mir?"

Der Hund leitete ihn zu der andern Umfriedigung. — „Bitt' um Entschuldigung!" schrie Brandolaccio, starr vor Erstaunen. „Ein Doppelschuß! nichts Geringeres! Pest! man sieht wohl, daß das Pulver theuer ist; Sie sparen es!"

„Um Gotteswillen, was ist denn dort?" fragte Orso.

„Ei! spielen Sie doch nicht den Spaßmacher, mein Lieutenant! Sie erlegen das Wildpret, und wollen, daß man es aufhebt.... Ich weiß Einen, der heute Mittag einen drolligen Nachtisch haben wird! Es ist der Advokat Barricini. Frisch geschlachtetes Fleisch, wer da will, kann haben! aber wer Teufels soll jetzt der Erbe seyn?"

„Wie, Vincentello auch todt?"

„Maustodt. Wohl bekomm' es uns Andern! Schön von Ihnen ist, daß Sie die Leute nicht lange leiden lassen. Kommen Sie doch, und sehen Sie Vincentello an: er kniet noch und lehnt den Kopf an die Mauer. Man meint, er schlafe. Hier trifft das Sprüchwort ein: Bleierner Schlaf. Armer Teufel!"

Entsetzt wendete Orso den Kopf weg.

„Weißt du gewiß, daß er todt ist?"

„Sie sind wie Sampiero Corso, der stets nur Einen Stoß gab. Sehen Sie, hier..., in der Brust, links! Just, wie Vincileone bei Waterloo getroffen wurde. Ich wollte wetten, die Kugel sitzt nicht weit vom Herzen. Ein Doppeltreffer!... Traun! ich rühre keine Büchse mehr an. Zwei auf zwei Schüsse!... Beide Brüder auf einmal!... Aus einem Doppellaufe! Hätte er noch einen dritten Schuß gehabt, ich glaube, er hätte auch den Papa kalt gemacht... Das übertreffe Jemand... Welche That, Orf' Anton!... Aber der leidige Satan macht, daß es einem wackern Burschen, wie mir, niemals so gut geht, einen Doppelschuß auf die Gendarmen zu thun!"

Und während er sprach, untersuchte der Bandit Orso's Arm, nachdem er den Aermel mit seinem Stilet aufgeschnitten.

„Hat nicht viel zu bedeuten," sagte er. „Mit dem Rock wird

Fräulein Colomba einige Arbeit haben.... Oho! was sehe ich denn da? Dieser Riß auf der Brust?... Ist hier nichts eingedrungen? doch nein, Sie wären sonst nicht so munter. Wohlan, versuchen Sie es, die Finger zu rühren... Spüren Sie meine Zähne, wenn ich Sie in den kleinen Finger beiße? Nicht sehr?... Einerlei, es will nicht viel heißen. Erlauben Sie mir Ihr Schnupftuch und Ihr Halsband... Ja, der Ueberrock ist freilich so gut als hin... Warum, zum Henker, waren Sie auch so schön ausstaffiert? Wollten Sie zur Hochzeit reiten?... Da, trinken Sie einen Schluck Wein... Warum tragen Sie denn auch keine Feldflasche? Geht ein Corse jemals ohne dieselbe aus?..." Dann unterbrach er sich wieder mitten bei dem Verband, um auszurufen: „Ein Doppelschuß! Beide maustodt!... Was mein Pfarrer lachen wird... ein Doppelschuß! Ah! da kommt sie endlich, die kleine Schnecke, die Chilina!"

Orso antwortete nicht. Er war todesblaß und zitterte an allen Gliedern.

„Chili," schrie Brandolaccio, „geh, sieh' hinter jene Mauer! Nun?"

Das Kind, sich mit Händen und Füßen helfend, kletterte auf die Mauer, und sobald es den Leichnam Orlanduccio's wahrgenommen hatte, schlug es ein Kreuz.

„Das ist noch Nichts," fuhr der Bandit fort: „Geh, weiter dort hinab, und sieh' wieder!"

Das Kind schlug zum zweiten Mal ein Kreuz.

„Ihr, mein Onkel?" fragte sie ängstlich.

„Ich? bin ich denn nicht ein alter Taugenichts geworden? Chili, das hat der Herr gethan. Mache ihm Dein Compliment."

„Die Signora wird sich sehr darüber freuen," sagte Chilina, „und wird sehr betrübt darüber seyn, daß Ihr verwundet seyd, Orſ' Anton!"

„Wohlan, Orſ' Anton," sagte der Bandit, nachdem er den Verband angelegt, „Chilina hat Ihr Pferd wieder beigebracht.

Steigen Sie auf und kommen Sie mit mir in das Maquis von Stazzona. Wer Sie dort finden will, muß eine gute Nase haben. Wir werden Sie dort so gut als möglich halten. Sind wir am Kreuz der heiligen Christina angelangt, so wird abgesessen. Sie geben dann Ihr Pferd der Chilina, welche dem gnädigen Fräulein die Nachricht bringen wird, und theilen derselben unterwegs Ihre Aufträge mit. Sie können der Kleinen Alles sagen, Orſ' Anton: sie ließe sich lieber spießen, als daß sie ihre Freunde verriethe..." Dann wandte er sich an diese und sagte mit zärtlichem Ton: „Geh' zu allen Teufeln, sey im Bann, sey vermaledeit, Diebin!"

Brandolaccio, abergläubig wie viele Banditen, fürchtete einen bösen Zauber für die Kinder, wenn er Segenswünsche oder Lobreden an sie richtete, denn man weiß, daß die geheimnißvollen Mächte, welche die Anocchiatura (ein unwillkürlicher Zauber mittelst des Auges oder des Wortes) beherrschen, die böse Gewohnheit haben, das Gegentheil von unsern Wünschen zu vollziehen.

„Wohin sagst Du, daß ich gehen soll, Brando?" fragte Orso mit erloschener Stimme.

„Mordblei! Sie haben zu wählen: in's Gefängniß, oder in's Maquis. Aber ein della Rebbia kennt den Weg zum Gefängniß nicht. In's Maquis, Orſ' Anton!"

„So fahrt denn wohl, alle meine Hoffnungen!" rief der Verwundete schmerzlich aus.

„Ihre Hoffnungen? Alle Wetter! hofften Sie denn etwas Besseres zu thun mit einer Doppelflinte?... Ei? da fällt mir ein: Wie Teufels haben die Bursche Sie noch treffen können? Die müssen ein zäheres Leben haben, als die Katzen!"

„Sie haben zuerst geschossen," sagte Orso.

„Das ist wahr, ich vergaß... Pif! Pif! Bum! Bum!...

ein Doppelschuß mit einer Hand!...*) Wenn Jemand noch mehr thut, so hänge ich mich auf! Gottlob! ich habe Sie auf der Mähre... Aber ehe wir uns entfernen, sehen Sie doch auch Ihre Arbeit ein wenig an. Es ist nicht höflich, die Gesellschaft so zu verlassen, ohne ihr Lebewohl zu sagen.

Orso gab seinem Pferde die Sporen; um alles in der Welt hätte er die Unglücklichen nicht betrachten mögen, welchen er kaum den Tod gegeben hatte.

„Halt, Ors' Anton,“ sagte der Bandit, das Pferd am Zügel fassend, „darf ich offen zu Ihnen reden? Wohlan! ohne Sie beleidigen zu wollen, gestehe ich, daß es mir leid thut um die zwei armen Jungen da. Ich bitte, entschuldigen Sie mich... So schön! so stark... so jung!... Orlanduccio, mit dem ich so oft gejagt habe... erst vor vier Tagen gab er mir ein Päckchen Cigarren... Vincentello, der immer so guter Laune war!... freilich Sie haben nur gethan, was sie mußten... und außerdem ist der Schuß allzuschön, als daß man ihn bereuen sollte... Ich aber hatte keinen Theil an Ihrer Rache... Wohl weiß ich, daß das Recht auf Ihrer Seite war, und daß man sich eines Feindes entledigen muß: aber die Barricini — es war eine alte Familie... das ist abermals eine, die sich aus der Gesellschaft davon macht!... und durch einen Doppelschuß! Wunderlich!“

So die Leichenrede der Bariccini haltend, führte Brandolaccio in aller Eile Orso, Chilina und den Hund Brusco nach dem Maquis von Stazzona.

---

*) Wollte mir ein ungläubiger Jäger den Doppelschuß des Herrn della Rebbia bestreiten, so mag er nach Sartena gehen, und sich erzählen lassen, wie einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Bewohner dieser Stadt ganz allein, mit gebrochenem Arm sich aus einer wenigstens eben so gefahrvollen Lage zog.

XVIII.

Inzwischen hatte Colomba kurz nach der Entfernung Orso's durch ihre Spione erfahren, daß die Barricini im Felde lagen, und gerieth von diesem Augenblick an in die lebhafteste Unruhe. Man sah sie das Haus nach allen Richtungen durchlaufen: bald gieng sie aus der Küche in die für ihre Gäste bereiteten Zimmer, bald blieb sie stehen und lauschte, ob nicht in dem Dorfe eine ungewöhnliche Bewegung wahrzunehmen sey; stets geschäftig, that sie nichts. Gegen eilf Uhr zog eine ziemlich zahlreiche Kavalkade in Pietranera ein: es war der Oberst, seine Tochter, ihre Bedienung und ihr Führer. Beim Empfang dieses Besuchs war Colomba's erstes Wort: „Haben Sie meinen Bruder gesehen?“ — Dann fragte sie den Führer, auf welchem Wege sie hergekommen, um welche Stunde sie abgereist seyen, und konnte in Folge der erhaltenen Antwort gar nicht begreifen, warum die Reisenden Orso nicht sollten begegnet haben.

„Vielleicht ist Ihr Bruder auf der Höhe gereist, während wir den Thalweg machten,“ sagte der Führer.

Aber Colomba schüttelte den Kopf und erneute ihre Fragen. Trotz ihrer natürlichen Festigkeit, welche durch den Stolz, den Fremden jede Schwäche zu verbergen, noch vermehrt wurde, konnte sie unmöglich ihrer Besorgnisse verhehlen, und bald theilte sie dieselben auch dem Oberst und besonders Miß Lydien mit, nachdem sie ihnen den so unglücklichen Ausgang des stattgehabten Versöhnungsversuchs erzählt hatte. Miß Nevil war voller Bewegung: sie verlangte, man solle Boten nach allen Richtungen aussenden, und ihr Vater erbot sich, selbst wieder zu Pferd zu steigen und in Begleitung seines Führers Orso aufzusuchen. Die theilnehmenden Befürchtungen ihrer Gäste mahnten Colomba an ihre Pflicht als Hauswirthin. Sie zwang sich zu einem Lächeln, nöthigte den Oberst, sich zu Tisch zu setzen, und fand für die Zögerung ihres Bruders zwanzig wahrscheinliche Veran-

lassungen, deren Beweis sie freilich eine Minute später selbst wieder entkräftete. Der Oberst, welcher es als Mann für seine Pflicht hielt, den Damen Zuversicht einzuflößen, versuchte gleichfalls seine Erklärung, indem er sagte:

„Ich wette, Herr v. Rebbia ist auf Wildpret gestoßen; er konnte der Jagdlust nicht widerstehen, und wir werden ihn bald mit gefüllter Tasche heimkehren sehen. „Mordblei!" fügte er bei, „wir haben unterwegs vier Schüsse fallen hören. Zwei darunter waren stärker, als die andern, und ich sagte gleich zu meiner Tochter: „Ich wette, das ist della Rebbia, der jagt. Nur meine Büchse kann so knallen."

Colomba erblaßte, und Lydia, welche sie aufmerksam beobachtete, ahnte leicht, welche Schlüsse des Obersts Voraussetzung in ihr erzeugen mußte. Nach einigem Stillschweigen fragte Colomba hastig, ob die beiden stärkeren Entladungen den anderen vorangegangen oder nachgefolgt seyen? Aber weder der Oberst, noch seine Tochter, noch der Führer hatten dieses entscheidende Moment beachtet.

Gegen ein Uhr war noch keiner der von Colomba ausgesendeten Boten zurückgekehrt; da nahm sie ihren ganzen Muth zusammen und nöthigte ihre Gäste, sich zu Tisch zu setzen. Aber außer dem Oberst konnte Niemand essen. Beim geringsten Geräusch auf dem Vorplatz eilte Colomba an's Fenster, dann kam sie wieder zurück und setzte sich traurig nieder, und noch trauriger bemühte sie sich, mit ihren Freunden eine unbedeutende Unterhaltung fortzuspinnen, auf welche Keines hörte und deren Faden oft durch längeres Stillschweigen abgerissen ward.

Plötzlich vernahm man den Galopp eines Pferdes. „Ah! dießmal ist es mein Bruder," sagte Colomba auffahrend. Aber bei dem Anblick Chilina's, welche rittlings auf Orso's Pferde saß, schrie sie mit herzzerreißender Stimme: „mein Bruder ist todt!"

Der Oberst ließ sein Glas fallen, Miß Nevil stieß einen Angstruf aus, und Alle liefen an die Pforte hinab. Ehe noch

Chilina selbst vom Pferde springen konnte, war sie von Colomba federleicht herangerafft und fühlte einen erstickenden Druck des Arms derselben. Das Kind verstand ihren furchtbaren Blick und ihr erstes Wort war das des Chors in Othello: er lebt! Colomba öffnete die umklammernden Arme und Chilina fiel elastisch wie eine junge Katze zu Boden.

„Die Andern?“ fragte Colomba mit rauher Stimme.

Chilina machte das Zeichen des Kreuzes mit dem Zeige- und Mittelfinger. Augenblicklich machte die Todtenblässe auf Colomba's Gesicht einer lebhaften Röthe Platz. Sie warf einen brennenden Blick auf das Haus der Barricini und sagte dann lächelnd zu ihren Gästen: „Gehen wir hinauf, um den Kaffee zu trinken!“

Die Iris der Banditen hatte ein langes Verhör zu bestehen. Ihr von Colomba, so gut es gehen mochte, in's Italienische und hernach von Lydia in's Englische übersetztes Kauderwelsch entriß dem Oberst manchen Fluch und seiner Tochter manchen Seufzer; aber Colomba horchte mit leidenschaftsloser Miene zu, nur daß sie ihre damaszirte Serviette beinahe in der Hand zerrieb. Fünf bis sechs Mal unterbrach sie das Kind, um sich's wiederholen zu lassen, daß Brandolaccio erklärt habe, die Wunde Orso's sey nicht gefährlich und er habe schon andere gesehen, die mehr zu bedeuten gehabt hätten. Am Schlusse berichtete Chilina, daß Orso inständig um Schreibpapier bitte und seine Schwester beauftrage, eine Dame, die sich vielleicht in seinem Hause befinde, anzuflehen, sie möchte nicht abreisen, ehe ein Brief von ihm in ihren Händen wäre. — „Das,“ setzte das Kind hinzu, „plagte ihn am meisten, und er rief mir diese Commission noch einmal nach, wie ich schon weggieng; nicht weniger als drei Mal hat er mir's auf die Seele gebunden.“ — Ueber diese Dringlichkeit ihres Bruders lächelte Colomba leicht und drückte um so stärker die Hand der Engländerin, welche in

Thränen ausbrach und es nicht für nöthig fand, ihrem Vater diesen Theil der Erzählung zu übersetzen.

„Ja, Sie werden bei mir bleiben, meine theure Freundin," rief Colomba aus, indem sie Miß Nevil küßte, — „und werden uns beistehen!"

Darnach nahm sie aus einem Schranke ein Stück alter Leinwand und zerschnitt dieselbe, um Binden und Charpie daraus zu machen. Wenn man ihre funkelnden Augen, ihre hochrothe Farbe, den raschen Wechsel ihrer Stimmung, welche bald von Erregtheit, bald von Kaltblütigkeit zeugte, betrachtete, so mochte man schwer entscheiden, ob sie von der Verwundung ihres Bruders mehr gerührt, als über den Tod ihrer Feinde entzückt sey; bald goß sie dem Oberst Kaffee ein, und rühmte ihm ihr Talent in der Bereitung desselben, bald theilte sie an Miß Nevil und Chilina Arbeit aus und ermahnte dieselben, die Binden zu nähen und geplättet zusammenzurollen; dann fragte sie zum zwanzigsten Mal, ob Orso an seiner Wunde sehr leide? Alle Augenblicke unterbrach sie ihre Arbeit, um zu dem Oberst zu sagen: „Zwei so gewandte, so furchtbare Männer!... er allein, verwundet, nur im Gebrauche eines Armes... er hat alle beide niedergemacht. Welcher Muth, Oberst! Nicht wahr, er ist ein Held? Ach, Miß Nevil, wie glücklich lebt man in einem so ruhigen Land, wie das Ihrige!... Gewiß, Sie kannten meinen Bruder noch nicht!... Ich hatte es ja gesagt: der Sperber wird seine Flügel entfalten!... Sie irrten sich nur an seiner sanftmüthigen Miene... freilich, in Ihrer Nähe, Miß Nevil... Ach, wenn er Sie für sich arbeiten sehen könnte... der arme Orso!"

Miß Lydia arbeitete nicht und fand kein Wort zu sagen. Ihr Vater fragte, warum man nicht alsbald bei dem Gericht Klage einlege? Er redete von der Untersuchung durch den Coroner und vielen andern in Corsika gleich unbekannten Dingen. Endlich wollte er wissen, ob das Landhaus des guten Herrn

Brandolaccio, welcher dem Verwundeten Beistand geleistet hatte, sehr weit von Pietranera entfernt sey, und ob er nicht selbst seinen Freund besuchen könne.

Colomba antwortete mit ihrer gewohnten Ruhe, Orso befinde sich in dem Maquis, ein Bandit pflege seiner, er würde große Gefahr laufen, wenn er sich zeigte, bevor man sich von der Stimmung des Präfekten und der Richter überzeugt habe; einstweilen werde sie Sorge tragen, daß ein geschickter Chirurg sich insgeheim zu ihm begebe. „Besonders, Herr Oberst,“ fuhr sie fort, „erinnern Sie sich daran, daß Sie vier Schüsse gehört, und mir gesagt haben, die zwei letzten seyen von Orso gewesen.“ Der Oberst verstand Nichts von der Sache, und seine Tochter that nichts, als seufzen und sich die Augen abwischen.

Es war schon spät am Tage, als eine traurige Procession in das Dorf herein zog. Man brachte dem Advokaten Barricini die Leichname seiner Söhne, jeden quer über ein Maulthier gelegt, das ein Bauer führte. Eine Menge Clienten und Müßiggänger folgte dem Trauergeleite; auch Gendarmen, welche immer zu spät kommen, sah man jetzt dabei, und den Adjunkten, der die Hände über dem Kopf zusammenschlug, und unaufhörlich ausrief: „Was wird der Herr Präfekt sagen?“ Einige Weiber, unter andern die Amme Orlanduccio's, zerrauften sich die Haare und stießen ein wildes Geheul aus. Aber ihr lärmender Schmerz that weniger Wirkung, als die stumme Verzweiflung einer Person, welche alle Blicke auf sich zog. Das war der unglückselige Vater, der, von einem Leichname zum andern gehend, ihre staubbesudelten Häupter aufhob, ihre blauen Lippen küßte, ihre schon starren Glieder hielt, als wollte er sie vor den Stößen auf dem steinigen Wege schützen. Bisweilen sah man ihn den Mund öffnen, als ob er sprechen wollte; aber kein Schrei, kein Wort gieng daraus hervor. Immer die Augen auf die Leichname geheftet, stieß er sich an den Steinen, an den Bäumen, an jedem Gegenstand und Hinderniß.

Das Gewinsel der Weiber, die Verfluchungen der Männer verdoppelten sich, als man sich im Angesicht des Hauses von Orso befand. Da einige rebbianistische Hirten ein Triumphgeschrei auszustoßen gewagt hatten, so kannte die Entrüstung ihrer Gegner keine Grenzen mehr.

„Rache! Rache!" riefen einige Stimmen. Steine wurden geschleudert und zwei Flintenkugeln, gegen die Fenster des Saals, worin sich Colomba und ihre Gäste befanden, gerichtet, drangen durch die Läden, so daß die Holzsplitter bis auf die Tafel flogen, an welcher die beiden Frauenzimmer saßen. Miß Lydia stieß entsetzliche Angstschreie aus, der Oberst ergriff ein Gewehr, und Colomba stürzte, bevor er sie zurückhalten konnte, zur Hausthüre, welche sie heftig aufriß. Hier auf der hohen Schwelle stehend, die beiden Hände ausgestreckt, um ihren Feinden zu fluchen, rief sie:

„Feige! Ihr schießet auf Frauen, auf Fremde! Seyd Ihr Corsen? seyd Ihr Männer? Elende, die nur hinterrücks morden können, kommet heran! Ich trotze Euch. Ich bin allein: mein Bruder ist fern. Meuchelt mich, meuchelt meine Gäste! das ist Eurer würdig... Ihr wagt es nicht, Wichte, die Ihr seyd! denn Ihr wißt, daß wir uns rächen. Geht! Geht und wimmert, wie Weiber, und danket uns, daß wir nicht noch mehr Blut verlangen."

In dem Ton und der Haltung Colomba's lag etwas Imposantes und Fürchterliches; bei ihrem Anblick wich die Menge entsetzt zurück, wie bei der Erscheinung einer jener bösen Feien, von welchen man in Corsika mehr als eine Schauergeschichte in den Winterabenden erzählt. Der Adjunkt, die Gendarmen und eine Anzahl von Weibern benützten diesen Moment der Bestürzung, um sich zwischen beide Parteien zu werfen; denn die rebbianistischen Hirten rüsteten bereits ihre Waffen, und man mußte einen Augenblick befürchten, es möchte sich ein allgemeiner Kampf auf dem Platze entspinnen; aber beide Faktionen

waren ihrer Häupter beraubt, und das disciplinirte Rasen der Corsen bricht selten ohne die Gegenwart der Haupturheber ihrer inneren Kriege in's Handgemenge aus. Zudem hielt die durch den Erfolg vorsichtig gemachte Colomba ihre kleine Garnison im Zaum: „Lasset die armen Leute weinen," sagte sie; „lasset diesen Greis sein Fleisch heimführen. Wozu diesen alten Fuchs umbringen, der keine Zähne zum Beißen mehr hat? — Giudice Barricini! gedenke des zweiten Augusts! Gedenke der blutigen Brieftasche, in welche Du mit Deiner Fälscherhand geschrieben! Mein Vater hatte Deine Schuld darein verzeichnet; Deine Söhne haben sie bezahlt. Ich stelle Dir die Quittung aus, alter Barricini!"

Colomba sah mit gekreuzten Armen, das Lächeln der Verachtung auf den Lippen, zu, wie man die Leichname in das Haus ihrer Feinde trug, und sich die Menge hernach langsam zerstreute. Jetzt schloß sie ihre Thüre wieder, und sagte, in den Speisesaal zurückgekehrt, zu dem Oberst:

„Ich bitte Sie im Namen meiner Landsleute sehr um Verzeihung, mein Herr! Nie hätte ich geglaubt, daß Corsen auf ein Haus, worin sich Fremde befinden, schießen könnten, und schäme mich für mein Land."

Als am Abend Miß Lydia sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, folgte ihr der Oberst und fragte sie, ob es nicht besser wäre, gleich morgen ein Dorf zu verlassen, wo man jeden Augenblick eine Kugel vor den Kopf riskiren müßte, und sofort auf's Schnellste ein Land, wo man nur Mord und Verrath sehe.

Miß Nevil wartete eine Zeitlang mit der Antwort, und offenbar verursachte ihr der Vorschlag ihres Väters keine geringe Verlegenheit. Endlich sagte sie:

„Wie könnten wir diese unglückliche Jungfrau in einem Augenblick verlassen, wo sie des Trostes so sehr bedarf? Finden Sie nicht, mein Vater, daß das grausam von uns wäre?"

„Ich rede nur um Deinetwillen, meine Tochter," erwiderte der Oberst, „und wüßte ich Dich wohlbehalten im Gasthof von

Ajaccio, so würde es mir wahrlich wehe thun, dieser verdammten Insel Valet zu sagen, ohne dem tapfern della Rebbia die Hand gedrückt zu haben."

„Wohlan denn, mein Vater! warten wir noch, und überzeugen wir uns vor unserer Abreise erst auf's Genaueste, ob wir ihnen nicht einen Dienst leisten können."

„Gutes Herz!" sagte der Oberst, seine Tochter auf die Stirne küssend. „Wie liebe ich es an Dir, daß Du Dich aufopferst, um das Unglück Anderer zu mildern! Bleiben wir! Eine gute Handlung bereut man niemals."

Miß Lydia warf sich schlaflos in ihrem Bette hin und her; bald schien ihr das unbestimmte Geräusch, das sie vernahm, eine Rüstung zum Angriff gegen das Haus, bald dachte sie wieder, beruhigt über ihre eigene Lage, an den armen Verwundeten, der zu dieser Stunde wahrscheinlich auf kaltem Boden ausgestreckt lag, ohne andern Beistand, als die Mildherzigkeit eines Banditen. Sie stellte sich ihn mit Blut bedeckt, schrecklichen Fieberqualen preisgegeben, vor; und was das Sonderbarste ist, so oft sich Orso's Bild ihrem Geiste darbot, erschien ihr derselbe immer so, wie sie ihn im Augenblick seiner Abreise gesehen hatte, nämlich den Talisman, den sie ihm gegeben, an seine Lippen drückend... Dann dachte sie an seine Tapferkeit. Sie gestand sich, daß die schreckliche Gefahr, welcher er kaum entgangen war, auf ihre Rechnung falle; denn um sie ein wenig bälder zu sehen, hatte er sich darein gewagt. Es fehlte nicht viel, daß sie sich überredet hätte, in ihrer Vertheidigung sey Orso's Arm durchschossen worden. Sich selber warf sie seine Verwundung vor, aber sie bewunderte ihn nur um so mehr; und wenn der famose Doppelschuß in ihren Augen auch keinen so großen Werth hatte, als für Brandolaccio und Colomba, so fand sie doch, daß wenig Romanhelden so viel Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit in einer so großen Gefahr bewiesen hätten.

Sie wohnte in Colomba's Zimmer. Ueber einer Art eiche-

nem Betpult, neben einer geweihten Palme, hing an der Wand ein Miniaturportrait, welches Orso in der Unterlieutenants-Uniform darstellte. Miß Nevil nahm dieses Portrait herab, betrachtete es lange und legte es endlich neben ihr Bett, statt es wieder an seinen Platz zu hängen. Erst beim Anbruch der Morgenröthe schlief sie ein, und die Sonne stand schon sehr hoch, als sie erwachte. Vor ihrem Bett ward sie Colomba's ansichtig, welche regungslos den Augenblick erwartete, wo sie die Augen öffnen würde.

„Nun, mein Fräulein! Sind Sie nicht sehr übel in unserem armen Hause gebettet?" fragte Colomba. „Ich fürchte, Sie haben nicht geschlafen."

„Haben Sie Nachrichten von ihm, meine liebe Freundin?" sagte Miß Nevil, sich aufrichtend.

Da bemerkte sie Orso's Portrait und beeilte sich, um es zu verbergen, ein Taschentuch darauf zu werfen.

„Ja, ich habe Nachrichten von ihm," erwiderte Colomba lächelnd; dann ergriff sie das Portrait: — „finden Sie ihn ähnlich? Er ist schöner, als so."

„Mein Gott!..." sagte Miß Nevil, purpurroth vor Scham; „ich habe... aus Zerstreuung... dieses Portrait... herabgenommen... es ist ein Fehler von mir, daß ich Alles anrühren muß... und Nichts wieder in Ordnung bringe... Wie befindet sich Ihr Bruder?"

„Ziemlich gut. Giocanto ist diesen Morgen vor vier Uhr hieher gekommen; er brachte mir einen Brief... für Sie, Miß Lydia; mir hat Orso nicht geschrieben. Es steht wohl auf der Adresse: „An Colomba"; aber weiter unten: „für Miß N...." Die Schwestern sind nicht eifersüchtig; Giocanto sagt, er habe viel Schmerzen ausgestanden, um zu schreiben. Giocanto, der eine süperbe Handschrift hat, wollte sich von ihm diktiren lassen; aber er hat nicht gewollt. Er schrieb mit einem Bleistift, auf dem Rücken liegend. Brandolaccio hielt das Papier. Jeden Augen-

blick wollte mein Bruder sich erheben, und dann litt er bei der geringsten Bewegung unsägliche Schmerzen an seinem Arm. „Es war zum Erbarmen," sagte Giocanto. „Hier ist sein Brief."

Miß Nevil las den Brief, welcher ohne Zweifel aus einem Uebermaaß von Vorsicht englisch geschrieben war, und Folgendes enthielt:

„Mein Fräulein!

„Eine unglückliche Fügung des Verhängnisses hat mich getrieben; ich weiß nicht, was meine Feinde sagen, welche Verläumdungen sie erfinden werden. Doch liegt mir wenig daran, wenn Sie, mein Fräulein, nur Sie denselben keinen Glauben beimessen. Seitdem ich Sie gesehen, hatte ich mich in unsinnigen Träumen gewiegt. Es bedurfte dieser Katastrophe, um mich meines Aberwitzes zu überführen; jetzt bin ich vernünftig. Wohl sehe ich die Zukunft, welche meiner wartet; sie wird mich ergeben finden. Diesen Ring, den Sie mir gegeben, und den ich für einen Talisman des Glückes hielt, wage ich nicht zu behalten. Ich fürchte, Miß Nevil, Sie könnten bereuen, Ihre Geschenke so übel angebracht zu haben, oder vielmehr, ich befürchte, er möchte mich an die Zeit erinnern, wo ich ein Thor war. Colomba wird Ihnen denselben einhändigen... Leben Sie wohl, mein Fräulein; Sie verlassen jetzt Corsika, und ich werde Sie nicht mehr sehen; aber sagen Sie meiner Schwester, daß ich Ihre Achtung noch besitze, welche ich, mit Zuversicht darf ich es behaupten, immer noch verdiene.

O. d. R."

Miß Lydia hatte sich abgewendet, um diesen Brief zu lesen, und Colomba, welche sie aufmerksam betrachtete, gab ihr den egyptischen Ring, wobei sie mit den Augen fragte, was dieß zu bedeuten habe? Aber Miß Lydia wagte nicht, den Kopf zu erheben und blickte traurig den Ring an, welchen sie bald an den Finger steckte, bald wieder abzog.

„Theure Miß Nevil,“ sagte Colomba, „darf ich nicht wissen, was Ihnen mein Bruder sagt? Schreibt er von seinem Zustand?“

„Je nun....“ antwortete Miß Lydia erröthend, „er sagt nichts davon.... Sein Brief ist englisch.... Er beauftragt mich, meinem Vater zu berichten... er hofft, der Präfekt werde beilegen können...“

Colomba setzte sich mit schelmischem Lächeln auf das Bett, faßte beide Hände Miß Nevil's, sah sie mit ihren durchdringenden Augen an und sagte:

„Werden Sie gütig seyn? Nicht wahr, Sie antworten meinem Bruder? Sie würden ihm damit so wohl thun! Einen Augenblick dachte ich, als sein Brief kam, daran, Sie aufzuwecken, habe mich aber dann nicht unterstanden.“

„Sie thaten sehr Unrecht,“ antwortete Miß Nevil; „wenn ein Wort von mir seine Lage erleichtern könnte....“

„Jetzt kann ich ihm keine Briefe schicken. Der Präfekt ist angekommen, das ganze Pietranera voll von seinen dienstbaren Geistern. Später wollen wir sehen. Ach! wenn Sie meinen Bruder kennten, Miß, Sie würden ihn lieben, wie ich ihn liebe... Er ist so gut! so tapfer! Gedenken Sie doch seiner That! er allein und verwundet gegen zwei!“

Der Präfekt war zurück. In Kenntniß gesetzt durch einen Kurier des Adjunkten, war er in Begleitung von Gendarmen und Voltigeurs gekommen und hatte ferner den königlichen Prokurator, den Greffier u. s. w. mitgebracht, um das Verfahren in Betreff der neuen, furchtbaren Katastrophe einzuleiten, welche die Feindschaften der Familien von Pietranera noch verwickelter machte oder vielmehr beendigte. Kurz nach seiner Ankunft besuchte er den Oberst Nevil und dessen Tochter und verbarg ihnen seine Befürchtung nicht, daß die Sache eine schlimme Wendung nehmen könnte. — „Sie wissen,“ sagte er, „der Kampf fiel ohne Zeugen vor; und der Ruf von dem Muth und der Gewandtheit des unglücklichen Brüderpaars steht so fest, daß Niemand zu dem Glauben sich bewegen läßt, Herr della Rebbia habe sie tödten

können ohne den Beistand der Banditen, zu welchen er, heißt es, sich geflüchtet hat.

„Nimmermehr!“ rief der Oberst; „Orso della Rebbia ist ein junger Mann von Ehre; ich bürge für ihn.“

„Ich theile Ihre Ansicht,“ erwiderte der Präfekt; „aber der Generalprokurator (diese Herren sind gar argwöhnisch) scheint mir nicht sehr günstig gestimmt. Er hat ein Aktenstück unter den Händen, das Ihrem Freunde großen Nachtheil bringt; nämlich einen Drohbrief an Orlanduccio, worin Orso demselben ein Stelldichein gibt... und dieses Stelldichein scheint dem Prokurator ein Hinterhalt.“

„Dieser Orlanduccio,“ sagte der Oberst, „hat sich geweigert, wie ein Gentleman Satisfaction zu nehmen.“

„Das ist hier nicht der Brauch. Man legt sich in den Hinterhalt, man tödtet einander rücklings; dieß ist die Manier in diesem Land. Wohl hat man auch eine günstige Zeugen-Aussage: die eines Mädchens, das behauptet, vier Schüsse gehört zu haben, wovon die beiden letzten, stärker als die anderen, von einer Büchse schweren Kalibers herrührten, von der des Herrn della Rebbia. Aber unglücklicher Weise ist dieses Kind die Nichte eines der Banditen, welchen man der Mitschuld bezüchtigt, und ihre Deposition wird als eine eingelernte Lektion verdächtigt.“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Miß Lydia, bis in's Weiße der Augen erröthend, „wir befanden uns unterwegs, als die Schüsse geschahen, und haben das Gleiche gehört.“

„Wahrhaftig? Das ist ein wichtiger Umstand. Und Sie, Oberst, machten ohne Zweifel die gleiche Bemerkung?“

„Ja,“ fiel Miß Nevil ein, „mein Vater, der sich auf solche Dinge versteht, sagte: Horch! das ist der Herr della Rebbia, welcher mit meinem Gewehr schießt.“

„Und diese Gewehrschüsse, die Sie hörten, waren also die letzten?“

„Nicht wahr, mein Vater, die beiden letzten?“

Der Oberst hatte kein sehr gutes Gedächtniß; aber jedenfalls lag ihm sehr wenig daran, seiner Tochter zu widersprechen.

„Man muß auf der Stelle mit dem königlichen Prokurator darüber sprechen, Oberst. Uebrigens erwarten wir diesen Abend einen Chirurgen, der die Leichname untersuchen und den Thatbestand erheben wird, ob die Verwundungen mit der fraglichen Waffe geschahen."

„Ich war's, der sie dem Orso schenkte," sagte der Oberst, „und ich wollte, sie läge auf dem Meeresgrund... das heißt... der wackere Junge! es freut mich doch, daß er sie bei der Hand hatte; denn... ohne meinen Manton... kann ich nicht sagen, wie er sich aus der Sache gezogen hätte."

XIX.

Der Chirurg kam ein wenig spät an. Es war ihm unterwegs ein Abenteuer zugestoßen. Giaconto Castriconi hatte ihn begegnet und mit größter Höflichkeit aufgefordert, einem verwundeten Mann beizustehen. Er war zu Orso geführt worden, und hatte den ersten Verband auf dessen Wunde gelegt. Sofort hatte ihn der Bandit eine ziemliche Strecke begleitet und außerordentlich erbaut, indem er mit ihm von den berühmtesten Pisaner Professoren redete, welche er seine intime Freunde nannte.

„Doktor," sagte der Pfarrer, ihn verlassend, „Sie haben mir zu viele Achtung eingeflößt, als daß ich es für nöthig erachten sollte, Ihnen in's Gedächtniß zu rufen, daß ein Arzt ebenso verschwiegen seyn muß, wie ein Beichtvater."

Dabei spielte er an der Batterie seiner Flinte. — „Sie haben den Ort vergessen, wo uns die Ehre ward, Sie bei uns zu sehen. Adieu! entzückt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben!"

Colomba drang inständig in den Oberst, bei der Leichenschau anwesend zu seyn.

„Sie kennen besser, als irgend wer, die Büchse meines

Bruders," sagte sie, „und Ihre Gegenwart wird sehr nützlich seyn. Zudem gibt es so viele böswillige Leute hier, daß wir große Gefahr liefen, wenn wir Niemand hätten, der sich unserer annimmt."

Mit Lydia allein geblieben, klagte sie sehr über Kopfweh und schlug ersterer einen Spaziergang, das Dorf entlang, vor. „Die freie Luft wird mir wohlthun," sagte sie. „Schon lange habe ich keine mehr eingeathmet." Während des Gehens redete sie von ihrem Bruder, und Miß Lydia, sehr interessirt von diesem Gegenstand, bemerkte nicht, daß sie sich weit von Pietranera entfernte. Schon gieng die Sonne unter, als sie dieß bemerkte und Colomba zur Rückkehr aufforderte. Colomba versicherte, einen weit näheren Heimweg zu kennen; dabei schlug sie, den bisherigen Fußpfad verlassend, einen anderen, weniger ausgetretenen, ein. Bald begann sie einen so steilen Abhang hinauf zu klettern, daß sie sich fortwährend mit der einen Hand an Baumzweigen emporheben mußte, während sie mit der andern ihre Gefährtin nachzog. Nach einer starken Viertelstunde mühseligen Ansteigens befanden sie sich auf einer kleinen, mit Myrthen und Gestrüpp bewachsenen Hochebene, mitten unter großen Granitmassen, welche allenthalben aus dem Boden hervorstachen. Miß Lydia war sehr ermüdet, das Dorf wollte nicht zum Vorschein kommen, und es war beinahe Nacht.

„Wissen Sie, meine theure Colomba," sagte sie, „daß ich befürchte, wir möchten uns verirrt haben?"

„Seyen Sie ohne Sorge," antwortete Colomba. „Nur immer zu! folgen Sie mir!"

„Aber ich schwöre Ihnen, Sie täuschen sich! Das Dorf kann nicht in dieser Richtung liegen. Ich wollte wetten, wir kehren ihm den Rücken zu. Halt! sehen Sie, dort, wo die Lichter hervorschimmern, dort ist gewiß Pietranera."

„Liebe Freundin!" entgegnete Colomba aufgeregt, „Sie

haben Recht, aber zwei hundert Schritte von hier... in diesem Maquis..."

„Nun?"

„Ist mein Bruder; ich könnte ihn sehen und umarmen, wenn Sie wollten."

Miß Nevil fuhr befremdet zusammen.

„Ich habe," fuhr Colomba fort, „Pietranera verlassen, ohne Aufsehen zu erregen, weil ich in Ihrer Gesellschaft war.... sonst wäre man mir nachgegangen... So nahe bei ihm zu seyn und ihn nicht zu sehen!.... Warum sollten Sie nicht mit mir meinen armen Bruder besuchen? Sie würden ihm so große Freude machen!"

„Aber, Colomba, das wäre meinerseits nicht schicklich."

„Ich begreife. Ihr Stadtdamen bekümmert euch stets um das, was schicklich ist; wir Dorfmädchen um das, was gut ist."

„Aber es ist so spät!... Und Ihr Bruder, was muß er von mir denken?"

„Er wird denken, daß er theilnehmende Freunde hat, die ihn nicht verlassen, und das wird ihm Ausdauer in seinen Schmerzen verleihen."

„Und mein Vater, er wird so beunruhigt seyn..."

„Er weiß Sie in meiner Gesellschaft... Wohlan denn! entscheiden Sie sich!.... Sie betrachteten diesen Morgen sein Bild!" fügte sie mit schelmischem Lächeln bei.

„Nein... wahrlich, Colomba, ich wag' es nicht... Diese Banditen, die dabei sind..."

„Was ist's darum? Diese Banditen kennen Sie nicht. Zudem wollten Sie ja welche sehen!..."

„Mein Gott!"

„Wohlan, Fräulein, entschließen Sie sich! Sie hier allein lassen kann ich nicht; es könnte Unheil daraus entstehen. Besuchen wir geschwind Orso, oder aber kehren wir zusammen in's Dorf zurück... Ich sehe dann meinen Bruder... Gott weiß, wann... vielleicht nie wieder!..."

„Was sagen Sie da, Colomba?..... In Gottes Namen denn, gehen wir hin! aber nur auf eine Minute! dann kehren wir sogleich um.“

Colomba drückte ihr die Hand und begann, ohne ein weiteres Wort, mit solcher Geschwindigkeit zu laufen, daß ihr Miß Lydia nur mühsam folgen konnte. Zum Glück hielt Colomba bald inne und sagte zu ihrer Gefährtin: „Dringen wir nicht weiter vor, ehe wir sie benachrichtigt haben; wir könnten sonst leicht mit einem Stückchen Blei empfangen werden.“ Damit pfiff sie durch die Finger; unmittelbar darauf hörte man einen Hund bellen und alsbald erschien die vorgeschobene Schildwache der Banditen. Es war unsere alte Bekanntschaft, der Hund Brusco, welcher Colomba alsbald erkannte und ihr zum Führer diente. Nach vielen Windungen in den engen Fußsteigen des Maquis sahen sie zwei bis an die Zähne bewaffnete Männer auf sich zukommen.

„Seyd Ihr es, Brandolaccio!“ fragte Colomba; „wo ist mein Bruder?“

„Da drunten!“ antwortete der Bandit. „Aber gehen Sie sachte: er schläft, und zwar zum Erstenmal seit seinem Zufall. Alle Wetter! man sieht wohl, daß, wo der Teufel kaum durchkommt, ein Frauenzimmerchen leicht einschlüpft!“

Die beiden Damen näherten sich vorsichtig und nahmen bei einem Feuer, dessen Glanz man klüglich durch eine Art natürlicher Steinmauer maskirt hatte, Orso's wahr, der auf einem Haufen Farnkraut, mit einem Pilone bedeckt, schlief. Er war sehr blaß und man hörte seinen unterdrückten Athem. Colomba setzte sich neben ihn und betrachtete ihn stillschweigend mit gefalteten Händen, als ob sie innerlich betete. Miß Lydia drückte sich fest an sie und hielt ihr Taschentuch vor die Augen; aber von Zeit zu Zeit hob sie den Kopf, um den Verwundeten über die Schulter Colomba's weg anzusehen. Eine Viertelstunde vergieng, ohne daß Jemand den Mund öffnete. Auf ein Zeichen

des Pfarrers hatte sich Brandolaccio mit ihm in's Gehölz vertieft, zur großen Zufriedenheit Miß Lydia's, welche zum Erstenmal fand, daß die großen Bärte und der sonstige Aufzug der Banditen allzu viel Lokalfarbe habe.

Endlich regte sich Orso. Augenblicklich neigte sich Colomba über ihn hin und küßte ihn zu wiederholten Malen, indem sie unzählige Fragen über seine Wunde, seine Leiden, seine Bedürfnisse an ihn machte. Nachdem er geantwortet, daß es so gut gehe als möglich, fragte Orso seinerseits, ob Miß Nevil noch in Pietranera sey, und ob sie ihm geschrieben habe. Die über ihren Bruder hingebeugte Colomba verbarg diesem ihre Gefährtin gänzlich; ohnehin hätte er sie in der Dunkelheit schwerlich zu erkennen vermocht. Colomba hielt eine Hand Lydia's mit ihrer Rechten und mit der Linken hob sie den Kopf des Verwundeten ein wenig in die Höhe.

„Mein Bruder, sie hat mir keinen Brief für Dich mitgegeben... aber Du denkst ja immer an Miß Nevil; Du liebst sie also sehr?"

„Ob ich sie liebe, Colomba?.... Aber sie... sie verachtet mich jetzt vielleicht!"

In diesem Augenblick suchte Miß Nevil ihre Hand frei zu machen; aber es war nicht leicht, von Colomba's Druck los zu kommen; denn ihre Hand, obwohl klein und schön gebildet, besaß eine Kraft, von der wir bereits ein paar Pröbchen gesehen haben.

„Dich verachten?" rief Colomba aus, „nach dem, was Du gethan hast?... Im Gegentheil, sie redet Gutes von Dir... Ach! Orso, ich könnte Dir Allerlei von ihr erzählen."

Die Hand wollte immer entschlüpfen, aber Colomba zog sie näher und näher zu Orso heran.

„Aber," sagte der Verwundete, „warum wollte sie mir denn nicht antworten?.... Eine einzige Zeile, und ich wäre zufrieden gewesen."

Durch Ziehen und Zerren gelang es Colomba, Miß Nevil's Hand in die ihres Bruders zu legen. Dann schlüpfte sie plötzlich hinweg, und rief mit lautem Lachen: „Nimm Dich wohl in Acht, Orso, von Miß Lydia Böses zu reden, denn sie versteht das Corsische sehr gut."

Miß Lydia zog augenblicklich ihre Hand zurück und stammelte einige unverständliche Worte. Orso meinte zu träumen.

„Sie hier, Miß Nevil? Mein Gott, wie konnten Sie es wagen? Ach! wie glücklich Sie mich machen!" — Und mit Mühe sich erhebend, suchte er, ihr näher zu kommen.

„Ich habe Ihre Schwester begleitet," sagte Miß Lydia.... „damit man nicht vermuthe, wohin sie gehe.... und dann wollte auch ich.... mich überzeugen...."

„Oh! wie schlecht sind Sie hier aufgehoben!"

Colomba hatte sich hinter Orso gesetzt. Sie hob ihn vorsichtig auf und ließ seinen Kopf auf ihren Knieen liegen. Ihren Arm schob sie ihm unter den Hals und bedeutete Lydien, näher zu treten. — „Noch näher!" sagte sie; „noch näher! Ein Kranker darf sich im Sprechen nicht anstrengen." Und da Miß Lydia zögerte, so faßte sie ihre Hand und nöthigte dieselbe, so nahe herzusitzen, daß ihr Kleid Orso berührte, und ihre Hand, die sie nicht losließ, auf des Verwundeten Schulter ruhte.

„So ist er sehr gut daran!" sagte Colomba mit heiterer Miene. „Nicht wahr, Orso, man befindet sich auf der Biwacht, in einer schönen Nacht, wie die heutige, im Maquis köstlich?"

„Ach ja! eine schöne Nacht!" sagte Orso. „Ich werde sie nie vergessen."

„Welche Schmerzen müssen Sie leiden!" sagte Miß Nevil.

„Ich leide nicht mehr," antwortete Orso, „und möchte auf dieser Stelle sterben." — Und seine rechte Hand suchte die der Miß Lydia, welche Colomba immer noch gefangen hielt.

„Es ist durchaus nöthig, daß man Sie irgendwo hinbringt, wo Sie gepflegt werden können, Herr della Rebbia," sagte Miß

Nevil. „Ich vermag nicht mehr zu schlafen, seit ich Sie so erbärmlich daliegen sah... der Witterung preisgegeben..."

„Hätte ich nicht Ihnen zu begegnen gefürchtet, Miß Nevil, so wäre ich nach Pietranera zurückgekehrt und hätte mich als Gefangener gestellt."

„Ei! warum fürchtetest Du Dich, ihr zu begegnen, Orso?" fragte Colomba.

„Ich war Ihnen ungehorsam gewesen, Miß... und hätte Ihnen jetzt nicht unter die Augen zu treten gewagt."

„Wissen Sie, Miß Lydia, daß Sie unbedingte Gewalt über meinen Bruder haben?" sagte Colomba lachend. „Ich werde Sie verhindern, ihn zu sehen."

„Ich hoffe," antwortete Miß Nevil, „daß diese unglückselige Geschichte sich aufklären, und Sie bald nichts mehr zu fürchten haben werden.... Ich werde sehr zufrieden seyn, wenn ich mit dem Bewußtseyn scheide, daß man Ihnen Gerechtigkeit hat angedeihen lassen, und Ihre Loyalität wie Ihre Tapferkeit außer allen Zweifel gestellt ist."

„Sie scheiden, Miß Nevil? O, sprechen Sie dieses Wort noch nicht aus!"

„Es muß aber doch seyn! Mein Vater kann nicht immer jagen... er will abreisen."

Orso ließ seine Hand, welche die der Miß Lydia berührte, herabsinken und es trat eine peinliche Stille ein.

„Bah!" nahm Colomba das Wort, „wir lassen Sie noch nicht abreisen. Wir haben Ihnen noch Mancherlei in Pietranera zu zeigen... Zudem versprachen Sie mir, mein Portrait zu machen, und noch ist es nicht einmal begonnen... zudem gab ich Ihnen die Zusage, Ihnen eine S e r e n a t a in fünfundsiebzig Versen zu dichten... ferner... Doch was hat denn Brusco zu murren?... Dort kommt Brandolaccio, der ihm nachläuft... Sehen wir, was es gibt!"

Sofort stand sie auf, legte ohne Weiteres Orso's Kopf auf die Kniee der Miß Nevil und lief den Banditen zu.

Ziemlich erstaunt, sich so plötzlich unter vier Augen mit einem schönen jungen Mann mitten in einem Maquis zu befinden, ja sogar seinen Kopf auf dem Schooße zu halten, wußte Miß Nevil kaum, was sie anfangen sollte, denn falls sie sich rasch zurückzog, mußte sie fürchten, dem Verwundeten wehe zu thun. Aber Orso verließ selbst den süßen Stützpunkt, welchen ihm seine Schwester gegeben hatte, lehnte sich, aufrichtend, auf seinen rechten Arm und sagte: „Also reisen Sie bald ab, Miß Lydia? Ich hatte nie daran gedacht, daß Sie Ihren Aufenthalt in diesem Lande des Unglücks lange ausdehnen würden... und dennoch... seitdem Sie hieher gekommen sind, leide ich hundertmal mehr bei dem Gedanken, Ihnen Lebewohl sagen zu müssen... Ich bin ein armer Lieutenant... ohne Aussicht... jetzt vollends geächtet.... Welch schlimmer Augenblick, Miß Lydia, um Ihnen zu gestehen, daß ich Sie liebe... aber es ist ohne Zweifel das einzige Mal, wo ich es Ihnen gestehen kann, und mir scheint, ich sey jetzt weniger elend, da ich mein Herz erleichtert habe."

Miß Lydia wendete das Gesicht ab, als hätte die Dunkelheit ihr Erröthen nicht hinlänglich verbergen können... — „Herr della Rebbia," antwortete sie mit zitternder Stimme, „wäre ich an diesen Ort gekommen, wenn...." Und während sie sprach, legte sie in Orso's Hand den egyptischen Talisman. Dann gewann sie es mit gewaltsamer Anstrengung über sich, den ihr gewöhnlichen scherzhaften Ton wieder anzunehmen, indem sie fortfuhr: „Es ist sehr schlimm von Ihnen, Herr Orso, so zu reden... Mitten im Maquis, von Ihren Banditen umringt, wissen Sie wohl, darf ich es nicht wagen, Ihnen meinen Zorn zu zeigen."

Orso machte eine Bewegung, um die Hand zu küssen, die ihm den Talisman zurückgab, und da Miß Lydia dieselbe etwas schnell zurückzog, so verlor er das Gleichgewicht und fiel auf sei-

nen verwundeten Arm. Er konnte einen schmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken.

„Sie haben sich wehe gethan, mein Freund?“ rief sie, ihn aufhebend, aus. „Das ist mein Fehler! verzeihen Sie mir!...“ Darauf redeten beide noch eine Weile flüsternd mit einander, und zwar sehr nahe beisammen. Colomba, welche jetzt herbeistürzte, fand sie just in derselben Lage, in der sie sie verlassen hatte.

„Die Voltigeurs!“ rief sie aus. „Orso, versuch' es, Dich zu erheben und zu marschiren; ich helfe Dir.“

„Verlasset mich!“ antwortete Orso. „Heiße die Banditen sich retten... mir liegt wenig daran, gefangen zu werden; aber führe Miß Lydia hinweg! Um Gottes willen, man darf sie hier nicht erblicken!“

„Ich werde Sie nicht verlassen,“ sagte Brandolaccio, welcher Colomba auf dem Fuße nachfolgte. „Der Sergeant der Voltigeurs ist ein Pathenkind des Advokaten: statt Sie zu verhaften, wird er Sie tödten und dann behaupten, es sey nicht mit Absicht geschehen.“

Orso versuchte aufzustehen; er machte sogar einige Schritte; bald aber blieb er stehen und sagte: „Ich kann nicht gehen. Ihr Andern fliehet! Adieu, Miß Nevil! geben Sie mir die Hand zum Lebewohl!“

„Wir werden Sie nicht verlassen,“ riefen beide Frauenzimmer.

„Wenn Sie nicht gehen können,“ sagte Brandolaccio, „so muß ich Sie tragen. Auf, mein Lieutenant, ein wenig Muth! wir werden Zeit haben, uns dort hinten, den Abhang hinab, zu salviren. Der Herr Pfarrer wird die Spürnasen einstweilen beschäftigen.“

„Nein, lasset mich,“ sagte Orso, sich auf die Erde legend. „Ich beschwöre Dich bei Gott, Colomba, führe Miß Nevil weg!“

„Sie sind stark, Fräulein Colomba,“ sagte Brandolaccio;

„fassen Sie ihn um die Schultern, ich halte ihn an den Füßen: gut! vorwärts! marsch!“

Damit begannen sie ihn eiligst wegzutragen, trotz seiner Protestationen. Miß Lydia folgte ihnen und erschrack entsetzlich, als ein Flintenschuß knallte, welchen sogleich fünf bis sechs andere erwiderten. Miß Lydia stieß einen Schrei aus und Brandolaccio einen Fluch, aber er verdoppelte dabei seine Eile, und Colomba eilte, seinem Beispiel folgend, durch das Maquis, ohne sich um die Zweige, welche ihr Gesicht peitschten und das Gestrüpp, das ihr Kleid zerriß, im Mindesten zu bekümmern.

„Bücken Sie sich, bücken Sie sich, meine Theure!“ rief sie ihrer Gefährtin zu; „eine Kugel könnte Sie treffen.“ So gieng, oder vielmehr lief man ungefähr fünfhundert Schritte, als Brandolaccio erklärte, daß er nicht mehr könne, und sich, trotz der Zurufe und Scheltworte Colomba's, auf den Boden fallen ließ.

„Wo ist Miß Nevil?“ fragte Orso.

Miß Nevil, erschreckt durch die Gewehrschüsse und jeden Augenblick durch die Dichtheit des Maquis aufgehalten, hatte bald die Spur der Flüchtigen verloren und war — eine Beute der beklemmendsten Aengsten — allein zurückgeblieben.

„Sie ist im Nachzug dahinten,“ sagte Brandolaccio, „aber nicht verloren; die Frauenzimmer finden sich immer wieder. Hören Sie doch, Orf' Anton, was der Pfarrer für einen Lärm mit Ihrer Büchse macht. Unglücklicherweise sieht man keinen Stich und thut einander durch ein nächtliches Gewehrfeuer nicht viel Schaden.“

„Stille!“ rief Colomba aus; „ich höre ein Pferd; wir sind gerettet.“

In der That trabte ein in dem Maquis weidendes Pferd, das von dem Knallen der Gewehre aufgescheucht worden war, herbei in ihre Nähe.

„Wir sind gerettet!“ wiederholte Brandolaccio. Dem Pferd entgegenlaufen, es an der Mähne packen, ihm statt der Zügel

einen festen Strick in das Maul legen, war für den Banditen, welchem Colomba half, das Geschäft eines Augenblicks: „Benachrichtigen wir jetzt den Pfarrer!“ sagte er. Dann pfiff er zweimal; ein entferntes Pfeifen antwortete auf dieses Signal; und die Mantonbüchse verstummte. Jetzt sprang Brandolaccio auf das Pferd. Colomba setzte ihren Bruder vor den Banditen, der ihn mit der einen Hand festhielt und mit der andern sein Thier lenkte. Trotz seiner Doppellast lief das Pferd, gespornt durch tüchtige Fußstöße an den Bauch, leicht davon und galoppirte einen steilen Abhang hinunter, wo jedes andere als ein corsisches Roß hundertmal Hals und Bein gebrochen hätte.

Colomba kehrte jetzt wieder um, indem sie der Miß Nevil aus Leibeskräften rief; aber keine Stimme antwortete der ihrigen..... Nachdem sie eine Zeitlang auf's Gerathewohl gelaufen war, um den frühern Pfad wieder aufzufinden, begegnete sie zwei Voltigeurs, welche ihr: „wer da?“ zuriefen.

„Schon gut! ihr Herrn,“ sagte Colomba spöttisch; „ei, das ist ja ein gewaltiger Lärm. Wie viele Todte?“

„Sie waren bei den Banditen,“ sagte einer der Soldaten; „Sie sollen mit uns gehen.“

„Sehr gern,“ erwiderte sie; „aber ich habe eine Freundin hier; die müssen wir erst wieder auffinden.“

„Ihre Freundin ist schon gefangen, und Sie werden mit derselben im Gefängniß schlafen.“

„Im Gefängniß? Das wollen wir doch erst sehen! Einstweilen führet mich zu ihr.“

Die Voltigeurs führten sie jetzt in das Feldlager der Banditen, wo sie die Trophäen ihrer Expedition zusammenbrachten, d. h. den Pilone, womit Orso bedeckt war, einen alten Topf und einen vollen Wasserkrug. An demselben Orte befand sich Miß Nevil, welche, da ihr die Soldaten begegneten, halbtodt vor Furcht, auf alle Fragen über die Anzahl der Banditen und

die von denselben genommene Richtung nur mit Thränen antwortet...

Colomba warf sich in ihre Arme und raunte ihr in's Ohr: „Sie sind gerettet.“ Dann wendete sie sich an den Sergeanten der Voltigeurs: „Mein Herr, Sie sehen wohl, daß das Fräulein von dem, worüber Sie fragen, nichts weiß. Lassen Sie uns in's Dorf zurück, wo man uns mit Ungeduld erwartet.“

„Man wird Sie dahin bringen; früher, als Ihnen lieb seyn mag, Jüngferchen,“ sagte der Sergeant, „und Sie werden sich darüber zu erklären haben, was Sie um diese Stunde bei den Spitzbuben, welche entflohen sind, zu schaffen hatten. Ich weiß nicht, welche Hexerei diese Schufte anwenden, aber gewiß ist, daß sie die Mädchen bezaubern, denn wo immer es Banditen gibt, da darf man sich auch auf hübsche Mädchen gefaßt machen.“

„Sie sind artig, Herr Sergeant,“ sagte Colomba; „aber Sie werden gut thun, zweimal zu überlegen, was Sie schwatzen. Dieses Fräulein ist eine Verwandte des Präfekten, und man darf mit ihr nicht Lappalien plaudern.“

„Verwandte des Präfekten?“ munkelte ein Soldat seinem Vorgesetzten zu; „in der That, sie hat einen Hut.“

„Der Hut thut Nichts dazu,“ sagte der Sergeant. „Sie waren beide bei dem Pfarrer, dem größten Verführer im Lande, und meine Pflicht fordert, daß ich sie mitnehme. Inzwischen haben wir hier nichts mehr verloren. Ohne diesen verdammten Corporal Taupin... der Trunkenbold von einem Franzosen hat sich gezeigt, ehe ich das Maquis ganz umzingelt hatte... ohne ihn hätten wir sie wie in einem Netz gefangen.“

„Ihr seyd eurer Sieben?“ fragte Colomba. „Wisset Ihr, meine Herrn, wenn zufällig die drei Brüder Gambini, Sarocchi und Theodor Poli sich am heiligen Christinen-Kreuz mit Brandolaccio und dem Pfarrer verbänden, sie Euch tüchtig zu schaffen geben würden? Wenn Ihr indeß ein Zwiegespräch mit dem

Commandanten des Gebirgs *) führen müsset, so möchte ich nicht dabei seyn. Die Kugeln kennen bei Nacht keinen Unterschied des Geschlechts."

Die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit den furchtbaren Banditen, welche Colomba genannt hatte, schien auf die Voltigeurs Eindruck zu machen. Unter fortwährenden Verwünschungen gegen den Corporal Taupin, den Hundefranzosen, gab der Sergeant Befehl zum Rückzug, und sein Häuflein schlug den Weg nach Pietranera ein, den Topf und Pilone mit sich fortnehmend. Dem Krug machte ein Fußtritt den Garaus. Da ein Voltigeur Miß Lydia's Arm ergreifen wollte, stieß ihn Colomba sogleich zurück: „Niemand rühre sie an!" rief sie. „Glaubet Ihr, wir haben Lust zu entfliehen?... Muth, Lydia, meine Theure! stützen Sie sich auf mich und weinen Sie nicht, wie ein Kind! Es ist ein complettes Abenteuer, wird aber nicht tragisch enden; in einer halben Stunde sitzen wir beim Abendessen. Ich meinerseits sterbe vor Appetit darnach."

„Was wird man von mir denken?" sagte Miß Nevil ganz leise.

„Man wird denken, Sie haben sich in dem Maquis verirrt, und weiter nichts."

„Was wird der Herr Präfekt sagen?..... und zumeist mein Vater?"

„Der Präfekt?... Dem werden Sie antworten, er solle sich um seine Präfektur bekümmern. Ihr Vater?... Aus der Art zu schließen, wenn Sie mit Orso zusammenflüsterten, dächte ich, hätten Sie Ihrem Vater ein Geständniß abzulegen."

Miß Nevil drückte ihr den Arm, ohne zu antworten.

„Nicht wahr," sagte ihr Colomba in's Ohr, „mein Bruder verdient, daß man ihn liebt? Lieben Sie ihn nicht ein wenig?"

„Ach! Colomba," antwortete Miß Nevil, trotz ihrer Ver-

---

*) Dieß war der Titel, den Theodor Poli führte.

wirrung, mit Lächeln; „Sie haben mich verrathen, mich, die so großes Vertrauen in Sie setzte!“

Colomba umschlang sie und sagte, sie auf die Stirne küssend, sehr leise: „Liebes Schwesterchen, verzeihen Sie mir?“

„Ich muß wohl, furchtbare Schwester!“ antwortete Lydia, ihr den Kuß zurückgebend.

Der Präfekt und Staatsprocurator wohnten im Hause des Adjunkten von Pietranera, und der wegen seiner Tochter sehr besorgte Oberst kam eben zum zwanzigsten Mal, um nach ihr zu fragen, als ein von dem Sergeanten eiligst vorausgeschickter Voltigeur ihnen den Bericht von dem schauderlichen, mit den Banditen bestandenen Kampf machte, einem Kampfe, worin es freilich weder Todte, noch Verwundete gab, wobei man jedoch einen Topf, einen Pilone und zwei Mädchen erobert hatte, welch Letztere, nach seiner Behauptung, die Geliebten oder Spioninnen der Banditen seyen. So angekündigt erschienen die beiden Gefangenen inmitten ihres bewaffneten Geleites. Man kann sich Colomba's siegstrahlende Haltung, die Schaamröthe ihrer Gefährtin, die Ueberraschung des Präfekten, die Freude und das Erstaunen des Obersts kaum denken. Der königliche Procurator machte sich das boshafte Vergnügen, die arme Lydia eine Art Untersuchung bestehen zu lassen, welche erst mit einer völligen Verlegenheit der Inquisitin endigte.

„Mir scheint,“ sagte der Präfekt, „daß wir Jedermann füglich in Freiheit setzen können. Diese Fräulein befanden sich auf einem Spaziergang, — nichts natürlicher, als das, bei so gutem Wetter; durch Zufall stießen sie auf einen liebenswürdigen, verwundeten jungen Mann, abermals nichts natürlicher, als das.“ Dann nahm er Colomba bei Seite und sagte zu ihr: „Mein Fräulein, Sie können Ihren Bruder benachrichtigen, daß seine Sache besser steht, als ich hoffte. Die Untersuchung der Leichname und die Aussage des Obersts beweisen hinlänglich, daß er nur gegen einen Angriff sich vertheidigte und im

Augenblick des Kampfes allein war. Alles wird sich auf's Beste beilegen; aber er muß das Maquis schleunigst verlassen und sich vor Gericht stellen."

Es war nahe an eilf Uhr, als der Oberst, seine Tochter und Colomba sich zu einem kalt gewordenen Nachtessen niederließen. Colomba aß mit gutem Appetit, wobei sie über den Präfekten, den Staatsprocurator und die Voltigeurs spöttelte. Der Oberst aß, sprach aber kein Wort, sondern blickte immer wieder seine Tochter an, welche die Augen nicht vom Teller hob. Endlich sagte er mit sanfter, aber ernster Stimme auf englisch zu ihr:

„Lydia, Du hast Dich also mit della Rebbia versprochen?"

„Ja, mein Vater, seit heute," antwortete sie erröthend, aber mit fester Stimme.

Dann schlug sie die Augen auf, und da sie im Gesicht ihres Vaters nicht das geringste Zeichen von Zorn bemerkte, warf sie sich in seine Arme und küßte ihn, wie es wohlgezogene Töchter bei ähnlichen Gelegenheiten machen.

„Nun, meinetwegen," sagte der Oberst; „es ist ein wackerer Junge; aber, bei Gott! wir werden nicht in seinem Teufelsland bleiben! sonst verweigere ich meine Einwilligung."

„Ich verstehe nicht englisch," sagte Colomba, welche sie mit äußerster Neugierde betrachtete; „aber ich wette, daß ich den Inhalt des Gesprächs errathe."

„Wir sagen," antwortete der Oberst, „daß wir Sie auf eine Reise in Irland mitnehmen werden."

„Ja, recht gern, und ich werde die surella Colomba seyn. Gilt's, Herr Oberst? Schlagen wir ein?

„In diesem Fall küßt man sich," erwiderte der Oberst.

XX.

Einige Monate nach dem Doppelschuß, welcher die Gemeinde Pietranera in Bestürzung versetzte (Zeitungs-Styl), ritt ein jun-

ger Mann, den linken Arm in der Schlinge, an einem schönen Nachmittag von Bastia heraus und nahm seine Richtung nach dem Dorfe Cardo, das durch seine Quelle berühmt ist, welche zur Sommerzeit den Feinschmeckern der Stadt ein köstliches Wasser spendet. Ein schlank und hoch gewachsenes, ausgezeichnet schönes Fräulein begleitete ihn auf einem schwarzen Pferd, dessen Kraft und zierliche Formen der Kenner bewundert hätte, das aber zum Unstern ein aufgeschlitztes Ohr trug. Im Dorfe schwang sich das Fräulein leicht vom Sattel, half ihrem Begleiter absteigen und knüpfte die ziemlich schweren Satteltaschen los. Die Pferde wurden der Obhut eines Bauern anvertraut, und das mit den Satteltaschen, die sie unter ihrem Mezzaro barg, beladene Fräulein schlug mit dem jungen Mann, der eine Doppelbüchse trug, den Weg in's Gebirge ein. Der Pfad war rauh und schien zu keiner benachbarten Wohnung zu führen. Auf einer höheren Stufe des Berges Quercio angelangt, machten sie Halt und ließen sich Beide im Moose nieder. Sie schienen Jemand zu erwarten, denn sie wendeten die Augen an Einem fort nach dem Gebirge, und das Fräulein sah fleißig auf eine schöne goldene Uhr, vielleicht ebenso begierig, ein Kleinod, das erst seit kurzer Zeit in ihrem Besitz zu seyn schien, zu betrachten, als den Stundenzeiger zu befragen, ob der Augenblick eines ausgemachten Stelldicheins noch nicht gekommen sey. Indeß brauchten sie nicht lange zu warten. Ein Hund sprang aus dem Maquis, und auf den Ruf: Brusco, von Seiten des Fräuleins, rannte er herbei, ihnen seine Freude zu bezeugen. Gleich darauf erschienen zwei bärtige Männer, das Gewehr im Arm, die Patrontasche im Gürtel und das Pistol an der Hüfte. Ihre zerrissenen und verflickten Kleider stachen gewaltig gegen ihre glänzenden, aus einer berühmten Fabrik des Festlands kommenden Waffen ab. Trotz der offenbaren Ungleichheit ihrer Lage und Verhältnisse begrüßten sich doch die vier Personen dieser Scene vertraulich, wie alte Freunde.

„Wohlan! Orf' Anton!" sagte der ältere Bandit zu dem jungen Mann, „Ihre Sache ist jetzt im Reinen. Beschluß: Sie nicht in Anklagestand zu versetzen. Mache meinen Glückwunsch. Bedaure dabei, daß der Advokat nicht mehr auf der Insel ist, um ihn darüber rasend zu sehen. Und Ihr Arm? . . ."

„In vierzehn Tagen, sagt man mir, werde ich ihn ohne Schlinge tragen können. — Mein wackerer Brando, morgen reise ich nach Italien ab, und wollte Dir, so wie auch dem Herrn Pfarrer noch Adieu sagen. Deßhalb ersuchte ich Euch, hieher zu kommen."

„Sie eilen sehr," bemerkte Brandolaccio; „gestern freigesprochen, morgen schon abgereist!"

„Man hat Geschäfte," sagte das Fräulein heiter. „Meine Herrn, ich habe Ihnen zu essen gebracht. Prosit die Mahlzeit, und vergesset meinen Freund Brusco nicht!"

„Sie verderben den Brusco, Fräulein Colomba; aber er ist dankbar. Sie sollen sehen!" Dann rief er, sein Gewehr wagerecht ausstreckend: „Huida, Brusco, springe für die Barricini!" Der Hund blieb unbeweglich, leckte sich die Schnauze und betrachtete seinen Herrn. — „Springe für die della Rebbia!" Und er sprang zwei Fuß höher, als nöthig.

„Höret, meine Freunde," sagte Orso, „Ihr treibet ein schlechtes Handwerk; und wenn Euer Unstern nicht will, daß ihr Eure Laufbahn auf dem Platze da drunten*) beschließet, so bleibt Eure beste Aussicht, in dem Maquis durch die Kugel eines Gendarmen zu fallen."

„Wohlan!" sagte Castriconi, „das ist ein Tod, wie ein anderer, und noch mehr werth, als das Fieber, das Euch im Bette umbringt, mitten unter dem mehr oder minder aufrichtigen Gewinsel Eurer Erben. Wenn man, so wie wir, die freie Luft gewöhnt ist, so geht nichts über einen Tod in Schuh und Strümpfen, wie unser Sprüchwort sagt."

*) Er deutete auf den Executions-Platz in Bastia.

„Ich wünschte," fuhr Orso fort, „daß Ihr dieses Land verließet... und ein ruhiges Leben führtet. Zum Beispiel, warum solltet Ihr Euch nicht in Sardinien niederlassen, wie mehrere eurer Kameraden es gethan? Ich könnte Euch dazu behülflich seyn."

„In Sardinien!" schriee Brandolaccio. „Istos Sardos! Hole sie der Teufel mit ihrem Kauderwälsch. Das ist eine zu schlechte Gesellschaft für uns."

„Es läßt sich nicht mit Anstand leben in Sardinien," fügte der Pfarrer bei. „Ich meines Theils verachte die Sarden. Um die Banditen zu jagen, haben sie eine berittene Miliz; da sind die Banditen und das Land gleich abgeschmackt. Pfui über Sardinien! Eines nur setzt mich in Erstaunen, Herr della Rebbia, daß Sie, ein Mann von Geschmack und Wissenschaft, unser Leben in den Maquis nicht zu dem Ihrigen machten, da Sie es doch einmal gekostet haben!"

Orso erwiderte lächelnd: „Als ich das Vergnügen hatte, Euer Tischgenosse zu seyn, war ich nicht wohl im Stande, die Reize Eurer Lage zu würdigen, und noch schmerzen mich die Rippen, wenn ich mich an den Ritt erinnere, den ich in einer schönen Nacht machte, quer, wie ein Sack, über ein sattelloses Pferd gelegt, das mein Freund Brandolaccio leitete."

„Und das Vergnügen, der Verfolgung zu entgehen," fiel Castriconi ein, rechnen Sie für nichts? Wie können Sie unempfindlich bleiben für die Seligkeit einer unumschränkten Freiheit unter einem milden Himmel, wie der unsrige? Mit diesem Respectmacher (dabei schlug er an sein Gewehr) ist man König überall, so weit die Kugel reicht. Man regiert, man steuert dem Unrecht... Das ist eine sehr moralische Unterhaltung, mein Herr! und dabei eine sehr angenehme, die wir uns nicht versagen. Gibt es ein schöneres Leben, als das eines irrenden Ritters, wenn man besser bewaffnet und gescheidter ist, als Don Quixote? Hören Sie! eines Tags erfuhr ich, daß der Oheim

der kleinen Lilla Luigi, der alte Spitzbube, ihr keine Mitgift geben wollte; ich schrieb ihm ohne Drohungen, das ist nicht meine Manier; wohlan! der Mann gieng sogleich in sich, und verheirathete seine Nichte. Ich habe zwei Personen glücklich gemacht. Glauben Sie mir, Herr Orso, es gibt nichts Unvergleichlicheres, als das Leben eines Banditen? Bah! Sie würden vielleicht Einer der Unsrigen ohne eine gewisse Engländerin, die ich nur einen Augenblick sah, von der aber Jedermann in Bastia mit Bewunderung spricht."

„Meine künftige Schwägerin liebt das Maquis nicht," sagte Colomba lachend, „sie fürchtet sich allzusehr."

„Nun denn," sagte Orso, „Ihr wollet hier bleiben? Es sey! Redet, kann ich Euch einen Gefallen erweisen?"

„Keinen, als — daß Sie uns in gutem Andenken behalten. Wir sind bereits zu tief in Ihrer Schuld. Da ist Chilina, die jetzt eine Ausstattung hat, und zu einer guten Versorgung nichts mehr braucht, als Empfehlungsbriefe ohne Drohung von meinem Freund Pfarrer. Wir wissen, daß Ihr Pächter uns Brod und Pulver geben wird, wenn wir dessen bedürftig sind: also, Adieu! Ich hoffe Sie noch einmal in Corsika wieder zu sehen."

„In dringenden Augenblicken," sagte Orso, „kommen einige Stücke Goldes Einem oft sehr zu Statten. Jetzt, da wir alte Bekanntschaften sind, werdet Ihr mir diese kleine Patrone, die Euch zur Anschaffung anderer dienen kann, nicht ausschlagen."

„Kein Geld zwischen uns, Lieutenant!" sagte Brandolaccio mit entschlossenem Ton.

„Das Geld macht Alles in der Welt," sagte Castriconi; „aber in dem Maquis gilt nur ein tapferes Herz und ein Gewehr, das nicht versagt."

„Ich möchte Euch nicht verlassen," fuhr Orso fort, „ohne Euch ein Andenken zu hinterlassen. Denk' einmal nach, Brando, was kann ich Dir geben?"

Der Bandit kratzte sich den Kopf, und sagte mit einem Seitenblick auf Orso's Büchse:

„Alle Wetter, mein Lieutenant,... wenn ich es wagen dürfte ... aber nein, Sie halten zu sehr darauf."

„Wovon redest Du?"

„Von ... nichts ... es geht nicht ... Ich müßte auch noch wissen, wie man sich derselben bedient. Immer will mir der Doppeltreffer mit einer einzigen Hand nicht aus dem Kopf ... Oh! das kommt nicht zweimal vor."

„Du wünschest diese Büchse? ... Ich brachte sie Dir mit; aber bediene Dich derselben so wenig als möglich!"

„Oh! Ich verspreche Ihnen, mich ihrer nicht zu bedienen wie Sie! Aber das dürfen Sie fest glauben, wenn sie einmal ein Anderer hat, dann ist Brando Savelli den Weg alles Fleisches gegangen."

„Und Sie, Castriconi, was gebe ich Ihnen?"

„Da Sie mir nun einmal durchaus ein materielles Andenken an Sie hinterlassen wollen, so bitte ich ohne Weiteres um einen Horaz vom kleinsten Taschenformat. Das wird mich unterhalten und davor bewahren, daß ich mein Latein vergesse. Es ist eine kleine Cigarrenverkäuferin in Bastia, die wird mir ihn einhändigen."

„Sie sollen einen Elzevir haben, mein Gelehrter! unter den Büchern, die ich mitnehmen wollte, befindet sich just ein ein solcher. — Wohlan denn, meine Freunde, es muß geschieden seyn. Einen Händedruck! Denket Ihr einmal an Sardinien, so schreibt mir! Der Advokat N. wird Euch meine Adresse auf dem Festland geben."

„Mein Lieutenant," sagte Brando, „morgen, wenn Sie außerhalb des Hafens sind, blicken Sie nach dem Gebirge her, auf diesen Platz; wir werden hier seyn und Ihnen mit dem Taschentuch zuwinken!"

Damit trennten sie sich. Orso und seine Schwester schlugen den Weg nach Cardo ein, und die Banditen den Fußpfad zum Gebirge.

XXI.

An einem schönen Maimorgen fuhren der Oberst Sir Thomas Nevil, seine erst seit ein paar Tagen vermählte Tochter, Orso und Colomba in einer Kalesche aus der Stadt Pisa, um eine erst neu entdeckte, unterirdische, etruskische Gruft zu besuchen, welche alle Fremden in Augenschein nahmen. In's Innere hinabgestiegen, nahmen Orso und seine Frau ihre Stifte zur Hand und begannen die darin befindlichen Malereien abzuzeichnen. Der Oberst und Colomba dagegen, beide ziemlich gleichgültig gegen archäologische Studien, ließen sie allein und ergiengen sich in der Umgegend.

„Meine theure Colomba," sagte der Oberst, „wir werden wieder nicht zu rechter Zeit nach Pisa zu unserem luncheon zurückkommen. Haben Sie keinen Hunger? Orso und seine Frau haben sich da in ihre Alterthümer vertieft; wenn sie miteinander zu zeichnen anfangen, können sie nicht mehr aufhören."

„Ja," sagte Colomba, „und doch bringen sie keinen Strich von einer Zeichnung mit."

„Mein Rath wäre," fuhr der Oberst fort, „wir giengen dort hinab in den kleinen Pächterhof. Wir werden daselbst Brod, vielleicht Aleatico und wer weiß? sogar Sahne und Erdbeeren finden, wobei wir dann unsere Zeichner mit Geduld abzuwarten im Stande sind."

„Sie haben Recht, Oberst! Sie und ich, die beiden gesetzten Leute im Haus, würden groß Unrecht thun, uns zu Märtyrern dieses Liebespärchens zu machen, das nur von Poesie lebt. Geben Sie mir den Arm. Nicht wahr, ich bilde mich? Ich nehme den Arm, ich bediene mich modischer Hüte und Kleider;

ich habe kostbare Kleinigkeiten an mir; ich lerne, Gott weiß, wie viele schöne Sachen; kurz ich bin durchaus keine Halbwilde mehr. Sehen Sie doch, mit welcher Grazie ich diesen Shawl trage.... Jener Blondling, d. h. der Offizier, welcher bei der Hochzeit war.... du lieber Himmel! ich kann seinen Namen nicht behalten; ein langes, frisirtes Wesen, das ich mit einem Faustſtoß auf die Erde werfen könnte..."

„Chatworth," fiel der Oberst ein.

„Richtig! aber aussprechen werde ich das nie... Der also ist rasend in mich verliebt."

„Ei! Colomba! Sie werden sehr kokett... in Kurzem werden wir eine zweite Hochzeit erleben."

„Ich? heirathen? Und wer sollte dann meinen Neffen aufziehen... wenn mir Orso Einen gibt? wer sollte ihn korsisch sprechen lernen?... Ja, er muß korsisch lernen, und ich werde ihm eine Spitzenmütze verfertigen, daß Sie toll darob werden."

„Warten wir erst diesen Neffen ab; dann mögen Sie ihn mit dem Stilett spielen lehren, wenn Ihnen das gut däucht."

„Adieu Stilette!" rief Colomba heiter; „jetzt habe ich einen Fächer, um Sie auf die Finger zu klopfen, wenn Sie über mein Vaterland raisonniren."

So schwatzend, traten sie in die Pächterwohnung, wo sie Wein, Erdbeeren und Sahne fanden. Colomba half der Pächterin Erdbeeren pflücken, während der Oberst Aleatico trank. Beim Umbiegen in einem Gartengang bemerkte Colomba einen Greis, der, wie es schien, krank war und auf einem Strohsessel in der Sonne saß; er hatte gefurchte Wangen und hohle Augen; seiner entsetzlichen Hagerkeit, seiner Unbeweglichkeit, seiner Blässe, seines starren Blickes wegen glich er eher einem Leichnam, als einem lebenden Wesen. Mehrere Minuten lang betrachtete ihn Colomba mit so auffallender Neugierde, daß sie die Aufmerksamkeit der Pächterin erregte. — „Dieser arme Greis," sagte Letztere, „ist einer Ihrer Landsmänner, „denn ich merke an Ihrer

Sprache wohl, daß Sie eine Corsin sind, mein Fräulein. Er hatte Unglück zu Hause. Seine Kinder kamen auf schreckliche Weise um. Man sagt... ich bitte um Vergebung, mein Fräulein... Ihre Landsleute seyen nicht zart in ihren Feindschaften. Hernach also kam dieser arme, einsam gebliebene Herr nach Pisa zu einer entfernten Base, welcher dieser Hof gehört. Der gute Mann ist ein wenig verrückt.... vor Kummer und Elend; das war für Madame, welche Gesellschaften gibt, unangenehm; deßhalb hat sie ihn hieher geschickt; er ist sehr sanft und gut zu haben; er redet keine drei Worte des Tags. Er ist eben, wie gesagt, nicht recht bei Trost. Der Arzt spricht alle Wochen ein; er sagt, es könne nicht lang dauern."

„Ah! er muß sterben?" rief Colomba. „In seiner Lage ist das ein Glück für ihn."

„Sie sollten ein wenig Corsisch mit ihm reden, Fräulein! Das brächte ihn vielleicht wieder etwas in's Geleise, wenn er die Sprache seines Volkes hörte."

„Wir sollen sehen," sagte Colomba mit ironischem Lächeln; damit trat sie auf den Greis zu, bis ihr Schatten ihm die Sonne entzog. Jetzt hob der arme Blödsinnige den Kopf und sah Colomba fest an, wie auch sie, immer lächelnd, ihn. Nach einer Sekunde fuhr der Greis an die Stirne und schloß die Augen, als wollte er dem Blicke Colomba's entgehen. Dann öffnete er sie wieder, aber sperrangelweit; seine Lippen zitterten, er wollte die Hände ausstrecken; doch verzaubert durch Colomba blieb er wie angenagelt auf seinem Stuhl, außer Stands, sich zu rühren oder zu sprechen. Endlich flossen dicke Thränen aus seinen Augen und einige Seufzer entrangen sich seiner Brust.

„Es ist das erste Mal, daß ich ihn so sehe," sagte die Pächterin. — „Das Fräulein ist eine Dame aus Ihrem Land; sie kam auf Besuch zu Ihnen," sagte sie zu dem Greisen.

„Gnade!" schrie dieser mit kreischender Stimme; „Gnade! bist Du noch nicht zufrieden? Jenes Blatt... das ich verbrannt

hatte ... wie machtest Du's, um es zu lesen? ... Aber warum alle Beide? ... Orlanduccio, gegen ihn hast Du nichts lesen können ... Du mußtest mir Einen lassen ... einen einzigen ... den Orlanduccio ... seinen Namen hast Du nicht gelesen ..."

„Ich brauchte alle beide," sagte Colomba mit gedämpfter Stimme in corsischer Mundart zu ihm. „Die Aeste sind abgehauen; und wäre die Wurzel nicht schon faul gewesen, so hätte ich sie ausgerissen. Geh, klage nicht! Du hast nicht lange zu leiden. Ich duldete zwei Jahre!

Der Greis stieß einen Schrei aus, und sein Kopf fiel auf seine Brust herab. Colomba wendete ihm den Rücken und gieng mit langsamen Schritten nach dem Hause zurück, indem sie einige halb verständliche Worte aus einer Ballata sang: „Ich bedarf der Hand, die geschossen, des Auges, das gezielt, und des Herzens, das ersonnen hat ..."

Während die Pächterin dem Greis zu Hülfe eilte, nahm Colomba mit hochrothen Wangen und funkelnden Augen dem Oberst gegenüber am Tische Platz.

„Was haben Sie doch?" fragte dieser; „Sie sehen jetzt gerade wieder so aus, wie damals zu Pietranera, als man uns bei dem Mittagessen Kugeln zum Fenster hereinschickte."

„Erinnerungen an Corsika sind mir wieder durch den Kopf gefahren. Jetzt ist's aber vorbei. Nicht wahr, ich werde Pathin seyn? Oh! welch' schöne Namen werd' ich ihm geben: **Ghilfaccio — Tomaso — Orso — Leone.**"

In diesem Augenblick trat die Pächtersfrau wieder ein.

„Nun?" fragte Colomba mit großer Kaltblütigkeit: „ist er todt, oder nur ohnmächtig?"

„Es war nur vorübergehend; aber seltsam ist's, welchen Eindruck Ihr Anblick auf ihn gemacht hat!"

„Und der Arzt sagt, er könne es nicht lang mehr treiben?"

„Vielleicht nicht einmal mehr zwei Monate."

„Da ist nicht viel verloren," bemerkte Colomba.

„Von wem Teufels redet Ihr?“ fragte der Oberst.

„Von einem Blödsinnigen aus meinem Vaterland,“ sagte Colomba mit gleichgültiger Miene, „der sich hier in Pension befindet. Ich werde von Zeit zu Zeit Nachrichten über seinen Zustand einziehen. Aber, Oberst Nevil, lassen Sie doch auch Erdbeeren für Lydia und meinen Bruder übrig!“

Als Colomba den Pachthof verließ, um wieder in die Kalesche zu steigen, folgte die Pächterin ihr eine Zeitlang mit den Augen, dann sagte sie zu ihrer Tochter:

„Siehst Du dort jenes Fräulein, das so schön ist? Je nun, ich weiß gewiß, daß es den bösen Blick besitzt!“

Mosaik.

Gesammelte Erzählungen, Novellen und Skizzen.

Die Erscheinung Karl's XI.

Man bespöttelt den Glauben an übernatürliche Geschichten und Erscheinungen. Einige davon sind jedoch durch so sichere Zeugnisse verbürgt, daß man eben so gut jeden historischen Beweis verwerfen könnte, als denjenigen, der für solche Visionen geführt wird.

Ein in letzter Form ausgestelltes Aktenstück, unterzeichnet mit den ächten Namenszügen von vier glaubwürdigen Männern, bestätigt die Wahrheit der Thatsache, welche ich zu erzählen im Begriff bin. Ich muß noch beifügen, daß die in dem Aktenstück enthaltene Weissagung längst bekannt und veröffentlicht war, ehe die am Ende des vorigen Jahrhunderts eingetroffenen Ereignisse die Erfüllung derselben mit sich brachten.

Karl XI., Vater des berühmten Karl's XII., war einer der herrschsüchtigsten, aber auch einer der weisesten Monarchen, welche Schweden gehabt hat. Er schränkte die ungeheuren Vorrechte des Adels ein, vernichtete die Macht des Senats und machte Gesetze aus eigener Gewaltfülle; mit einem Wort, er veränderte die oligarchische Landesverfassung, welche vor ihm gegolten, und zwang die Stände, ihm eine absolute Herrschaft zu übertragen. Sonst war Karl XI. ein aufgeklärter, tapferer, der lutherischen Religion ganz ergebener Mann von unbeugsamem, rein praktischem Charakter, dem die Einbildungskraft gänzlich mangelte.

Er hatte kaum erst seine Gemahlin Ulrike Eleonore verloren. Obgleich, wie man behauptet, die Härte, womit er diese

Prinzessin behandelt, ihren Tod beschleunigt hatte, so hegte er doch Achtung für sie und war von ihrem Hinscheiden sichtlich tiefer ergriffen, als man von einem so trockenen Herzen, wie das seinige, erwarten durfte. Seit diesem Ereigniß wurde er noch düsterer und schweigsamer als zuvor, und arbeitete mit so unermüdlicher Anstrengung, daß man wohl merken konnte, er fühle ein gebieterisches Bedürfniß, peinliche Vorstellungen damit aus seinem Geiste zu verbannen.

An dem späten Abend eines Herbsttages saß er im Schlafrock und Pantoffeln vor einem starken Kaminfeuer in seinem Kabinet im Schlosse zu Stockholm. Um ihn waren: sein Kammerherr, der Graf Brahe, ein Liebling von ihm, der Leibarzt Baumgarten, welcher, gelegentlich gesagt, den starken Geist spielte und Alles bezweifelt wissen wollte, außer der Medizin. Dieser war an diesem Abend wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu dem Könige berufen worden.

Man blieb sehr lange auf, und der König machte, gegen seine Gewohnheit, den beiden Hofleuten durch keinen „guten Abend!" bemerklich, daß es Zeit sey, sich zurückzuziehen. Mit gesenktem Haupte die glühenden Kohlen anstarrend, beobachtete er ein tiefes Stillschweigen; seine Gesellschaft langweilte ihn offenbar, und daher fürchtete er, unwissend warum, allein zu bleiben. Der Graf Brahe merkte wohl, daß seine Gegenwart nicht sehr angenehm sey, und hatte deßhalb schon mehrmals die Besorgniß ausgedrückt, Se. Majestät möchte um ihre Nachtruhe kommen: aber durch einen Wink des Königs war er immer wieder auf seinem Platze zurückgehalten worden. Der Leibarzt seinerseits redete von den schädlichen Folgen durchwachter Nächte für die Gesundheit; Karl jedoch murmelte zwischen den Zähnen: „Bleibet! ich habe noch keine Lust zu schlafen."

Jetzt versuchte man es mit mehreren Unterhaltungsgegenständen, die sich indeß in zwei bis drei Redensarten jedesmal erschöpften. Es lag am Tage, daß der König in einer seiner

schwarzen Launen war; und in solchen Fällen ist die Lage eines Höflings nicht eben die beneidenswertheste. Der Graf Brahe vermuthete, die Traurigkeit seines Herrn habe ihre Quelle in dem Kummer über den Verlust seiner Gemahlin, so betrachtete er eine Weile das im Kabinet hängende Bildniß der Königin und rief dann mit einem schweren Seufzer: „Wie ähnlich ist doch dieses Bild! Das sind ganz jene zugleich so majestätischen und sanften Züge!...“

„Bah!“ erwiderte barsch der König, welcher einen Vorwurf zu hören glaubte, so oft man den Namen der Königin vor ihm aussprach: „Bah! Dieß Portrait ist geschmeichelt! Die Königin war häßlich!“ Dann betrübte ihn im Innern seine eigene Härte, er stand auf und gieng im Zimmer auf und ab, um eine Bewegung, über die er erröthete, zu verbergen. Vor dem Fenster nach dem Schloßhof blieb er stehen. Die Nacht war düster und der Mond im ersten Viertel.

Der Palast, wo jetzt die Könige von Schweden residiren, war damals noch nicht vollendet, und Karl XI., der dessen Erbauung angefangen hatte, wohnte noch in dem alten Schloß auf der Spitze des Riddarholms mit der Aussicht auf den Mälar-See. Dies ist ein großes, hufeisenförmiges Gebäude. Das Kabinet des Königs befand sich an einem der beiden Enden, und beinahe gegenüber war der große Saal, wo sich die Stände versammelten, wenn sie eine Mittheilung von Seiten der Krone erhalten sollten.

Die Fenster dieses Saals schienen in diesem Augenblicke von einem strahlenden Lichte erhellt. Das schien dem Könige seltsam. Anfangs stellte er sich vor, diese Beleuchtung sey das Werk eines dort anwesenden Dieners. Aber was hatte ein solcher in einem Saale zu schaffen, der seit langer Zeit nicht aufgeschlossen worden war? Zudem war das Licht zu helle, um nur von einer Kerze zu stammen. Man hätte es einem Brand zuschreiben können; aber man sah keinen Rauch, die Fenster

waren nicht gesprungen, kein Knistern ließ sich vernehmen; Alles wies vielmehr auf eine Beleuchtung hin.

Karl betrachtete diese Fenster eine Zeit lang, ohne zu reden. Einstweilen faßte der Graf Brahe die Schnur einer Klingel und wollte einem Pagen läuten, um sich nach der Ursache dieser sonderbaren Helle erkundigen zu lassen; aber der König hielt seine Hand, indem er sagte: „Ich will selbst nach diesem Saal gehen." Bei diesen Worten sah man ihn erblassen, und seine Miene hatte den Ausdruck einer Art ehrfurchtsvollen Schreckens. Dennoch gieng er mit festem Schritte hinaus; der Kammerherr und der Leibarzt folgten ihm, jeder mit einer angebrannten Kerze in der Hand.

Der Thürhüter, welcher die Schlüssel in Verwahrung hatte, war bereits zu Bett gegangen. Baumgarten weckte ihn und befahl ihm im Namen des Königs, augenblicklich die Thüren des Ständesaals zu öffnen. Groß war das Erstaunen dieses Mannes über den unerwarteten Befehl; er kleidete sich alsbald an und eilte mit seinem Schlüsselbunde zu dem König: dann öffnete er zuerst eine Gallerie, welche als Vorzimmer des Ständesaals diente. Der König trat ein; aber wie sehr erstaunte er, da er die Wände ganz schwarz verhängt sah!

„Wer befahl diesen Vorsaal schwarz auszuschlagen?" fragte der Monarch mit zorniger Stimme. — „Niemand, daß ich wüßte, Sire," antwortete der bestürzte Thürhüter. „Und das letzte Mal, daß ich die Gallerie kehren ließ, war sie mit Eichenholz getäfert, wie immer... Gewiß, diese Vorhänge kommen nicht aus dem Möbelmagazin Eurer Majestät." Und schon hatte der König, welcher mit eiligen Schritten vorwärts gieng, mehr als zwei Drittel der Gallerie durchlaufen. Der Graf und der Pförtner folgten ihm auf dem Fuß; der Leibarzt Baumgarten war ein wenig zurück, unschlüssig aus Furcht, allein zu bleiben, oder sich einem Abenteuer auszusetzen, das in so seltsamer Weise sich ankündigte.

„Gehen Sie nicht weiter, Sire!“ rief der Thürhüter. „Bei meiner Seele, da ist Zauberei im Spiel. Um diese Stunde... seit dem Tode der Königin, Ihrer allergnädigsten Gemahlin... sagt man, sie gehe in dieser Gallerie um... Gott beschütze uns!“

„Halten Sie inne, Sire,“ rief nun auch der Graf. „Hören Sie nicht den Lärm, der aus dem Ständesaal dringt? Wer weiß, welchen Gefahren sich Ew. Majestät aussetzen.“

„Sire,“ sagte Baumgarten, dessen Kerze ein Luftzug ausgelöscht hatte, „erlauben Sie wenigstens, daß ich eine Abtheilung ihrer Trabanten hole!“

„Treten wir ein!“ sprach der König mit fester Stimme, indem er vor der Thüre des großen Saals stehen blieb; „und Du, Pförtner, öffne schnell diese Thüre!“ Dabei stieß er sie mit dem Fuße an, und das Geräusch des Stoßes erscholl, von dem Echo wiederholt, in der Gallerie gleich einem Kanonenschuß.

Der Thürhüter zitterte so stark, daß sein Schlüssel am Schlosse hin- und herklapperte, denn er war unvermögend, denselben hineinzustecken. „Ein alter Soldat, der zittert?“ sagte Karl achselzuckend. „Wohlan, Graf, öffnen Sie uns diese Thüre!“

„Sire,“ antwortete der Graf, einen Schritt zurücktretend, „Eure Majestät wollen mir befehlen, gegen die Mündung einer dänischen oder deutschen Kanone zu marschiren, und ich werde ohne Zaudern gehorchen; aber Sie verlangen, daß ich der Hölle Trotz biete!“

Da riß der König die Schlüssel aus der Hand des Pförtners und sagte mit verächtlichem Ton: „Ich sehe wohl, daß das meine Sache allein ist!“ und ehe ihn seine Begleiter daran hindern konnten, hatte er die dicke Eichenthüre aufgeschlossen und war in den großen Saal mit den Worten eingetreten: „Unter dem Beistand Gottes!“ Seine drei Begleiter giengen aus einer die Furcht besiegenden Neugierde, vielleicht auch aus Schaam, ihren König zu verlassen, mit ihm hinein.

Der große Saal war durch eine zahllose Menge von Wachskerzen erleuchtet. Schwarze Tapeten nahmen die Stelle der alten, mit Bildern bemalten ein. Längs den Wänden hin sah man in gewöhnlicher Ordnung deutsche, dänische oder moskowitische Fahnen, die Trophäen der Soldaten Gustav Adolph's aufgestellt. In der Mitte unterschied man deutlich die schwedischen Banner, welche mit schwarzem Flor verhängt waren.

Eine unermeßliche Versammlung füllte die Bänke. Die vier Stände des Staats: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, saßen jeder in seiner Reihe. Alle waren schwarz gekleidet; und diese Menge von Menschengesichtern, welche auf dem schwarzen Grunde zu strahlen schienen, verblendeten die Augen so sehr, daß keiner der vier Zeugen dieser außerordentlichen Scene ein bekanntes Antlitz unter der Masse herausfinden konnte. So sieht ein dem Publikum gegenüberstehender Schauspieler nur ein verworrenes Gewimmel, darin er kein einziges Individuum zu unterscheiden vermag.

Auf dem erhöhten Throne, auf welchem der König zu der Versammlung zu sprechen gewohnt war, sahen sie einen blutigen, mit den Insignien der Königswürde bekleideten Leichnam. Rechts von diesem hielt ein aufrechtstehendes Kind, mit der Krone auf dem Kopf, ein Scepter in der Hand. Links von demselben lehnte sich ein bejahrter Mann, oder vielmehr ein anderes Phantom, an den Thron. Er war mit dem Prunkmantel angethan, den die alten Administratoren Schwedens trugen, ehe Wasa ein Königreich daraus gemacht hatte. Vor dem Thron saßen mehrere Personen von ernster und würdiger Haltung, in lange Mäntel gehüllt, in richterlicher Funktion vor einer Tafel, auf welcher man große Foliobände und einige Urkunden bemerkte. Zwischen dem Thron und den Bänken der Versammlung befand sich ein mit schwarzem Flor bedeckter Block, und ein Beil lag auf demselben.

Niemand in dieser übernatürlichen Versammlung hatte das

Ansehen, als bemerke er die Gegenwart Karl's und seiner drei Begleiter. Bei ihrem Eintritt hörten sie zuerst nur ein verworrenes Gemurmel, aus welchem heraus sich keine artikulirten Worte fassen ließen; dann erhob sich der älteste der Richter, welcher die Präsidentenstelle einnahm, und schlug dreimal auf einen vor ihm liegenden Folioband. Augenblicklich erfolgte eine tiefe Stille. Jetzt traten einige junge Männer von gutem Aussehen, reich gekleidet und die Hände auf den Rücken gebunden, in den Saal zur entgegengesetzten Thüre von derjenigen ein, welche Karl **XI.** so eben geöffnet hatte.

Sie schritten mit hohem Haupte und zuverlässiger Miene einher. Hinter ihnen hielt ein starker Mann mit braunledernem Wams angethan das Ende der Stricke, womit ihre Hände gebunden waren. Der Vorangehende, welcher der wichtigste von den Gefangenen schien, blieb mitten im Saale vor dem Blocke stehen, den er mit stolzer Verachtung betrachtete. Zu gleicher Zeit schien der Leichnam in convulsivischer Bewegung zu zittern, und ein frisches und rothes Blut floß aus seiner Wunde. Der junge Mann kniete nieder und legte das Haupt auf den Block; das Beil blinkte in der Luft und fiel alsbald mit Geräusch nieder. Ein Blutstrom sprang auf die Thronesstufen und vermischte sich mit dem des Leichnams; der Kopf aber rollte über und über auf dem gerötheten Boden bis zu Karl's Füßen hin, die er mit Blut befleckte.

Bis zu diesem Augenblick hin hatte ihn das Erstaunen stumm gemacht; aber bei einem so entsetzlichen Schauspiel „löste sich seine Zunge;" er that einige Schritte gegen die Stufen des Thrones, wendete sich an die mit dem Administrator-Mantel bekleidete Gestalt und sprach kühn die wohlbekannte Formel: „Wenn Du von Gott bist, so rede! bist Du von dem Andern, so lasse uns im Frieden!"

Das Phantom antwortete ihm langsam mit feierlichem Ton: „**König Karl!** dieses Blut wird nicht unter

Deiner Regierung fließen... (hier wurde die Stimme weniger deutlich), aber fünf Regierungen später... Wehe, wehe, wehe dem Blut Wasa's!"

Sofort begannen die Gestalten der zahlreichen Mitglieder dieser erstaunenswerthen Versammlung unbestimmter zu werden und glichen nur noch gefärbten Schatten; bald verschwanden sie plötzlich; die gespenstischen Kerzen erloschen, und die von Karl und seinem Gefolge erhellten nur noch die alten, vom Winde leicht bewegten Tapeten. Eine Zeit lang hörte man noch ein ziemlich melodisches Geräusch, das einer der Zeugen mit dem Gesäusel des Windes in den Blättern, und ein anderer mit dem verhallenden Ton einer gesprungenen Harfenseite verglich. Alle stimmten über die Dauer der Erscheinung ein, welche sie auf zehn Minuten schätzten.

Die schwarzen Vorhänge, das abgeschlagene Haupt, die Blutströme, welche den Estrich benetzten, Alles war mit den Phantomen verschwunden; nur der Pantoffel Karl's **XI.** behielt einen rothen Fleck, welcher allein im Stande gewesen wäre, ihn an die Scenen jener Nacht zu erinnern, wären sie auch nicht tief genug in sein Gedächtniß gegraben gewesen.

In sein Kabinet zurückgekehrt, ließ der König einen Bericht von dem, was er gesehen, niederschreiben und von seinen Begleitern unterzeichnen, was er selber gleichfalls that. Welche Vorsicht man auch anwenden mochte, um den Inhalt dem Publikum zu verbergen, so wurde derselbe doch bekannt; selbst noch zu Lebzeiten Karl's **XI.**; er ist noch vorhanden, und bis heute hat noch Niemand an der Aechtheit desselben nur von ferne gezweifelt. Das Ende desselben ist merkwürdig; der König erklärt: „Und wenn, was ich eben berichtet, nicht strenge Wahrheit ist, so verzichte ich auf alle Hoffnung eines bessern Lebens, welches ich durch einige gute Thaten, besonders aber durch meinen Eifer und Fleiß für das Wohl meines Volks und die Aufrechthaltung der Religion meiner Väter verdient haben könnte."

Wenn man sich jetzt an den Tod Gustav's III. und die Hinrichtung Ankarströms, seines Mörders, erinnert, so wird man mehr als eine Beziehung zwischen diesem Ereigniß und den Umständen jener seltsamen Prophezeihung finden.

Der junge, in Gegenwart der Stände enthauptete Mann hätte den Mörder Gustav's III., Ankarström, bedeutet.

Der gekrönte Leichnam wäre Gustav III. gewesen. Das Kind, sein Sohn und Nachfolger, Gustav Adolph IV.

Der Greis endlich wäre der Herzog von Südermannland, Oheim Gustav's IV., welcher zuerst Reichsverweser, dann, nach der Absetzung seines Neffen, König wurde.

Mateo Falcone.

Wenn man Porto-Vecchio verläßt und den Weg in's Innere der Insel Corsika nimmt, so findet man bald ein ziemlich steil sich erhebendes Terrain und gelangt nach dreistündigem Marsch durch gewundene, von großen Felsenvierecken verrammelte und bisweilen von Waldbächen durchschnittene Fußpfade an den Rand eines sehr umfangreichen **Mâquis**. Ein Maquis ist das Vaterland der corsikanischen Hirten und aller derjenigen, die sich mit der Justiz überworfen haben. Ferner muß man wissen, daß der corsische Landmann, zur Ersparung der Mühe, sein Feld zu düngen, Stoppeln und Gestrüpp in einem gewissen Bereich anzündet: freilich schlimm, wenn die Flamme sich weiter verbreitet, als nöthig; aber geschehe, was da wolle, dessen ist man gewiß, daß aus dem von Holzasche befruchteten, eingesäten Boden eine treffliche Erndte emporschießt. Sind dann die Aehren abgerissen (mit dem Strohabschneiden gibt man sich nicht ab), so entsprossen den Baumwurzeln, welche unverbrannt in dem Boden blieben, im nächsten Frühling sehr dichte Gebüsche, welche in wenigen Jahren eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreichen. Solches eng verschlungene Strauchwerk heißt man **Maquis**. Es besteht aus verschiedenen Arten von Bäumen und Schößlingen, die der Zufall wild und wirr durcheinander gemischt hat. Nur mit der Axt in der Hand könnte sich der

Mensch eine Bahn darin brechen; und man findet so kraus verschlungene Maquis, daß selbst der Muffel nicht durchdringen kann.

Wenn ihr Jemand umgebracht habt, so verfüget euch in das Maquis von Porto-Vecchio, und ihr werdet dort mit einem guten Gewehr nebst Pulver und Blei in Sicherheit leben; vergesset auch einen braunen Mantel mit Kapuzenkragen (Pilone) nicht, denn er dient euch als Decke und Unterlage. Die Hirten geben euch Milch, Käse und Kastanien; von der Justiz oder den Verwandten des Todten habt ihr nichts zu fürchten, außer wenn ihr in die Stadt hinabgehen müßt, um neuen Schießbedarf zu holen.

Als ich 18 . . in Corsika war, hatte Mateo Falcone sein Haus eine halbe Stunde von diesem Maquis. Er war ein für dieses Land ziemlich wohlhabender Mann, der nobel, das heißt ohne Hand anzulegen, von dem Ertrag seiner Schaafheerden lebte, welche von nomadenartigen Hirten da und dort auf den Bergen gehütet wurden. Ich sah ihn zwei Jahre nach dem Ereigniß, das ich erzählen werde, und da schien er mir höchstens fünfzig Jahre alt. Stellet euch einen kleinen, aber starkknochigen Mann vor mit krausen, rabenschwarzen Haaren, einer Adlernase, schmalen, zusammengekniffenen Lippen, großen, lebhaften Augen und einer Haut, die dem umgekehrten Oberleder eines Suwarow-Stiefels glich. Seine Geschicklichkeit im Schießen galt sogar bei seinen Landsleuten, unter welchen es so viele gute Schützen gibt, für außerordentlich. Zum Beispiel hätte Mateo Falcone nie mit Posten auf einen Muffel geschossen, sondern er jagte ihm auf hundertundzwanzig Schritte eine Kugel durch den Kopf oder den Bug. Des Nachts bediente er sich seiner Waffen eben so leicht, als am Tage, und man hat mir von ihm folgenden Zug von Gewandtheit erzählt, der offenbar jedem, welcher Corsika nicht bereist hat, unglaublich erscheinen muß: In einer Entfernung von 80 Schritten stellte man eine angezündete Kerze hinter

ein durchsichtiges Papier in der Breite eines Handtuchs. Er legte an, dann löschte man das Licht aus, und er schoß, erst nach einer Minute, in der vollkommensten Dunkelheit, ohne mehr als einmal unter vieren das Papier zu verfehlen.

Durch ein so überschwengliches Talent hatte Mateo Falcone einen großen Ruf erworben. Man sagte ihm nach, daß er ein eben so nützlicher Freund, als gefährlicher Feind sey; übrigens leistete er seinem Nebenmenschen gerne einen Dienst, gab dem Armen ein Almosen und lebte mit aller Welt im Frieden in dem Bezirke von Porto-Vecchio. Nur das erzählte man von ihm, daß er zu Corte, wo er eine Frau nahm, sich sehr heldenmüthig eines Nebenbuhlers entledigt habe, der für furchtbar im Krieg, wie in der Liebe galt: wenigstens schrieb man auf Mateo's Rechnung einen gewissen Büchsenschuß, der diesen Nebenbuhler überraschte, als er sich eben vor einem an seinem Fenster hängenden Handspiegel rasirte. Nachdem die Geschichte versaust war, heirathete Mateo. Seine Frau Giuseppa, hatte ihm zuerst drei Töchter (das machte ihn wüthend), und erst zuletzt einen Sohn geboren, den er Fortunato nannte; dieser war die Hoffnung der Familie, der Erbe des Namens. Die Töchter hatten sich gut verheirathet: ihr Vater konnte im Nothfall auf Dolch und Stutzer seiner Schwiegersöhne zählen. Der Sohn war noch nicht über zehen Jahre alt, verrieth aber bereits gute Anlagen.

An einem Herbsttag gieng Mateo nebst seiner Frau zu guter Stunde aus, um eine seiner Heerden auf einer Lichtung des Maquis zu besichtigen. Der kleine Fortunato wollte ihn begleiten, aber die Lichtung war zu weit entfernt; zudem mußte Jemand als Hüter des Hauses daheim bleiben. Der Vater schlug also die Bitte des Sohnes ab; man wird sehen, ob er keinen Grund hatte, dieß zu bereuen.

Die Eltern waren schon mehrere Stunden abwesend, und der kleine Fortunato lag ruhig ausgestreckt an der Sonne, die blauen Berge betrachtend und daran denkend, daß er nächsten

Sonntag zum Mittagessen bei seinem Onkel, dem Caporale *, in die Stadt gehen dürfe, als er durch den Knall einer Feuerwaffe in seinen Betrachtungen gestört wurde. Er sprang auf und wendete den Kopf nach der Ebene, woher der Schuß kam. Andere Flintenschüsse folgten in ungleichen Zwischenräumen und immer näher und näher; endlich erschien auf dem Fußpfade, der von der Ebene in Mateo's Haus führte, ein Mann mit einer spitzigen Mütze, wie die Bergbewohner sie tragen, mit langem Bart, in Lumpen, und sich kaum an seinem Gewehre weiter schleppend. Eine Kugel war ihm in's Knie gefahren. Der Mann war ein Bandit, d. h. ein Geächteter, der, auf seiner Rückkehr aus der Stadt, wohin er Nachts, Pulver zu kaufen, sich aufgemacht hatte, in einen Hinterhalt leichter corsischer Jäger gefallen war. Erst vor Kurzem war dieses Corps zur Unterstützung der Gendarmen auf der Insel ausgehoben worden.

Nach tapferem Widerstand hatte der Bandit das Weite gewonnen, doch lebhaft verfolgt und von Fels zu Fels seine Büchse entladend. Allein sein Vorsprung vor den Soldaten war nur gering, und seine Wunde setzte ihn außer Stand, das Maquis uneingeholt zu erreichen.

Er schleppte sich zu Fortunato und sprach:

„Du bist Mateo Falcone's Sohn?“

„Ja.“

„Ich bin Gianetto Sanpiero. Ich werde von den gelben Kolletten verfolgt (die leichten Jäger trugen damals braune

---

* Die Caporali waren ehedem Anführer, welche die corsischen Gemeinden wählten, wenn sie gegen ihre Feudalherren aufstanden. Noch heute gibt man zuweilen diesen Namen einem Mann, der durch Vermögen, Verwandtschaften oder sonstigen Anhang eine Art Einfluß und richterliches Ansehen über eine Pieve oder einen Bezirk faktisch übt. Die Corsen zerfallen, nach alter Eintheilung, in fünf Kasten, nämlich: die Edelleute (theils magnifici, theils signori), die Caporali, die Bürger, die Bauren und die Fremden.

Röcke mit gelben Aufschlägen). Verbirg mich, denn ich kann nicht weiter."

„Und was wird mein Vater sagen, wenn ich Dich ohne Erlaubniß verberge?"

„Er wird sagen, Du habest wohl gethan."

„Wer weiß?"

„Verbirg mich schnell! sie kommen."

„Warte, bis mein Vater zurückgekehrt ist."

„Ich soll warten! Tod und Hölle! In fünf Minuten werden sie hier seyn. Geschwind verbirg mich, oder ich bringe Dich um."

Fortunato antwortete ihm mit der größten Kaltblütigkeit:

„Dein Gewehr ist abgeschossen, und in Deiner Carchera (Büchsenranzen) sind die Patronen ausgegangen."

„Ich habe mein Stilet."

„Aber kannst Du so schnell laufen, als ich?" — damit machte er einen Sprung und war außer Sanpiero's Bereich.

„Du bist Mateo Falcone's Sohn nicht! ließest Du mich sonst vor Deinem Hause verhaften?"

Der Knabe schien gerührt.

„Was gibst Du mir, wenn ich Dich verberge?" sagte er, näher kommend.

Der Bandit suchte in seiner Ledertasche, die ihm an dem Gürtel hieng, und zog ein Fünffrankenstück hervor, das er ohne Zweifel zum Ankauf von Pulver aufgespart hatte. Beim Anblick des Geldstückes schmunzelte Fortunato, ergriff es und sagte zu Gianetto: „Fürchte nichts!"

Und sogleich grub er ein großes Loch in eine Heuschichte neben dem Haus. Gianetto duckte sich hinein, und der Knabe bedeckte ihn vollständig, doch so, daß ihm ein wenig Luft zum Athemholen blieb. Niemand konnte auf den Verdacht gerathen, diese Heuschichte berge einen Menschen. Zudem ersann der Knabe eine äußerst pfiffige List, die einem Wilden Ehre gemacht hätte. Er

nahm eine Katze und ihre Jungen und legte sie auf den Heuhaufen, damit Niemand auf den Einfall gerathen möchte, das Heu sey kaum erst berührt worden. Endlich da er Blutspuren auf dem Fußwege in der Nähe des Hauses bemerkte, so bedeckte er sie sorgfältig mit Staub, hernach legte er sich mit größter Ruhe wieder an die Sonne.

Einige Minuten darauf standen sechs Mann in brauner Uniform mit gelbem Kollett, unter dem Commando eines Adjutanten, vor Mateo's Thüre. Dieser Adjutant war ein wenig verwandt mit Falcone (man weiß, daß in Corsika die Verwandtschaftsgrade weiter verfolgt werden, als anderswo). Er hieß Tio-doro Gamba, — ein thätiger Mann und sehr gefürchtet von den Banditen, deren einige er bereits abgefangen hatte.

„Guten Tag, kleiner Vetter," sagte er zu Fortunato, an ihn herantretend; „wie Du gewachsen bist! — Hast Du so eben einen Mann vorübergehen sehen?"

„Oh! ich bin noch nicht so groß, wie Ihr, mein Vetter," antwortete der Knabe mit einfältiger Miene.

„Das wird schon kommen. Aber, sage mir, hast Du keinen Mann vorbeigehen sehen?"

„Ob ich einen Mann vorbeigehen sah?"

„Ja, einen Mann mit einer schwarzatlassenen Zipfelmütze und einer roth- und gelbgestickten Weste?"

„Einen Mann mit einer schwarzatlassenen Zipfelmütze und einer roth- und gelbgestickten Weste?"

„Ja, antworte schnell, und schwatze mir meine Fragen nicht nach!"

„Diesen Morgen ist der Herr Pfarrer vor unserer Thüre vorübergeritten auf seinem Pferd Piero. Er hat mich gefragt, wie Papa sich befinde, und ich habe ihm geantwortet . . ."

„Ha! kleiner Spitzbube! Du spielst den Verschlagenen! Schnell sage mir, wohin Gianetto gegangen ist, denn ihn suchen

wir; und ich weiß gewiß, daß er diesen Fußpfad eingeschlagen hat."

„Vielleicht."

„Vielleicht? Ich weiß gewiß, daß Du ihn gesehen hast."

„Sieht man denn die Vorübergehenden, wenn man schläft?"

„Du schliefst nicht, Tagdieb! Die Flintenschüsse haben Dich geweckt."

„Ihr glaubet also, Vetter, daß Eure Gewehre solchen Lärm machen? Die Stutzbüchse meines Vaters macht einen weit größern."

„Hol' Dich der Teufel! verdammter Bube! Sicherlich hast Du Gianetto gesehen. Vielleicht verbirgst Du ihn gar. Auf, Kameraden, gehet in dieses Haus und sehet, ob unser Mann nicht drinnen ist. Er hüpfte nur noch auf einer Tatze, und der Schelm ist zu gescheidt, um zu hoffen, daß er hinkend das Maquis erreichen könne. Außerdem hören hier die Blutspuren auf."

„Und was wird Papa sagen?" fragte Fortunato spöttlich lachend; „was wird er sagen, wenn er erfährt, daß man in seiner Abwesenheit in sein Haus gedrungen ist?"

„Tagdieb!" sagte der Adjutant Gamba, ihn am Ohr nehmend, „weißst Du, daß es in meiner Macht steht, Dich aus einem andern Ton reden zu machen? Vielleicht entschließst Du Dich, den Mund aufzuthun, wenn ich Dir zwanzig flache Säbelhiebe aufmesse!"

Aber Fortunato lächelte abermals heiser und spöttlich.

„Mein Vater," sagte er mit Nachdruck, „ist Mateo Falcone!"

„Weißst Du wohl, kleiner Schuft, daß ich Dich nach Corte oder Bastia mitführen kann? Ich lasse Dich in einen Kerker auf Stroh mit Ketten am Fuß legen und zuletzt um einen Kopf kürzer machen, wenn Du nicht sagst, wo Gianetto Sanpiero ist."

Der Knabe brach bei dieser abgeschmackten Drohung in

lautes Gelächter aus. Er wiederholte: „mein Vater ist Mateo Falcone!"

„Adjutant," raunte einer der leichten Jäger Gamba in's Ohr, „verfeinden wir uns nicht mit Mateo!"

Gamba schien offenbar verlegen. Er redete leise mit seinen Soldaten, welche bereits das ganze Haus durchsucht hatten. Das war keine weitläufige Arbeit, denn die Hütte eines Corsen besteht nur aus einem viereckigen Gemach. An Möbeln finden sich darin: ein Tisch, Bänke, Koffer und Haus- oder Jagd-Geräthe. Inzwischen schmeichelte der kleine Fortunato seiner Katze und schien mit Schadenfreude der Rathlosigkeit seines Vetters und der leichten Jäger zu genießen.

Ein Soldat näherte sich der Heuschichte. Da er die Katze sah, so stieß er gleichgültig mit dem Bajonnett in das Heu, wobei er die Achseln zuckte, als fühle er selbst, wie überflüssig diese Vorsicht sey. Nichts bewegte sich; des Knaben Gesicht verrieth nicht die leiseste Erregung.

Der Adjutant und seine Truppe waren bitter böse über ihre verlorene Mühe. Schon blickten sie ernstlich nach der Ebene hin, in der Absicht, wieder zurückzukehren, woher sie gekommen, als ihr Führer, überzeugt, daß die Drohungen keinen Eindruck auf Falcone's Sohn machen würden, einen letzten Versuch unternahm und zwar mit Schmeicheleien und Geschenken.

„Kleiner Vetter!" sagte er, „Du scheinst mir ein recht aufgewecktes Bürschchen! Du wirst es weit bringen. Aber Du spielst ein schlechtes Spiel mit mir; und wenn ich nicht meinem Vetter Mateo wehe zu thun fürchtete, so soll mich der Teufel holen, wenn ich Dich nicht mitnähme."

„Bah!"

„Wenn aber mein Vetter zurückkommt, werde ich ihm die Sache erzählen, und zur Strafe, daß Du gelogen, wird er Dich blutig peitschen."

„So?"

„Du wirst es schon sehen . . . aber halt . . . sey ein wackerer Junge, und ich schenke Dir etwas."

„Ich, mein Vetter, gebe Euch einen Rath. Wenn Ihr noch länger wartet, so wird Gianetto in dem Maquis seyn, und dann braucht man mehr, als Eine Spürnase, wie Ihr, um ihn zu suchen."

Der Adjutant zog eine silberne Uhr aus seiner Tasche, welche wohl zehen Thaler werth war, und wie er bemerkte, daß die Augen des kleinen Fortunato bei'm Anblick derselben funkelten, so hob er seine Uhr an der Stahlkette empor und sagte:

„Schelm! Du möchtest wohl eine Uhr wie diese an Deinem Hals hängen haben, und giengest dann in den Straßen von Porto-Vecchio stolz wie ein Pfau damit spazieren. Man würde Dich fragen: wie viel Uhr ist es? und Du würdest antworten: Sehet auf meine Uhr!"

„Wenn ich einmal groß bin, wird mein Onkel, der Caporale, mir eine Uhr geben."

„Ja, aber der Sohn Deines Onkels hat schon eine . . . freilich keine so schöne, wie diese da . . . und doch ist er noch jünger, als Du."

Der Knabe seufzte.

„Je nun, willst Du diese Uhr, kleiner Vetter?"

Fortunato, wie er die Uhr mit einem Winkel des Auges musterte, glich einem Kater, dem man ein ganzes Huhn vorlegt. Da er denkt, man habe ihn zum Besten, so wagt er nicht, die Krallen einzuschlagen, und wendet von Zeit zu Zeit die Augen weg, um der Versuchung nicht zu unterliegen; aber er schleckt sich alle Augenblicke die Lefzen und sieht d'rein, als wollte er seinem Herrn sagen: „Wie grausam ist Euer Spaß!"

Indeß schien es der Adjutant Gamba mit dem Anerbieten seiner Uhr ernstlich zu meinen. Fortunato streckte die Hand nicht aus; aber er sagte mit bitterem Lächeln: „Warum habt Ihr mich zum Besten?"

„Bei Gott! ich habe Dich nicht zum Besten. Sage mir nur, wo Gianetto ist, und diese Uhr gehört Dein."

Ein ungläubiges Lächeln spielte um Fortunato's Mund; er heftete seine schwarzen Augen auf die des Adjutanten und suchte den Grad der Glaubwürdigkeit seiner Worte darin zu lesen.

„Ich will meine Epauletten verlieren," rief der Adjutant, „wenn ich Dir nicht unter dieser Bedingung meine Uhr gebe! Meine Kameraden sind Zeugen; ich kann es nicht abläugnen."

So redend hielt er die Uhr immer näher hin, so nahe, daß sie die blasse Wange des Knaben schier berührte. Auf dem Gesichte des letztern war der Kampf zwischen der Begehrlichkeit und der Achtung vor dem Gastrechte deutlich zu lesen. Seine nackte Brust hob sich mit Macht und er schien dem Ersticken nahe. Indessen spielte, flinkerte, tanzte die Uhr und berührte ihm mitunter die Nasenspitze. Endlich erhob sich seine rechte Hand allmählig nach der Uhr; seine Fingerspitze berührte sie; jetzt lag sie ganz in seiner Hand, ohne daß jedoch der Adjutant die Kette fahren ließ . . . das Zifferblatt war lasurblau . . . das Gehäuse frisch geputzt . . . es glänzte an der Sonne wie Feuer . . . Die Versuchung war zu stark.

Fortunato erhob nun auch seine linke Hand und bezeichnete mit dem Zeigefinger über die Achsel hin die Heuschichte, an welche er sich lehnte. Der Adjutant verstand ihn sogleich. Er ließ die Kette fahren. Fortunato fühlte sich im alleinigen Besitz der Uhr. Jetzt sprang er mit der Behendigkeit eines Rehes auf und entfernte sich zehn Schritte von dem Heuhaufen, den die leichten Jäger sogleich durcheinanderwarfen.

Nicht lange, so regte es sich in der Schichte: ein blutender Mann mit dem Dolch in der Hand kroch hervor; wie er aber versuchte, sich auf die Füße zu stellen, so gestattete seine kühl gewordene Wunde dieß nicht mehr. Er fiel. Der Adjutant warf sich auf ihn und entriß ihm sein Stilet. Augenblicklich band man ihn, trotz seines Widerstandes, fest.

Gianetto, auf der Erde liegend und gleich einem Holzbündel zusammengeschnürt, wendete den Kopf nach Fortunato, der herangekommen war. „Sohn einer . . .!“ rief er ihm mit mehr Verachtung, als Zorn zu. Der Knabe warf ihm das empfangene Geldstück wieder hin, im Bewußtseyn, daß er es nicht mehr verdiene; aber der Geächtete machte keine Miene, als bemerke er diese Handlung. Mit vieler Kaltblütigkeit sagte er zu dem Adjutanten: „Mein werther Gamba, ich kann nicht gehen: ihr werdet genöthigt seyn, mich in die Stadt zu tragen.“

„Und doch liefst Du eben wie eine Gemse,“ erwiderte der grausame Sieger; „aber sey unbesorgt: ich bin so vergnügt, Dich zu haben, daß ich Dich, ohne müde zu werden, eine Stunde auf meinem Rücken trüge. Uebrigens, Kamerad, wollen wir Dir eine Sänfte aus Aesten und Deinem Mantel machen; im Pachthofe von Crespoli finden wir Pferde.“

„Gut!“ sagte der Gefangene; „ihr werdet auch ein wenig Stroh auf eure Tragbahre legen, damit ich mich bequemer befinde.“

Während die leichten Jäger sich bemühten, theils eine Sänfte aus Kastanienzweigen zu fertigen, theils Gianetto's Wunde zu verbinden, erschienen Mateo Falcone und seine Frau plötzlich auf einer Beugung des zum Maquis führenden Pfades. Die Frau gieng mühsam einher, gebeugt unter die Last eines ungeheuren Sacks mit Kastanien, während ihr Mann es sich wohl seyn ließ und nichts trug, als eine Flinte und eine Büchse am Riemen; denn es ist eines Mannes unwürdig, eine andere Bürde zu tragen, als seine Waffen.

Beim Anblick der Soldaten war Mateo's erster Gedanke, daß sie ihn zu verhaften kommen. Aber warum dachte er das? Hatte Mateo denn einige Zwistigkeiten mit der Justiz? Nein. Er genoß eines guten Rufs; er war, wie man sagt, ein solid renommirter Bürger; aber er war Corse und Bergbewohner, und es gibt wenige Gebirgsleute, welche bei genauer Durch-

suchung ihres Gedächtnisses nicht ein Sündchen finden, als: Flintenschüsse, Stiletstöße und andere Kleinigkeiten. Mateo besaß ein reineres Gewissen, als mancher Andere, denn seit mehr als zehn Jahren hatte er sein Gewehr nicht auf einen Menschen gerichtet; aber vorsichtig war er auf jeden Fall, und stellte sich in die Haltung einer prächtigen Defensive, wenn dieß Noth thun sollte.

„Weib," sagte er zu Giuseppa, „wirf Deinen Sack ab und halte Dich bereit!" Sie gehorchte alsbald. Er gab ihr die Büchse, die er am Bandelier trug, um sich ungehemmt bewegen zu können. Dann lud er das Gewehr, das er in der Hand hatte, und schritt langsam auf sein Haus zu, an den Bäumen der Allee hin, allzeit fertig, bei der ersten feindlichen Bewegung sich hinter den dicksten Stamm zu werfen, wo er in Sicherheit hätte Feuer geben können. Seine Frau gieng ihm auf der Ferse nach, das Gewehr zum Wechseln und den Büchsenranzen haltend. Eine gute Hausfrau erfüllt, im Fall eines Kampfes die Aufgabe, ihres Mannes Waffen zu laden.

Andererseits war es dem Adjutanten gar nicht wohl bei der Sache, als er den Mateo auf solche Weise, mit gemessenen Schritten, die Flinte am Backen und den Finger am Drücker, heranrücken sah. „Wenn," dachte er, „Mateo zufällig Gianetto's Verwandter oder Freund wäre und ihn vertheidigen wollte, so führen die Ladungen seiner beiden Gewehre so sicher Zweien unter uns in den Leib, als ein Brief auf der Post befördert wird, und wenn er gar auf mich, trotz unserer Verwandtschaft, zielte! . . ."

In dieser Verlegenheit faßte er einen sehr muthigen Entschluß; er trat allein Mateo entgegen, um ihm die Sache auseinanderzusetzen, und gieng ihn wie einen alten Bekannten an; aber der kurze Zwischenraum, der ihn von Mateo trennte, schien ihm entsetzlich lang.

„Hollah! he! mein alter Kamerad,“ schrie er, „wie geht's, mein Tapferer? Ich bin's, bin Gamba, Dein Vetter.“

Mateo war, ohne eine Antwort zu geben, still gestanden, und ganz im Verhältniß, wie der Andere sprach, hob er sachte den Gewehrlauf empor, so daß dieser gen Himmel gerichtet war, als der Adjutant neben ihm sich befand.

„Guten Tag, Brüderchen“ („Buon giorno, fratello,“ gewöhnlicher Gruß der Corsen), sprach der Adjutant, ihm die Hand hinstreckend. „Schon lange habe ich Dich nicht mehr gesehen.“

„Guten Tag, Bruder!“

„Ich wollte Dir und meiner Base Peppa nur gelegentlich im Vorübergehen guten Tag sagen. Wir haben heute einen langen Zug gemacht; aber wir dürfen über unsere Beschwerden nicht klagen, denn wir thaten einen famösen Fang. Eben haben wir Gianetto Sanpiero gefaßt.“

„Gelobt sey Gott!“ rief Giuseppa aus. „Er hat uns vorige Woche eine melkende Ziege gestohlen.“

Diese Worte stellten Gamba's Heiterkeit wieder her.

„Der arme Teufel!“ sagte Mateo; „er hatte Hunger.“

„Der Kerl hat sich vertheidigt wie ein Löwe,“ fuhr der Adjutant nicht ohne innere Qual fort; „er tödtete einen meiner leichten Jäger, und nicht zufrieden damit, zerschoß er auch noch dem Korporal Chardon den Arm; doch das hat wenig auf sich, es war nur ein Franzose . . . Darauf versteckte er sich so gut, daß ihn kein Teufel hätte entdecken können. Ohne die Hülfe meines kleinen Vetters Fortunato wäre er mir entgangen.“

„Fortunato!“ rief Mateo aus.

„Fortunato!“ wiederholte Giuseppa.

„Ja, der Gianetto hatte sich unter den Heuhaufen dort versteckt; aber mein kleiner Vetter hat mir die Bosheit aufgedeckt. Ich werde nicht ermangeln, es seinem Onkel, dem Corporale, zu sagen, damit er ihm ein schönes Geschenk für seine Bemühung schicke. Und sein Name und der Deinige sollen in dem Bericht

glänzen, den ich an den Herrn Generalprokurator schicken werde."

„Tod und Hölle!" fluchte Mateo leise.

Einstweilen waren sie bei der Soldatenabtheilung angelangt. Gianetto lag bereits, zum Abgang bereit, auf der Tragbahre. Als er Mateo in Gamba's Gesellschaft sah, lächelte er in seltsamer Weise; dann wandte er sich gegen die Hausthüre, spuckte auf die Schwelle und sagte: „Haus eines Verräthers!"

„Nur ein zu sterben entschlossener Mann konnte es wagen, das Wort „Verräther" mit Beziehung auf Falcone auszusprechen. Ein guter Stiletstoß, der keiner Wiederholung bedurft hätte, wäre die augenblickliche Bezahlung für die Beleidigung gewesen. Mateo jedoch fuhr nur mit der Hand über die Stirne zum Zeichen schwerer Betrübniß.

Fortunato war, als er seinen Vater kommen sah, in das Haus gegangen. Bald erschien er wieder mit einer milchenden Katze, auf die er niedergeschlagenen Auges dem Gianetto hindeutete. — „Weg von mir!" schrie der Geächtete mit Donnerstimme. Dann wendete er sich zu einem der leichten Jäger und sagte: „Kamerad, gib mir zu trinken!" Der Soldat gab ihm seine Strohflasche in die Hand, und der Bandit trank das Wasser, welches ihm ein Mann, mit dem er kaum noch Flintenschüsse gewechselt hatte, darbot. Dann verlangte er, daß man ihm die Hände gekreuzt auf die Brust binde, statt hinter den Rücken. „Ich liege," sagte er, „gern nach meiner Bequemlichkeit." Man beeilte sich, ihm Genüge zu leisten. Dann gab der Adjutant das Zeichen zum Abzug, sagte Mateo Lebewohl, erhielt keine Antwort und eilte geflügelten Schrittes in die Ebene hinab.

Zehen Minuten vergiengen, bevor Mateo den Mund aufthat. Der Knabe betrachtete mit unruhigem Auge bald seine Mutter, bald seinen Vater, der, auf sein Gewehr gelehnt, ihn mit dem Ausdruck ingrimmigen Zornes anstarrte.

„Du fängst gut an!" sagte Mateo endlich mit ruhiger Stimme, die aber für den, welcher den Mann kannte, nur um so schrecklicher war.

„Vater!" schrie der Knabe, mit weinenden Augen auf ihn zugehend, als wollte er ihm zu Füßen fallen. Aber Mateo rief: „Hebe dich weg von mir!" Und das Kind blieb schluchzend einige Schritte von seinem Vater stehen.

Giuseppa kam herbei. Sie hatte die Uhrkette bemerkt, von welcher ein Ende unter Fortunato's Kleid hervorhieng.

„Wer hat Dir diese Uhr gegeben?" fragte Giuseppa mit ernstem Ton.

„Mein Vetter, der Adjutant!"

Falcone packte die Uhr und warf sie auf einen Stein, daß sie in tausend Stücke zersplitterte.

„Weib," fragte er, „ist dieß Kind von mir?"

Giuseppa's braune Wangen wurden ziegelroth.

„Was sagst Du, Mateo, und weißst Du wohl, zu wem Du redest?"

„Ja wohl! Doch dieser Bube ist der erste seines Stammes, der einen Verrath begieng."

Fortunato's Schluchzen und Stöhnen verdoppelte sich, und Falcone hielt seine Luchsaugen immer auf ihn geheftet. Endlich stieß er den Kolben seines Gewehrs auf den Boden, warf es dann wieder auf die Schulter und schlug den Fußpfad nach dem Maquis wieder ein, indem er Fortunato ihm folgen hieß. Der Knabe gehorchte.

Giuseppa lief Mateo nach und hielt ihn am Arme. — „Es ist Dein Sohn!" rief sie mit zitternder Stimme, ihre schwarzen Augen auf die ihres Mannes heftend, um zu lesen, was in seiner Seele vorgehe.

„Laß mich," antwortete Mateo, „ich bin sein Vater."

Giuseppa küßte ihren Sohn und gieng weinend in die Hütte hinein. Sie warf sich vor einem Madonnabild auf den

Boden und betete mit Inbrunst. Indessen lief Falcone einige hundert Schritte auf dem Pfad fort und hielt bei einem kleinen Abhang an, den er hinabstieg. Er untersuchte den Boden mit seinem Flintenkolben, und fand ihn locker und leicht aufzugraben. Der Ort schien ihm günstig für seinen Zweck.

„Fortunato! stelle Dich vor diesen breiten Stein."

Der Knabe that, wie ihm befohlen; dann kniete er nieder.

„Sage Deine Gebete her."

„Vater! Vater! tödte mich nicht!"

„Sprich Deine Gebete!" wiederholte Mateo mit fürchterlicher Stimme."

Das Kind recitirte stammelnd und schluchzend das Pater und Credo. Der Vater fiel mit starker Stimme in das A m e n ein, so oft ein Gebet zu Ende gieng.

„Sind das alle Gebete, die Du kannst?"

„Vater, ich kann noch das A v e M a r i a und die Litanei, welche mich meine Tante gelehrt hat."

„Sie ist sehr lang; doch einerlei!"

Des Knaben Stimme erlosch, als er die Litanei beschloß.

„Bist Du fertig?"

„Oh, mein Vater! Gnade! verzeihet mir! Ich werde es nicht mehr thun! Ich will bitten und beten bei meinem Vetter, dem Caporale, daß man den Gianetto begnadigt."

Während er flehte, hatte Mateo sein Gewehr geladen und schlug auf ihn an mit den Worten: „Gott sey Dir gnädig!" Das Kind suchte mit verzweifelter Anstrengung aufzustehen und die Kniee seines Vaters zu umfassen; aber es hatte keine Zeit mehr. Mateo drückte ab, und Fortunato stürzte regungslos in den Sand.

Ohne einen Blick auf den Leichnam zu werfen, schlug Mateo den Rückweg nach Hause ein, um eine Schaufel zur Beerdigung seines Sohnes zu holen. Kaum hatte er einige Schritt

gemacht, als er Giuseppa begegnete, welche erschreckt über den Schuß herbeieilte.

„Was hast Du gethan?“ schrie sie.

„Recht.“

„Wo ist er?“

„In der Schlucht. Ich gehe, ihn zu beerdigen. Er starb als Christ. Ich werde eine Messe für ihn lesen lassen. — Du mußt jetzt meinem Eidam Tiodoro Bianchi sagen, daß er in unser Haus ziehe!“

Die Erstürmung der Schanze.

Einer meiner Freunde, ein Offizier, der in den achtzehnhundert und zwanziger Jahren als Philhellene in Griechenland am Fieber starb, erzählte mir eines Tags das erste Handgemenge, dem er angewohnt hatte. Sein Bericht däuchte mir so interessant, daß ich ihn in dem ersten freien Augenblick aus dem Gedächtniß aufschrieb. Hier ist er:

„Am Abend des 4ten Septembers (1812) traf ich bei dem Regiment ein. Ich fand den Oberst im Bivouac. Er empfing mich zuerst ziemlich barsch; nachdem er aber das Empfehlungsschreiben des General B*** gelesen hatte, änderte er sein Betragen und richtete einige verbindliche Worte an mich.

Ich wurde von ihm meinem Hauptmann vorgestellt, der in demselben Augenblick von einer Recognoscirung zurückkehrte. Dieser Hauptmann, den ich nicht Zeit hatte kennen zu lernen, war ein großer, brauner Mann von harter und zurückstoßender Physionomie. Er hatte von der Pike auf gedient, und seine Epauletten und sein Ehrenkreuz auf den Schlachtfeldern verdient. Seine heisere und schwache Stimme bildete einen sonderbaren Contrast mit seiner fast riesenmäßigen Gestalt. Man sagte mir, diese sonderbare Stimme verdanke er einer Kugel, welche ihm bei Jena durch den Leib gefahren war.

Als er erfuhr, daß ich aus der Militärschule von Fon=

tainebleau kam, schnitt er ein Gesicht und sagte: Mein Leutenant ist gestern gestorben . . . ich verstand, daß er damit sagen wollte: Sie sollten ihn ersetzen, aber sind es nicht im Stande.

Ein schneidendes Wort kam mir auf die Lippen, aber ich nahm mich zusammen.

Der Mond gieng auf hinter der Schanze von Cheverino, welche zwei Kanonenweiten von unserem Bivouac entfernt stand. Er war breit und roth, wie gewöhnlich bei seinem Aufgange. Diesen Abend aber schien er mir von außerordentlicher Größe. Eine Weile zeichnete sich die Schanze auf der glänzenden Mondesscheibe schwarz ab. Sie glich dem Kegel eines Vulkans im Augenblick seines Ausbruchs.

„Einem alten Soldaten, in dessen Nähe ich war, fiel gleichfalls die Farbe des Mondes auf. ‘Er ist sehr roth,‘ sagte er; ‘das ist ein Zeichen, daß es viel Blut kosten wird, sie zu nehmen, diese famöse Schanze!‘‘ — Ich bin immer abergläubisch gewesen, und diese Weissagung, zumal in diesem Moment, gieng mir nahe. Ich legte mich nieder, konnte aber nicht schlafen. Dann erhob ich mich wieder und lief eine Zeit lang umher, indem ich die unermeßliche Feuerlinie betrachtete, welche die Höhen hinter dem Dorfe Cheverino bedeckte.

Als ich dachte, daß die kühle und scharfe Nachtluft mein Blut hinlänglich erfrischt habe, kehrte ich an das Wachfeuer zurück, wickelte mich sorgfältig in meinen Mantel und schloß die Augen in der Hoffnung, sie vor Tag nicht mehr zu öffnen. Aber der Schlaf floh mich beharrlich. Unvermerkt zogen düstere Vorstellungen in meine Seele ein. Ich sagte mir, daß ich unter den Hunderttausenden, die auf dieser Ebene lagen, keinen Freund habe. Wenn ich verwundet würde, müßte ich im Spital unwissenden Chirurgen unter die rücksichtslosen Hände fallen. Alles, was ich von den chirurgischen Operationen hatte sagen hören, kam mir dabei in's Gedächtniß. Mein Herz klopfte gewaltsam und maschinenartig legte ich mein Taschentuch und meine Brieftasche

als eine Art Schutzpanzer auf der Brust zurecht. Die Mattigkeit drückte mich nieder, ich dämmerte jeden Augenblick ein, aber jeden Augenblick stellte sich auch irgend ein düsterer Gedanke mit größerer Gewalt meinem Geiste vor, und ich fuhr wieder aus dem Schlummer auf.

Am Ende hatte die Ermattung den Sieg davongetragen und als die Morgenwache trommelte, war ich gänzlich eingeschlafen. Wir stellten uns in Schlachtordnung, man hielt den Namensaufruf, dann stellte man die Gewehre zusammen, und Alles verhieß einen ruhigen Tag.

Gegen drei Uhr langte ein Adjutant mit einem Befehl an. Man ließ uns die Waffen wieder aufnehmen; unsere Schützen verbreiteten sich in der Ebene; wir folgten ihnen langsam, und nach zwanzig Minuten sahen wir alle Vorposten der Russen sich in die Schanze zurückziehen.

Eine Artillerie-Batterie pflanzte sich zu unserer Rechten auf, eine andere zu unserer Linken, beide aber uns weit voran. Sie begannen ein heftiges Feuer auf den Feind, der es mit gleichem Nachdruck erwiderte, und bald verschwand die Schanze von Cheverino in dichten Rauchnebeln.

Unser Regiment war, Dank einem Vorsprung des Bodens, beinahe gedeckt vor dem Feuer der Russen. Ihre Kanonenkugeln, die ohnehin weniger uns, als unsern Kanonieren galten, flogen über unsern Köpfen hinweg, oder jagten uns höchstens Erde und kleine Steine auf den Leib.

Sobald uns der Befehl, vorwärts zu marschiren, gegeben war, betrachtete mich mein Hauptmann mit einer Aufmerksamkeit, die mich nöthigte, meinen jungen Schnurrbart zwei bis dreimal so gleichgültig als möglich zu streicheln. Uebrigens hatte ich keine Angst, als die einzige, man möchte voraussetzen, ich hätte welche. Diese unschädlichen Kugeln trugen gleichfalls dazu bei, mich in meiner heroischen Ruhe zu erhalten. Meine Selbstliebe sagte mir, daß ich ernstliche Gefahr laufe, da ich

mich endlich unter dem Feuer einer Batterie befand. Ich war entzückt, mich so behaglich dabei zu fühlen, und dachte schon an das Vergnügen, wenn ich in dem Salon der Frau von B***, in der Provence-Straße, die Einnahme der Schanze von Cheverino erzählen würde.

Der Oberst ritt an unserer Compagnie vorüber; er rief mir zu:

„Nun! Sie werden gutes Kaliber zum Einstand bekommen!"

Ich lächelte mit einem gar martialischen Gesicht, indem ich den Ermel meines Rockes säuberte, auf welchen eine dreißig Schritte von mir geplatzte Bombe einigen Staub geworfen hatte.

Es scheint, daß die Russen den schlechten Erfolg ihrer Kugeln bemerkten, denn sie ersetzten dieselben mit Haubitzen, welche uns in dem Hohlweg, wo wir standen, leichter erreichen konnten. Ein ziemlich dicker Splitter riß mir meinen Tschako weg und tödtete einen Mann neben mir.

„Ich gratulire," sagte der Hauptmann zu mir, als ich eben meinen Tschako wieder aufgelesen hatte, „für heute ist Ihre Rechnung bezahlt." Ich kannte diesen militärischen Aberglauben, welcher steif und fest behauptet, das Axiom: non bis in idem! finde ebensogut auf dem Schlachtfeld, als bei einem Gerichtshof Anwendung. Stolz setzte ich meinen Tschako wieder auf den Kopf. — „Das heißt die Leute ohne viele Umstände ihr Kompliment machen lassen," sagte ich so lustig als möglich. Dieser schlechte Spaß erschien, in Anbetracht der Umstände, köstlich. — „Ich wünsche Ihnen Glück," wiederholte der Hauptmann, „es wird Ihnen heute nichts weiter zustoßen: diesen Abend commandiren Sie eine Compagnie; denn ich ahne wohl, der Ofen wird für mich eingeheizt. So oft ich verwundet ward, bekam der Offizier neben mir irgend eine todte Kugel, und," fügte er leiser und beinahe schamroth hinzu, „die Namen derselben fingen immer mit P. an."

Ich spielte den starken Geist; Mancher hätte es gemacht

wie ich; Mancher wäre aber doch auch wie ich durch diese prophetischen Worte betroffen worden. Rekrut, wie ich war, sah ich aber wohl ein, daß ich meine Empfindungen Niemand anvertrauen durfte und immer kalten Blutes und unerschrocken erscheinen mußte.

Nach einer halben Stunde ließ das Feuer der Russen merklich nach. Jetzt marschirten wir aus unserer geschützten Stellung heraus gegen die Schanze.

Unser Regiment bestand aus drei Bataillonen. Das zweite erhielt Befehl, die Schanze auf der Kehlseite zu umgehen; die beiden andern sollten Sturm laufen. Ich gehörte zu dem dritten.

Als wir hinter der Art von Brustwehr, die uns gedeckt hatte, hervortraten, wurden wir von mehreren Musketen-Salven empfangen, welche nur wenig Schaden in unseren Reihen anrichteten. Das Pfeifen der Flintenkugeln war mir etwas Neues: oft drehte ich den Kopf, und zog mir dadurch einige Scherze von meinen an dieses Geräusch mehr gewöhnten Kameraden zu. Alles zusammengenommen, dachte ich bei mir selbst, ist eine Schlacht nichts so Erschreckliches.

Wir eilten im Sturmschritt unsern Schützen nach. Plötzlich stießen die Russen drei Hurrah aus, drei genau unterschiedene Hurrah, dann blieben sie still, ohne zu schießen. „Diese Stille gefällt mir nicht,“ sagte mein Hauptmann, „das ist keine gute Vorbedeutung.“ Ich fand unsere Leute ein wenig geräuschvoll und konnte mich nicht erwehren, in meinem Innern ihr lärmendes Geschrei mit dem imposanten Schweigen des Feindes zu vergleichen.

Pfeilschnell gelangten wir an den Fuß der Schanze; die Pallisaden waren zerbrochen, und die Erde von unsern Kanonenkugeln aufgerissen. Die Soldaten stürzten über diese frischen Ruinen mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ hinweg. Hatten sie zuvor schon stark geschrieen, so schrieen sie das Letztere noch weit stärker.

„Ich erhob die Augen, und nie werde ich das Schauspiel vergessen, das ich sah. Der größte Theil des Rauchs war hinaufgestiegen und hieng wie ein Wolkenhimmel zwanzig Schuhe über der Schanze. Durch einen bläulichen Dunst hindurch gewahrte man hinter ihrem halbzerstörten Erdwall die russischen Grenadiere, Gewehr im Arm, unbeweglich wie Bildsäulen. Noch glaube ich jeden dieser Soldaten zu sehen, wie er das linke Auge auf uns heftete, das rechte an seiner erhobenen Waffe barg. In einer Schießscharte, einige Schritte von uns, stand ein Mann mit flammender Luntenspitze neben einer Kanone.

Ich schauderte und glaubte, meine letzte Stunde sey gekommen. „Jetzt fängt der Tanz an!“ rief mein Hauptmann, „guten Abend!“ Dieß waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte.

Trommelgerassel erscholl in der Schanze. Ich sah alle Gewehre im Anschlag. Jetzt drückte ich die Augen zu und hörte ein entsetzliches Krachen, welchem Schreien und Stöhnen folgte. Wieder öffnete ich die Augen, erstaunt, noch auf der Welt zu seyn. Die Schanze war von Neuem in Rauch gehüllt. Ich war von Verwundeten und Todten umringt. Mein Hauptmann lag zu meinen Füßen ausgestreckt; sein Schädel war von einer schweren Kugel zerschmettert und ich von seinem Gehirn und Blut überspritzt worden. Von meiner ganzen Compagnie standen nur sechs Mann und ich auf den Füßen.

Diesem Gemetzel folgte ein Moment der Erstarrung. Der Oberst, seinen Hut auf der Degenspitze, erstieg zuerst die Brustwehr mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Augenblicklich folgten ihm alle, die es im Stand waren. Kaum kann ich mich noch deutlich erinnern, was jetzt erfolgte. Wir drangen in die Schanze, ich weiß nicht wie. Man schlug sich Mann an Mann mitten in einem so dichten Rauche, daß man einander nicht sehen konnte. Ich glaube, ich hieb ein, denn mein Säbel fand sich voller Blut. Endlich vernahm ich Siegsgeschrei. Und da

der Rauch dünner ward, bemerkte ich, daß der Boden der Schanze unter Blut und Todten ganz verschwand. Ungefähr zweihundert aufrecht gebliebene Männner in französischer Uniform standen ohne Ordnung durch einander, theils ihre Gewehre ladend, theils ihre Bajonnette abwischend. Eilf russische Gefangene waren in ihrer Mitte.

Der Oberst lag mit Blut überzogen auf einem zerbrochenen Bombenkasten, nahe am Kehlkopf. Einige Soldaten bemühten sich um ihn. Ich trat hinzu. „Wo ist der älteste Hauptmann?" fragte er einen Feldwebel. — Der Feldwebel zuckte sehr bezeichnend die Achseln. — „Und der älteste Lieutenant?" — „Hier, der gestern angekommene Herr," antwortete der Feldwebel mit ganz ruhigem Ton. — Der Oberst lächelte bitter. — „Wohlan, mein Herr," sagte er zu mir, „Sie kommandiren hier als Chef; lassen Sie schnell die Kehle der Schanze mit diesen Karren verrammeln, denn der Feind rückt stark heran; doch der General C*** eilt zu Ihrer Unterstützung herbei." — „Oberst," sprach ich zu ihm, „Sie sind schwer verwundet!" — „Fertig! mein Lieber, aber die Schanze ist genommen!"

Die Perle von Toledo.

Nach dem Spanischen *.

Wer kann mir sagen, ob die Sonne beim Aufgang schöner ist, als beim Niedergang? Wer kann mir sagen, ob der Olivenbaum oder der Mandelbaum schöner ist? Wer kann mir sagen, ob der Valenzianer tapferer ist, oder der Andalusier? Wer kann mir sagen, welches die schönste der Frauen ist?

„Ich will euch sagen, welches die schönste der Frauen ist: Aurora von Vargas, die Perle von Toledo."

Der Mohr Tuzani hat seine Lanze gefordert, er hat seinen Schild gefordert: seine Lanze hält er in der rechten Hand; sein Schild hängt an seinem Halse. Er geht in seinen Stall hinab und betrachtet seine vierzig Stuten, eine nach der andern. Er spricht: „Berja ist die kräftigste; auf ihrem breiten Rücken werde ich die Perle von Toledo entführen, oder, beim Allah! Cordova soll mich niemals wieder sehen!"

Er reist ab, er trabt fort, er gelangt nach Toledo, er

* Man muß dieß nicht so verstehen, als ob Merimée aus dem Spanischen übersetzte. Beileibe! aber er weiß Geist und Form des Spanischen in seinen Originalarbeiten so trefflich zu finden, daß man allerdings glaubt, er übersetze, was er selber dichtet.

Der deutsche Uebersetzer.

begegnet einem Greis in der Nähe des Zacatin. „Greis mit dem weißen Bart, trage diesen Brief zu Don Guttiere, zu Don Guttiere von Saldanha. Wenn er ein Mann ist, so wird er kommen gegen mich zu kämpfen bei der Quelle Almami. Die Perle von Toledo soll Einem von uns Beiden angehören."

Und der Greis hat den Brief genommen, er hat ihn genommen und dem Grafen Saldanha überbracht, wie er mit der Perle von Toledo Schach spielte. Der Graf hat den Brief gelesen, er hat gelesen die Ausforderung, und hat mit seiner Hand so mächtig auf den Tisch geschlagen, daß alle Figuren herabfielen. Und er erhebt sich und er fordert seine Lanze und sein Pferd; und die Perle von Toledo hat sich auch erhoben, ganz zitternd, denn sie ahnet mit Gewißheit, daß er zu einem Zweikampf geht.

„Señor Guttiere, Don Guttiere von Saldanha bleibet, ich bitte Euch darum, und spielet noch ferner mit mir."

„Ich werde nicht weiter spielen mit Schachfiguren; ich will das Lanzenspiel spielen an der Quelle Almami."

Und die Thränen Aurora's vermochten nicht, ihn aufzuhalten; denn nichts hält einen Ritter auf, der sich zum Zweikampf begibt. Darauf hat die Perle von Toledo ihren Mantel genommen, sie hat ihr Maulthier bestiegen und ist zur Quelle Almami geritten.

Der Rasen um die Quelle ist roth. Das Wasser der Quelle ist gleichfalls roth: nicht das Blut eines Christen röthet den Rasen, nicht das Blut eines Christen röthet die Quelle. Der Mohr Tuzani liegt auf dem Rücken; die Lanze des Don Guttiere ist in seiner Brust abgebrochen; all sein Blut verrinnet nach und nach Seine Stute Berja sieht ihn weinend an, denn sie kann die Wunden ihres Herrn nicht heilen.

Die Perle steigt herab von ihrem Maulthier. — „Ritter, habet guten Muth! Ihr werdet noch leben, um eine schöne Moh-

rin zu heirathen; meine Hand weiß die Wunden zu heilen, die mein Ritter geschlagen hat."

„O Perle so weiß, o Perle so schön, reiß' aus meiner Brust diesen Lanzensplitter, der sie zerfleischt: die Kälte der Stahlspitze durchschauert mich eisig!"

Sie hat sich genähert ohne Mißtrauen; aber er hat seine letzte Kraft zusammengenommen und mit der Schärfe seines Schwertes dieses so schöne Gesicht verstümmelt.

Die Trictrac-Partie.

Bewegungslos hiengen die Segel an den Masten herab; die See war spiegelglatt, die Hitze zum Ersticken, die Windstille zum Verzweifeln.

Auf einer Seereise sind die Unterhaltungsmittel der Schiffsgenossenschaft gar bald erschöpft. Man kennt einander, ach! allzugut, wenn man einmal vier Monate in einem hölzernen, hundertundzwanzig Fuß langen Hause zusammen hingebracht hat. Sieht man den ersten Lieutenant kommen, so weiß man zum Voraus, daß er von Rio-Janeiro, seiner letzten Station, reden wird; dann von der weltberühmten Schiffsbrücke bei Eßling, welche er die Pontonniers der Garde, zu denen er gehörte, schlagen gesehen. In vierzehn Tagen kennt man sogar seine Lieblings-Ausdrücke, seine Phrasen-Bildung, die Biegungen seiner Stimme beim Vortrag. Wann hat er jemals verfehlt, traurig inne zu halten, nachdem er zum ersten Mal in seiner Erzählung das Wort: der Kaiser . . . vorgebracht? „hätten Sie ihn damals gesehen!!!" (drei bewundernde Ausrufungszeichen) fügt er unfehlbar hinzu. Und die Episode von dem Trompeterpferde, und die zurückprallende Kugel, welche eine Patrontasche mitnimmt, worin für siebentausend fünfhundert Franken Gold und Kleinodien waren u. s. w. u. s. w.! — Der

zweite Lieutenant ist ein starker Politiker, er begleitet alle Tage die letzte Nummer des Constitutionnel, welche er in Brest zu sich steckte, mit Anmerkungen; oder verläßt er je die sublimen Sphären der Politik, um auf die Literatur herabzusehen, so wird er euch die Kritik des letzten Vaudeville's, das er spielen sah, auftischen. Großer Gott! . . . der Schiffscommissär besaß eine sehr interessante Geschichte. Wie entzückte er uns das erste Mal, da er uns seine Flucht aus den Schiffskerkern von Cadix erzählte! aber bei der zwanzigsten Wiederholung, meiner Treu', da war es nicht mehr zum Aushalten . . . — Und vollends die Seekadetten und Aspiranten! . . . Bei der Erinnerung an ihre Gespräche sträubte sich mein Haar auf dem Kopf. Den Kapitän anlangend, so ist dieser in der Regel die mindest langweilige Person am Bord. In seiner Eigenschaft als unumschränkter Befehlshaber befindet er sich in geheimem Kriegsstand mit dem ganzen Offiziersstabe; er quält, er unterdrückt bisweilen, aber es gewährt eine gewisse Lust, über ihn zu fluchen. Hat er irgend eine fixe Idee, mit der er seine Untergeordneten chikanirt, so hat man dafür das Vergnügen, seinen Vorgesetzten lächerlich zu finden, und das tröstet ein wenig.

Am Bord des Schiffes, mit dem ich reiste, waren die Offiziere die besten Leute von der Welt, gute Kerls, die sich wie Brüder liebten, aber zugleich um die Wette langweilten. Der Kapitän war der sanfteste Mensch, durchaus nicht malitiös-pedantisch, was eine Seltenheit ist. Immer nur mit Widerwillen ließ er sein Ansehen als unumschränkter Gebieter fühlen. Und doch — wie lang schien mir nicht diese Fahrt! zumal diese Windstille, welche uns ein paar Tage, bevor wir Land sahen, hinbannte! . . .

Eines Tags nach dem Mittagessen, das wir aus Geschäftslosigkeit so lang als menschenmöglich ausdehnten, waren wir alle auf dem Verdeck versammelt, in Erwartung des einförmigen, aber stets majestätischen Schauspiels eines Sonnenunterganges

auf dem Meer. Ein Theil rauchte, der andere las zum zwanzigsten Mal einen der dreißig Bände unserer traurigen Bibliothek; Alle gähnten zum Weinen. Ein Fähndrich, der neben mir saß, unterhielt sich — und zwar so ernsthaft würdig, als eine ernsthafte Arbeit es verdient — damit, daß er den Hirschfänger, welchen die Marine-Offiziere in gewöhnlicher Uniform zu tragen pflegen, senkrecht auf die Bretter des Verdecks fallen ließ. Dieß ist eine Ergötzlichkeit so gut, wie eine andere, und erfordert noch außerdem eine gewisse Geschicklichkeit, wenn der Dolch sich kerzengerade in das Holz einspießen soll. — Ich wollte es machen, wie der Fähndrich, und da ich keinen Dolch hatte, den des Kapitäns entlehnen; aber er verweigerte mir denselben. Er hielt ausnehmend viel auf diese Waffe, und es wäre ihm peinlich gewesen, mitanzusehen, wie sie zu einer so geringfügigen Unterhaltung mißbraucht würde. Früher hatte dieser Dolch einem tapfern Offizier angehört, der in dem letzten Krieg gefallen war . . . Ich ahnte, daß jetzt eine Geschichte folgen werde, und täuschte mich nicht. Der Kapitän begann, ohne sich bitten zu lassen. Was die uns umgebenden Offizieren betrifft, so zogen sie sich, da jeder von ihnen die traurigen Schicksale des Lieutenants Roger auswendig wußte, sogleich auf vorsichtige Weise zurück. Der Kapitän erzählte mir ungefähr Folgendes:

„Als ich Roger kennen lernte, war er ungefähr drei Jahre älter, denn ich; er war Lieutenant, ich Fähndrich. Ich versichere Sie, es gab keinen bessern Offizier in unserm Corps; zudem besaß er ein vortreffliches Herz, Verstand, Bildung, Talente; kurz, es war ein herrlicher Junge. Unglücklicherweise war er zugleich stolz und leicht aufzubringen; das schrieb sich, wie mir däucht, von seiner Eigenschaft als natürliches Kind her, weil er fürchtete, seine Geburt möchte ihm in der Achtung der Leute schaden. Aber, um aufrichtig zu seyn, der größte seiner Fehler war der, daß er überall die Hauptperson spielen wollte. Sein Vater, den er niemals gesehen, ließ ihm eine Pension zufließen,

welche für seine Bedürfnisse mehr als hinreichend gewesen wäre, hätte Roger die Generosität nicht auf den höchsten Grad getrieben. All' sein Eigenthum gehörte seinen Freunden. Hatte er seinen vierteljährigen Sold bezogen, so durfte ihm Einer nur mit traurigem oder sorgenvollem Gesicht begegnen, um sogleich gefragt zu werden: „Nun, Kamerad, was hast Du denn? Du siehst aus, als könntest Du keinen großen Lärm machen, wenn Du an Deine Taschen klopfst; sey getrost, hier ist meine Börse, nimm, was Du brauchst, und komm' zum Mittagessen mit mir."

„Es geschah, daß eine sehr hübsche junge Schauspielerin, Namens Gabriele, nach Brest kam, welche alsbald Eroberungen unter den Seeleuten und Offizieren der Garnison machte. Gabriele war keine regelmäßige Schönheit, aber sie hatte einen schlanken Wuchs, einen kleinen Fuß und eine ziemlich herausfordernde Miene: all' das gefällt außerordentlich, wenn man in dem Fahrwasser von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren segelt. Zudem stand sie in dem Geruch, die launenhafteste Creatur ihres Geschlechtes zu seyn, und ihre Art, auf der Bühne aufzutreten, bestätigte diesen Ruf. Bald spielte sie zum Entzücken, daß man sie für eine Schauspielerin vom ersten Range hätte halten können, am andern Tag war sie in demselben Stück kalt, gefühllos; sie haspelte ihre Rolle ab, wie ein Kind seinen Catechismus hersagt. Was unsere jungen Leute am meisten interessirte, war folgende Geschichte, die man von ihr erzählte. Sie mußte in Paris von einem Senator auf sehr glänzendem Fuße unterhalten worden seyn; der Mann soll alle möglichen Thorheiten für sie begangen haben. Eines Tages setzte er in ihrem Zimmer seinen Hut auf; sie ersuchte ihn, den Hut abzuziehen, und beklagte sich sogar, daß er es an Achtung für sie fehlen lasse. Der Senator lachte, zuckte die Achseln, warf sich in einen Lehnsessel und sagte: „Ich werde mir's hoffentlich bei einem Mädchen, das ich bezahle, bequem machen dürfen." Eine tüchtige,

von der weißen Hand Gabriele's applicirte Ohrfeige belohnte ihn sogleich für seine Antwort, und warf seinen Hut in die andere Ecke des Zimmers. Daher vollständiger Bruch. Banquiers, Generale, Senatoren, hatten der Dame bedeutende Anerbietungen gemacht. Doch Alle waren von ihr abgewiesen worden: sie gieng auf's Theter, um, wie sie sagte, unabhängig zu leben.

„Als Roger sie sah und diese Geschichte erfuhr, hielt er dafür, diese Person passe für ihn; sofort benahm er sich mit der etwas rauhen Geradheit, die man uns Seemännern vorwirft, auf folgende Weise, um ihr zu zeigen, wie sehr er von ihren Reizen ergriffen sey. Er kaufte die schönsten und seltensten Blumen, die in Brest zu finden waren, machte einen Strauß davon und umwand ihn mit einem schönen Rosa-Bande, in dessen Knoten er sehr zierlich eine Rolle von fünfundzwanzig Napoleonsd'or steckte; es war dieß für den Augenblick sein ganzes Vermögen. Ich entsinne mich, daß ich ihn während eines Zwischenaktes hinter die Coulissen begleitete. Er machte Gabrielen ein sehr kurzes Compliment über die Grazie ihres Kostumes, bot ihr das Bouquet an, und bat um die Erlaubniß, sie daheim besuchen zu dürfen. Das Alles war in drei Worten gesagt.

„So lange Gabriele nur die Blumen und den schönen jungen Mann, der sie ihr darreichte, sah, lächelte sie ihm freundlich zu und begleitete ihr Lächeln mit einer der anmuthigsten Verbeugungen: als sie aber den Strauß in der Hand hatte und die Schwere des Goldes fühlte, wechselte ihr Gesicht schneller das Aussehen, als die Oberfläche des Meeres, die ein Sturm unter den Wendekreisen aufregt, und traun! sie war auch nicht weniger bösartig, denn sie schleuderte mit aller Macht den Strauß und die Goldstücke meinem armen Freund an den Kopf, daß er acht Tage lang die Spuren davon in seinem Gesichte trug. Die Glocke des Regisseurs ertönte, Gabriele trat auf die Bühne und spielte ganz verkehrt.

„Roger, nachdem er seinen Strauß und sein Gold mit ziemlich verstörter Miene wieder aufgelesen hatte, gieng in's Kaffeehaus, reichte den Strauß (ohne das Geld) der Dame du Comptoir, und versuchte, aus dem Punschglase Vergessenheit seiner Grausamen zu trinken. Es gelang ihm nicht, und trotz des Aergers, daß es sich mit seinen blauen Fensterscheiben nicht zeigen konnte, wurde er wahnsinnig in die leidenschaftliche Gabriele verliebt. Er schrieb ihr täglich zwanzig Briefe, und was für Briefe! unterwürfige, zärtliche, hochachtungsvolle, wie man sie an eine Prinzessin hätte schreiben dürfen. Die ersten wurden ihm unentsiegelt zurückgeschickt, die andern erhielten keine Antwort. Roger jedoch behielt immer noch einige Hoffnung, bis wir ihm zeigten, daß die Pomeranzenhändlerin des Theaters ihre Orangen in die Liebesbriefe wickelte, welche Gabriele ihr mit ausstudirter Bosheit dazu einhändigte. Das war ein fürchterlicher Schlag für den Stolz unseres Freundes; dessenungeachtet verminderte sich seine Leidenschaft nicht. Er sprach davon, die Komödiantin heirathen zu wollen; und als man ihm versicherte, daß das Marine-Ministerium nie seine Einwilligung dazu geben würde, so schwur er, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

„Inzwischen begab es sich, daß die Offiziere eines in Brest garnisonirenden Linienregiments Gabrielen eine Strophe in einem Vaudeville wiederholen lassen wollten, was diese aus purer Laune nicht that. Offiziere und Sängerin wurden so verstockt, daß die Einen durch ihr Pfeifen das Fallen des Vorhangs erzwangen, und die Andere in Ohnmacht fiel. Man weiß, was das Parterre einer Garnisonsstadt bedeuten will. Es wurde unter den Offizieren ausgemacht, daß mehrere Tage hinter einander die Frevlerin ohne Barmherzigkeit ausgepfiffen werden sollte, und man ihr nicht gestatten werde, eine einzige Rolle durchzuspielen, bevor sie mit der nöthigen Demuth durch eine Ehrenerklärung ihr Verbrechen gebüßt hätte. Roger war nicht in dieser Vor-

stellung gewesen; aber er erfuhr noch am gleichen Abend den Skandal, welcher das ganze Theater in Verwirrung gesetzt hatte, sowie die verabredeten Racheplänе. Auf der Stelle war sein Entschluß gefaßt.

Als am folgenden Tag Gabriele auftrat, so erscholl von der Offiziersbank her ein Zischen und Auspfeifen, daß Einem das Gehör hätte vergehen mögen. Roger, welcher sich absichtlich ganz in die Nähe der Lärmmacher gesetzt hatte, stand auf und tadelte die Lautesten in so beschimpfenden Ausdrücken, daß ihre ganze Wuth sich sogleich gegen ihn kehrte. Dann zog er mit großer Kaltblütigkeit seine Schreibtafel aus der Tasche, und bemerkte die Namen, die man ihm von allen Seiten zurief; er hätte jenes ganze Landregiment auf sich genommen, wenn nicht eine große Zahl der Marineoffiziere aus Korpsgeist sich eingemischt und die Mehrzahl seiner Gegner gefordert hätte. Das Durcheinander war in der That schauerlich.

„Die ganze Garnison wurde auf mehrere Tage in die Kaserne consignirt; als man uns aber die Freiheit wieder gab, war eine schreckliche Rechnung in's Reine zu bringen. Wir fanden uns zu Sechszig an Ort und Stelle ein. Roger allein schlug sich hintereinander mit drei Offizieren: Einen davon tödtete er und verwundete die beiden Andern gefährlich, ohne nur eine Ritze zu bekommen. Ich meinestheils war weniger glücklich; ein verdammter Lieutenant, der Fechtmeister gewesen war, versetzte mir einen tiefen Stich in die Brust, an dem ich beinahe gestorben wäre. Dieses Duell, oder vielmehr diese Schlacht, gewährte, ich darf es wohl versichern, ein schönes Schauspiel. Die Marine war durchaus im Vortheil, und das Landregiment mußte Brest verlassen.

„Sie können sich wohl denken, daß unsere Stabsoffiziere den Urheber des Streites nicht vergaßen; er hatte vierzehn Tage lang eine Schildwache vor der Thüre.

„Als er aus dem Arrest entlassen war, durfte auch ich aus

dem Hospital gehen und besuchte ihn. Wie groß war mein Erstaunen, als ich, bei ihm eintretend, Gabriele unter vier Augen mit ihm beim Frühstück fand! Es hatte das Aussehen, als stünden sie schon lange in dem vollkommensten Einvernehmen. Sie duzten sich bereits und tranken aus dem gleichen Glase. Roger stellte mich seiner Geliebten als seinen besten Freund vor, und sagte ihr, daß ich in jenem Scharmützel, dessen eigentlicher Urheber er gewesen, verwundet worden sey; das trug mir von der hübschen Person einen Kuß ein. Dieses Frauenzimmer hatte ganz martialische Neigungen.

„Sie brachten, im Vollgenusse des Glücks, drei Monate miteinander zu, ohne sich einen Augenblick zu verlassen. Offenbar liebte ihn Gabriele wahnsinnig und Roger gestand, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Gabriele die Liebe nicht gekannt habe.

„Eine holländische Fregatte lief in den Hafen ein. Die Offiziere gaben uns ein Festmahl. Alle Sorten von Wein floßen in Strömen; und nach aufgehobener Tafel setzte man sich, da man nichts Besseres zu thun wußte, denn diese Herren sprachen sehr schlecht französisch, zum Spiele nieder. Die Holländer schienen viel Geld zu haben; und zumal ihr erster Lieutenant wollte so hoch einsetzen, daß Keiner von uns es mit ihm aufzunehmen wagte. Roger, der gewöhnlich nicht spielte, glaubte, es handle sich bei dieser Gelegenheit darum, die Ehre unseres Landes aufrecht zu erhalten. Folglich spielte er, und hielt, soviel der holländische Lieutenant wollte. Erst gewann, dann verlor er. Nach einigem Wechsel von Gewinn und Verlust trennten sie sich ohne Resultat. Wir gaben den holländischen Offizieren ihr Gastmahl zurück; man spielte abermals. Roger und der Lieutenant geriethen wieder an einander. Kurz, mehrere Tage lang bestellten sie sich bald in's Caffehaus, bald in die Kajüte, indem sie alle Spielarten versuchten, zumal das Trictrac, und jedesmal ihren Einsatz erhöhten, so daß sie am Ende die Parthie um fünfund-

zwanzig Napoleonsd'or spielten. Für arme Offiziere, wie wir, war das eine ungeheure Summe: mehr als der Sold von zwei Monaten! Am Ende einer Woche hatte Roger alles Geld, das er besaß, verloren, und noch drei- bis viertausend Franken dazu, die er da und dort entlehnt hatte.

„Sie werden sich wohl gedacht haben, daß Roger und Gabriele gemeinsame Haushaltung und Börse führten: das heißt, Roger, der einen starken Prisenantheil erhalten hatte, hatte zehn- bis zwanzigmal mehr eingelegt, als die Schauspielerin. Jedoch betrachtete er diese Masse immer hauptsächlich als Eigenthum seiner Geliebten und hatte zu seinen Privatausgaben nur fünfzig Napoleons zurückbehalten. Indeß war er genöthigt gewesen, diese Reserve anzugreifen, um fortspielen zu können. Gabriele machte ihm nicht die geringste Gegenvorstellung.

„Das Haushaltungsgeld nahm den gleichen Weg, wie sein Taschengeld. Bald war Roger so weit heruntergebracht, daß er seine letzten fünfundzwanzig Napoleons einsetzte. Er gab sich furchtbare Mühe, daher dauerte die Partie lange und der Sieg schwankte bedeutend. Doch kam ein Augenblick, wo Roger, als er den Becher zur Hand nahm, nur noch eine Chance des Gewinnes hatte. Ich glaube, er brauchte sechs vier. Die Nacht war weit vorgerückt. Ein Offizier, der ihnen lange zugesehen hatte, war endlich auf seinem Sessel eingeschlafen. Der Holländer fühlte sich schläfrig und ermüdet: er hatte nebenbei viel Punsch getrunken; Roger allein war ganz wach und ein Raub der heftigsten Verzweiflung. Bebend warf er die Würfel. Er warf sie so heftig auf das Damenbrett, daß eine Kerze durch den Stoß auf den Boden fiel. Der Holländer wendete den Kopf zuerst nach der Kerze, welche seine neuen Beinkleider mit Wachs besudelt hatte, dann betrachtete er die Würfel. — Sie standen auf sechs vier. Blaß wie der Tod empfing Roger die fünfundzwanzig Napoleons. Sie spielten weiter; das Glück wurde meinem unglücklichen Freunde günstig, obwohl er schülerhafte Fehler machte

und auf eine Art band, als wollte er absichtlich verlieren. Der holländische Lieutenant gerieth in's Feuer, verdoppelte, verzehnfachte den Satz; er verlor immer, — ich meine, ich sehe ihn noch vor mir; es war ein großer phlegmatischer Blondkopf mit wächsernem Gesicht. Endlich, nachdem er vierzigtausend Franken verloren hatte, die er, ohne in seinem Gesichte die mindeste Bewegung zu errathen, zahlte, stand er auf.

„Roger sagte zu ihm: „Was wir diesen Abend gethan hab n, gilt nicht, Sie schliefen ja halb; ich will nichts von Ihrem Geld."

„Sie scherzen," antwortete der phlegmatische Holländer, „ich habe sehr gut gespielt, aber die Würfel waren mir ungünstig; ich weiß gewiß, daß ich Ihnen vier Löcher vorgeben, und doch noch g winnen könnte. Gute Nacht!"

„Damit gieng er weg.

„Am an ern Tag erfuhren wir, daß er aus Verzweiflung über seinen Verlust sich, nachdem er eine Bowle Punsch getrunken, erschossen habe.

„Die vierzigtausend von Roger gewonnenen Franken lagen auf einem Tisch ausgebreitet, und Gabriele betrachtete sie mit zufriedenem Lächeln.

„Wir sind jetzt sehr reich," sagte sie, „was wollen wir mit all' dem Gelde anfangen?"

„Roger antwortete nicht. Seit dem Tode des Holländers war er wie erstarrt.

„Man muß tausend tolle Streiche machen," fuhr Gabriele fort, „dieß Geld soll, wie gewonnen, so zerronnen seyn. Kaufen wir eine Kalesche und machen wir den Seepräfecten und seine Gemahlin wüthend vor Neid. Ich will Diamanten, Caschemirshawls haben. Nimm Urlaub und laß uns nach Paris gehen; hier werden wir mit so viel Geld nie fertig werden!" Sie hielt inne, um Roger zu beobachten, der, die Augen auf den Fuß-

boden geheftet, den Kopf auf die Hand gestützt, sie nicht einmal gehört hatte und die finsteren Gedanken im Kopfe zu rollen schien.

„Was Teufels hast Du, Roger?" rief sie aus, eine Hand auf seine Achsel legend. „Ich glaube, Du schmollst mit mir, ich kann kein Wort aus Dir herausbringen."

„Ich bin sehr unglücklich," sagte er endlich mit einem erstickten Seufzer.

„Unglücklich! Verzeih' mir's Gott, „Du scheinst Dir gar ein Gewissen daraus zu machen, diesen dicken Mynheer gerupft zu haben?"

„Er hob den Kopf und sah sie mit stieren Augen an.

„Was liegt daran?" fuhr sie fort, „was liegt daran, daß er die Sache tragisch aufnahm und sich das wenige Hirn, das er hatte, durchschoß! Ich beklage die Spieler, welche verlieren, nicht; und gewiß ist sein Geld in unsern Händen besser angebracht, als in den seinigen: er hätte es mit Trinken und Rauchen vergeudet, während wir tausend großartige Dinge, immer eines hübscher als das Andere, damit ausführen werden."

„Roger lief im Zimmer auf und ab: sein Kopf hieng auf die Brust herab, seine Augen waren halb geschlossen und voller Thränen. Wer ihn sah, hä te Mi leiden mit ihm haben müssen. Mir that sein Anblick in der Seele weh.

„Weißst Du," fuhr Gabriele fort, „daß Leute, die Deine romantische E'renhaftigkeit nicht kenneten, auf den Einfall gerathen könnten, Du habst betrogen?"

„Und wenn es wahr wäre?" rief er, vor ihr stehen bleibend, mit dumpfer Stimme aus.

„Bah!" antwortete sie lachend, „Du bist nicht gescheidt genug, um im Spiel zu betrügen."

„Ja, ich habe betrogen, Gabriele; ich habe betrogen, wie ein Elender, der ich bin."

„Sie überzeugte sich an seiner Aufregung, daß er nur zu wahr redete; dann setzte sie sich auf ein Canapee und bli.b eine

Zeit lang sprachlos; endlich sagte sie mit sehr bewegter Stimme: „Es wäre mir lieber, Du hättest zehn Menschen umgebracht, als im Spiel betrogen."

„Tödtliches Stillschweigen herrschte eine halbe Stunde. Sie saßen Beide auf dem gleichen Sopha und sahen sich nicht ein einzigesmal an. Roger stand zuerst auf, und sagte ihr mit ziemlich ruhiger Stimme: „gute Nacht."

„Gute Nacht!" antwortete sie ihm kalt und trocken.

„Roger hat mir nachher gesagt, er hätte sich noch an demselben Tage umgebracht, wäre die Furcht nicht gewesen, daß unsre Kameraden die Ursache seines Selbstmords ahnen könnten. Er wollte kein ehrloses Andenken hinterlassen.

„Am folgenden Tage war Gabriele so heiter wie gewöhnlich; man konnte glauben, sie habe das Geständniß vom vorigen Tage bereits vergessen. Was Roger betrifft, so war er finster, wunderlich, menschenscheu geworden; er gieng kaum aus seinem Zimmer, vermied seine Freunde und brachte oft ganze Tage zu, ohne an seine Geliebte ein Wort zu richten. Ich schrieb seine Traurigkeit einer ehrenhaften, aber übertriebenen Empfindlichkeit zu, und versuchte mehrmals, ihn zu trösten; aber er ließ mich gänzlich abfahren, indem er eine große Gleichgültigkeit gegen seinen unglücklichen Partner heuchelte. Eines Tages brach er sogar in eine heftige Rede gegen die holländische Nation aus und versuchte gegen mich die Behauptung, daß es in Holland keinen einzigen rechtschaffenen Mann geben könne. Inzwischen erkundigte er sich in der Stille nach der Familie des holländischen Lieutenants, aber Niemand konnte ihm Nachricht über dieselbe ertheilen.

„Sechs Wochen nach dieser unglückseligen Trictrac-Partie fand Roger bei Gabrielen ein Billet von einem Cadetten, der ihr für Gunstbezeugungen, die sie ihm geschenkt, zu danken schien. Gabriele war nämlich die personificirte Unordnung und hatte das fragliche Briefchen auf ihrem Kamin liegen lassen. Ich kann

nicht sagen, ob sie wirklich untreu geworden war, aber Roger glaubte es, und sein Zorn war gräßlich. Seine Liebe und ein Rest von Stolz waren die einzigen Gefühle, die ihn noch an das Leben fesseln konnten, und das stärkste derselben sollte ihm so urplötzlich vergällt werden. Er überhäufte die hochmüthige Comödiantin mit Schimpfworten, und kaum begreife ich, wie er es bei seiner Heftigkeit angieng, sie nicht zu schlagen.

„Ohne Zweifel," rief er aus, „hat Dir dieser Hasenfuß viel Geld gegeben? Geld ist das Einzige, was Du liebst, und Du würdest Dich dem schmutzigsten unsrer Matrosen preisgeben, wenn er es bezahlen könnte."

„Warum nicht?" antwortete die Schauspielerin kaltblütig. „Ja, ich ließe mich von einem Matrosen bezahlen, aber . . . bestehlen würde ich ihn nicht!"

„Roger stieß einen Wuthschrei aus. Bebend zog er seinen Hirschfänger und starrte Gabrielen einen Augenblick mit irren Augen an. Dann nahm er seine ganze Kraft zusammen, warf ihr die Waffe vor die Füße und entwich aus dem Gemach, um der furchtbaren Versuchung nicht zu unterliegen.

„Noch an diesem Abend gieng ich sehr spät an seiner Wohnung vorüber, und da ich noch Licht in seinem Zimmer sah, trat ich ein, um ein Buch von ihm zu entlehnen. Ich fand ihn im Schreiben vertieft. Er ließ sich nicht stören und schien meine Anwesenheit in seinem Zimmer nicht zu bemerken. Ich nahm neben seinem Pulte Platz und betrachtete seine Züge; sie waren so sehr angegriffen, daß ein Anderer, als ich, ihn zu erkennen Mühe gehabt hätte. Auf einmal bemerkte ich einen bereits gesiegelten Brief, der an mich adressirt war. Ich öffnete ihn sogleich; Roger that mir kund, daß er seinem Leben ein Ende machen werde, und gab mir noch verschiedene Aufträge. Während ich las, schrieb er immer fort, ohne Notiz von mir zu nehmen: es war an Gabriele, der er sein Lebewohl sagte . . . Sie können denken,

wie groß mein Erstaunen war, und was ich ihm Alles sagte in der Bestürzung über seinen Entschluß:

„Wie! Du willst Dich umbringen, Du, der Glückliche?"

„Mein Freund," erwiderte er mir, seinen Brief siegelnd, „Du weißst Nichts... Du kennst mich nicht; ich bin ein Schurke, bin so verächtlich, daß ein Freudenmädchen mich insultirt, und ich fühle meine Niederträchtigkeit so sehr, daß ich sie nicht einmal zu prügeln wage."

„Darauf erzählte er mir die Geschichte der Trictrac-Partie und Alles, was Sie schon wissen. Beim Zuhören war ich wenigstens ebenso bewegt, als er, ich wußte ihm nichts zu sagen; ich drückte ihm die Hände, wischte mir die Thränen aus den Augen, aber reden konnte ich nicht. Zuletzt gerieth ich auf den Einfall, ihm vorzustellen, daß er sich den Ruin des Holländers nicht als absichtliche Schuld vorwerfen dürfe, und ihm durch seine.... Prellerei... nur fünf und zwanzig Napoleon abgenommen habe.

„Also!" rief er mit bitterer Ironie aus, „also bin ich ein kleiner Dieb und kein großer. Ich, der so viel Ehrgeiz hatte! Nur ein Gaunerchen zu seyn!"

„Damit brach er in ein schallendes Lachen aus. Ich vergoß einen Strom von Thränen.

„Plötzlich gieng die Thüre auf; ein Weib kam herein und stürzte sich in seine Arme; es war Gabriele „Verzeih' mir," rief sie, ihn umschlingend, „verzeih' mir! ich fühle es wohl, ich liebe nur Dich. Ich liebe Dich jetzt mehr, als wenn Du nicht gethan hättest, was Du Dir zum Vorwurf machst. Wenn Du willst, so werde ich stehlen... Ich habe schon gestohlen... ja, ich habe gestohlen... ich habe eine goldene Uhr gestohlen... was kann man Schlimmeres thun?"

Roger schüttelte ungläubig den Kopf; aber seine Stirne schien sich aufzuheitern. „Nein, mein armes Kind," sagte er, sie sanft abwehrend, „ich muß mich durchaus umbringen. Ich

leide zu sehr, ich kann dem Schmerz, den ich hier fühle, nicht widerstehen.

„Wohlan! wenn Du sterben willst, Roger, so werde ich mit Dir sterben! Ohne Dich, was ist mir das Leben! ich habe Muth, ich habe schon Gewehre abgedrückt; ich werde mich umbringen, so gut wie ein Anderer. Zudem bin ich, welche Tragödie gespielt hat, daran gewöhnt.“ Sie hatte Thränen in den Augen, als sie anfieng; dieser letzte Gedanke machte sie lachen, und selbst Roger konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Du lachst, mein Offizier,“ rief sie händeklatschend und ihn küssend aus; „Du wirst Dich nicht tödten.“ Und sie küßte ihn fort und fort, bald weinend, bald lachend, bald wie ein Matrose fluchend; denn sie war eines von den Frauenzimmern, die vor einem derben Worte nicht erschrecken.

„Einstweilen hatte ich mich der Pistolen und des Dolchs bemächtigt, und sagte zu Roger: „Mein lieber Roger, Du hast eine Freundin und einen Freund, die Dich lieben. Glaube mir, Du kannst noch einiges Glück auf dieser Welt genießen.“ Nachdem ich ihn umarmt, gieng ich weg und ließ ihn mit Gabrielen allein.

„Ich glaube, wir hätten sein trauriges Vorhaben nur verzögern können, wenn er nicht von dem Minister Befehl erhalten hätte, als erster Lieutenant an Bord einer Fregatte zu gehen, welche in den indischen Meeren kreuzen sollte, wenn sie erst durch das englische Geschwader, das den Hafen blokirte, hindurch gekommen wäre. Die Aufgabe war gewagt. Ich machte ihm begreiflich, daß es mehr werth sey, auf edle Weise von einer englischen Kugel zu sterben, als eigenhändig seinem Leben ein Ende zu machen, ruhmlos und nutzlos für das Vaterland. Er versprach, zu leben. Von den vierzigtausend Franken vertheilte er die Hälfte an verkrüppelte Matrosen oder an Wittwen und Kinder von Seeleuten. Den Rest gab er Gabrielen, welche sofort schwur, dieses Geld nur zu guten Werken anzuwenden. Sie hatte gewiß die Absicht,

Wort zu halten, das arme Mädchen; aber die Begeisterung war bei ihr von kurzer Dauer. Ich habe später erfahren, daß sie den Armen einige tausend Franken gab; mit den übrigen kaufte sie sich Flitterstaat.

„Wir, Roger und ich, bestiegen eine schöne Fregatte, die Galatée; unsere Leute waren tapfer, gut exerzirt, gut disciplinirt; aber unser Commandant war ein Hohlkopf, der sich für einen Jean Bart hielt, weil er ärger fluchte, als ein Exerziermeister, weil er das Französische radebrechte, und weil er die Theorie seiner Kunst, deren Praxis er ziemlich mittelmäßig verstand, niemals studirt hatte. Dennoch begünstigte ihn anfänglich das Loos; wir liefen glücklich von der Rhede aus, Dank einer Brise, die das Blokadegeschwader auf die hohe See hinaustrieb, und begannen unsere Kreuzerei mit Verbrennung einer englischen Fregatte und eines Kauffahrteischiffs an den Küsten von Portugal.

„Wir segelten langsam den indischen Meeren zu, gehindert durch Winde und falsche Manöver unsers Kapitäns, dessen Ungeschick die Gefahren unserer Kreuzer noch vermehrte.

„Bald gejagt von überlegener Macht, bald Schiffe der indischen Kompagnie verfolgend, brachten wir keinen Tag ohne irgend ein neues Abenteuer zu. Aber weder die waghalsige Lebensart, die wir führten, noch die Strapazen des Dienstes auf der Fregatte konnten Roger den finsteren Gedanken entreißen, welche ihn ohne Unterlaß begleiteten. Er, der sonst für den thätigsten, den nach Auszeichnung begierigsten Offizier unseres Seehafens galt, begnügte sich jetzt mit einfacher Vollziehung seiner Pflicht. Sobald sein Dienst gethan war, verschloß er sich in sein Gemach ohne Bücher, ohne Papier; ganze Stunden brachte er in seiner Hängematte zu, und — der Unglückliche konnte doch nicht schlafen.

„Eines Tags, da ich seine Niedergeschlagenheit gewahrte, fiel es mir ein, ihm zu sagen: „Alle Wetter! mein Freund, Du

kränkest Dich um eine Kleinigkeit. Du hast fünfundzwanzig Napoleons einem dicken Holländer abgeführt, sey's drum! – und machst Dir Gewissensbisse für eine Million. Nun, sage mir, als Du der begünstigte Liebhaber der Gemahlin des Präfekten von .... warst, da hattest Du keine, nicht wahr? Und doch war sie mehr werth, als fünfundzwanzig Napoleonsd'or."

„Er kehrte sich auf seiner Matratze um, ohne mir zu antworten.

„Ich fuhr fort: „Jedenfalls hatte Dein Verbrechen, weil Du nun einmal die Sache mit Gewalt dazu stempelst, einen ehrenhaften Grund und kam aus einer erhabenen Seele."

„Er drehte den Kopf und sah mich mit wüthender Miene an.

„Ja, ja! denn kurz und gut, wenn Du verlorst, was wäre aus Gabriele geworden? Das arme Mädchen, es hätte sein letztes Hemd für Dich verkauft... wenn Du verloren hättest, wäre sie dem Elend preisgegeben.... Für sie, aus Liebe für sie hast Du falsch gespielt! Es gibt Leute, die aus Liebe morden... die sich morden, oder Andere... Du, mein lieber Roger, hast noch mehr gethan. Bei Männern, wie wir, gehört mehr Muth zum... Stehlen (um es gerade heraus zu sagen) als zum Selbstmord."

„Vielleicht erscheine ich Ihnen," sagte, seine Erzählung unterbrechend, der Kapitän zu mir, „mit dergleichen Redensarten jetzt lächerlich. Aber ich versichere Sie, meine Freundschaft für Roger verlieh mir damals eine Beredtsamkeit, die ich heute nicht mehr finde; und, hole mich der Teufel! als ich so mit ihm redete, meinte ich es aufrichtig und glaubte Alles, was ich sagte. Ach! dazumal war ich jung!

„Roger antwortete eine Zeitlang nicht; dann reichte er mir die Hand und sagte, mit offenbarer Anstrengung es über sich gewinnend: „Mein Freund, Du hältst mich für besser, als ich bin. Ich bin ein elender Tropf. Als ich diesen Holländer betrog, dachte ich nur daran, fünfundzwanzig Napoleonsd'or zu gewinnen;

weiter nichts. An Gabriele dachte ich nicht, und darum verachte ich mich... Ich, meine Ehre geringer zu achten, als fünfundzwanzig Napoleonsd'or!... Welche Niederträchtigkeit! Ja, ich wäre glücklich, wenn ich mir sagen könnte: ich habe gestohlen, um Gabriele aus dem Elend zu ziehen... Nein!.... nein! ich dachte nicht an sie... Ich war nur in diesem Moment nicht der Liebe bewußt... Ich war ein Spieler... ich war ein Gaudieb... ich stahl Geld, um es selber zu haben... und diese Handlung hat mich so sehr zum Thier, zum Nichts gemacht, daß ich jetzt weder Muth, noch Liebe mehr habe... ich lebe und denke nicht mehr an Gabriele... ich bin ein fertiger Mensch!"

„So unglückselig war er offenbar, daß, hätte er meine Pistolen verlangt, um sich umzubringen, ich sie ihm wahrscheinlich gegeben hätte.

„An einem gewissen Freitag,... ein Unglückstag der Freitag!... entdeckten wir eine schwere englische Fregatte, die Alceste, welche auf uns Jagd machte. Sie trug achtundfünfzig Kanonen, wir hatten nur achtunddreißig. Wir setzten alle Segel, um ihr zu entrinnen; aber sie war eine überlegene Seglerin und gewann jeden Augenblick Vorsprung vor uns; es lag am Tage, daß wir noch vor Nacht einen ungleichen Kampf zu bestehen haben würden. Unser Kapitän berief Roger in sein Zimmer, wo sie eine starke Viertelstunde Berathung pflogen. Roger kam auf das Verdeck herauf, nahm mich am Arm und zog mich bei Seite.

„Binnen zwei Stunden," sagte er, „wird der Tanz anheben; der wackere Bürsch da drunten, der sich auf dem Hintersteven abzappelt, hat den Kopf verloren. Zweierlei konnte er wählen: entweder konnte er (was das Ehrenvollste wäre) den Feind auf uns herkommen lassen, dann ihn muthig entern und ein Hundert entschiedene Kerls ihm an Bord werfen; oder aber (und das wäre auch nicht übel, wiewohl ziemlich feige) uns für die Flucht erleichtern und einen Theil der Kanonen über Bord werfen. Dann wären wir im Stande, uns sehr nahe an die afrikanische Küste, die wir dort drüben am Backbord entdecken, anzuklammern. Der Engländer wäre, aus Furcht zu scheitern, gezwungen, uns entkommen zu lassen; aber unser wackerer Kapitän ist weder ein Held, noch ein Feigling: er läßt sich aus der Ferne mit Kanonenschüssen zu Grund richten, und nach einem Kampf von ein paar Stunden streicht er die Flagge. Schlimm genug für Dich! die Pontons von Portsmouth warten Deiner. Was mich betrifft, so will ich sie nicht sehen."

„Vielleicht," entgegnete ich, „thun unsere ersten Kanonenschüsse dem Feind Schaden genug, um ihn zur Einstellung der Jagd auf uns zu nöthigen".

„Höre, ich will nicht Gefangener werden, ich will umkommen; es ist Zeit, daß ich ein Ende mache. Wenn ich unglücklicher Weise nur verwundet werde, so gib mir Dein Wort, daß Du mich in's Meer wirfst. In diesem Bett muß ein guter Seemann, wie ich, sterben".

„Welche Narrheit!" rief ich aus; „und was für einen Auftrag muthest Du mir da zu!"

„Du wirst die Pflicht eines guten Freundes erfüllen. Du weißst, daß ich sterben muß. Dessen wirst Du Dich wohl erinnern, daß ich nur in der Hoffnung, umgebracht zu werden, mich nicht umbrachte. Wohlan, versprich mir das, weigerst Du Dich, so verlange ich diesen Dienst von dem Bootsmann dort, der ihn mir nicht abschlagen wird.

„Nach einigem Nachdenken sagte ich zu ihm: „Ich gebe Dir mein Wort, zu thun, was Du verlangst, vorausgesetzt, daß Du tödtlich, rettungslos verwundet bist. In diesem Fall willige ich ein, Dir Schmerzen zu ersparen."

„Ich werde tödtlich verwundet oder getödtet werden." Er reichte mir die Hand hin; ich drückte sie stark. Von jetzt an war er ruhiger, und es leuchtete sogar eine Art martialischer Lustigkeit auf seinem Gesichte.

„Gegen drei Uhr Nachmittags begannen die Kugeln des verfolgenden Feindes in unser Tauwerk zu schlagen. Wir strichen jetzt einen Theil unserer Segel, legten uns quer vor die Alceste und machten ein Rottenfeuer, das die Engländer nachdrücklich beantworteten. Nach einstündigem Kampfe wollte unser Kapitän, der nichts zu rechter Zeit that, die Enterung versuchen. Aber wir hatten bereits viele Todte und Verwundete, und der übrige Theil unserer Mannschaft hatte seinen Eifer verloren; deßgleichen hatte unser Tauwerk sehr noth gelitten, und unsere Maste waren bedeutend beschädigt. Im Augenblick, wo wir die Segel entfalteten, um uns dem Engländer zu nähern, stürzte unser Hauptmast, der durch nichts mehr gehalten wurde, mit furchtbarem Krachen um. Die Alceste benützte die erste Verwirrung, in welche uns dieser Unfall versetzte. Sie fuhr ganz nahe an unserem Hintertheile vorüber, indem sie auf halbe Pistolenschußweite eine volle Lage auf uns ausspie. Unsere unglückliche Fregatte wurde vom einen Ende zum andern durch-

geschmettert, und hatte auf diesem Punkt dem Feind nur zwei kleine Kanonen entgegenzustellen. In diesem Augenblick war ich neben Roger, der die Taue abhauen ließ, welche den gesunkenen Mast noch hielten. Ich fühlte, aß er mir die Hand mit Macht drückte. Wie ich mich umwende, sehe ich ihn auf das Oberlof gestürzt in seinem Blute schwimmen. Eben hatte er eine Kartatschenkugel in den Unterleib erhalten.

„Der Kapitän eilte auf ihn zu und rief: „Was ist zu thun, Lieutenant?"

„Man muß uns're Flagge an diesen Stumpf von Mast nageln und uns versenken." Der Kapitän v rließ ihn sogleich, da dieser Rath nicht im geringsten nach seinem Geschmack war.

„Wohlan," sprach Roger zu mir, erinnere Dich jetzt Deines Versprechens!"

„Es hat nicht viel zu bedeuten," antwortete ich ihm, „Du kannst wieder genesen."

„Wirf mich über Bord," rief er schauerlich fluchend und mich an meinem Rockschoß fassend; „Du siehst wohl, daß ich nicht mehr aufkommen kann; wirf mich in's Meer, ich will unsere Flagge nicht streichen sehen."

„Zwei Matrosen näherten sich, um ihn in den untern Raum zu tragen."

„An Eure Kanonen, Schufte," schrie er zornig; „schießet mit Kartatschen und zielet auf das Lof! Und Du, wenn Du Deinem Worte untreu wirst, so verfluche ich Dich und halte Dich für den elendesten und niederträchtigsten der Menschen!"

„Seine Wunde war gewiß tödtlich. Ich sah, wie der Kapitän einen Kadetten rief und ihm Befehl ertheilte, unsere Flagge zu streichen."

„Gib mir einen Händedruck," sagte ich zu Roger.

„In demselben Augenblick, wo unsere Fahne sank . . ."

. . . .

„Kapitän, ein Wallfisch am Backbord!" unterbrach ihn ein herbeieilender Schiffsfähndrich.

„Ein Wallfisch?" rief der Kapitän entzückt vor Freude und seine Erzählung einstellend, — „schnell, die Schaluppe in's Meer! Die Yacht in's Meer! Alle Schaluppen hinabgelassen! — Harpunen! Seile! u. s. w."

Ich habe nie erfahren können, wie der arme Lieutenant Roger starb.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

3624

3624

3624

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mérimée, Prosper,

Prosper Merimée's gesammelte Werke

Bd.: 2

Stuttgart [u.a.] 1845

L.eleg.g. 520 u-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10575100-8